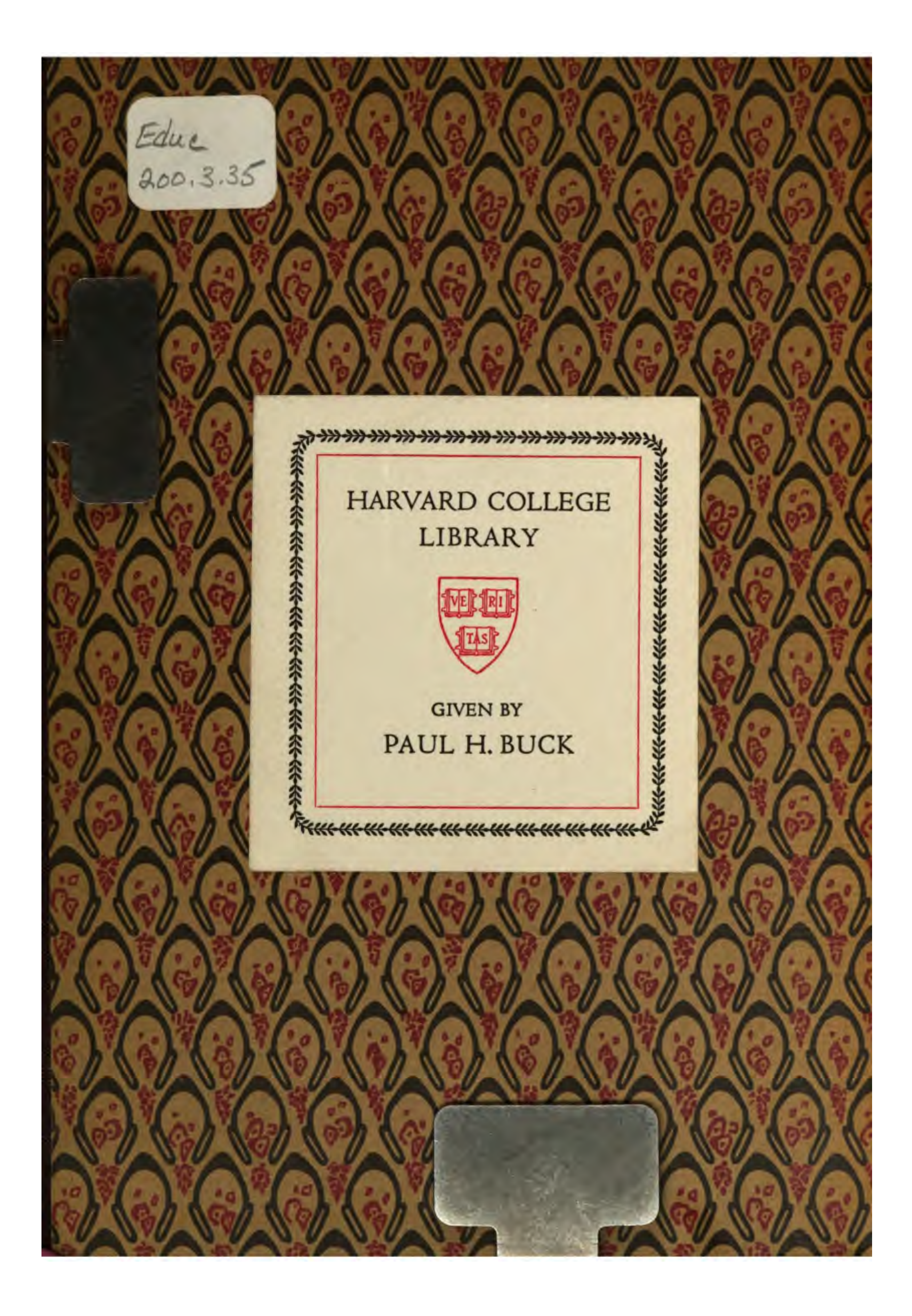
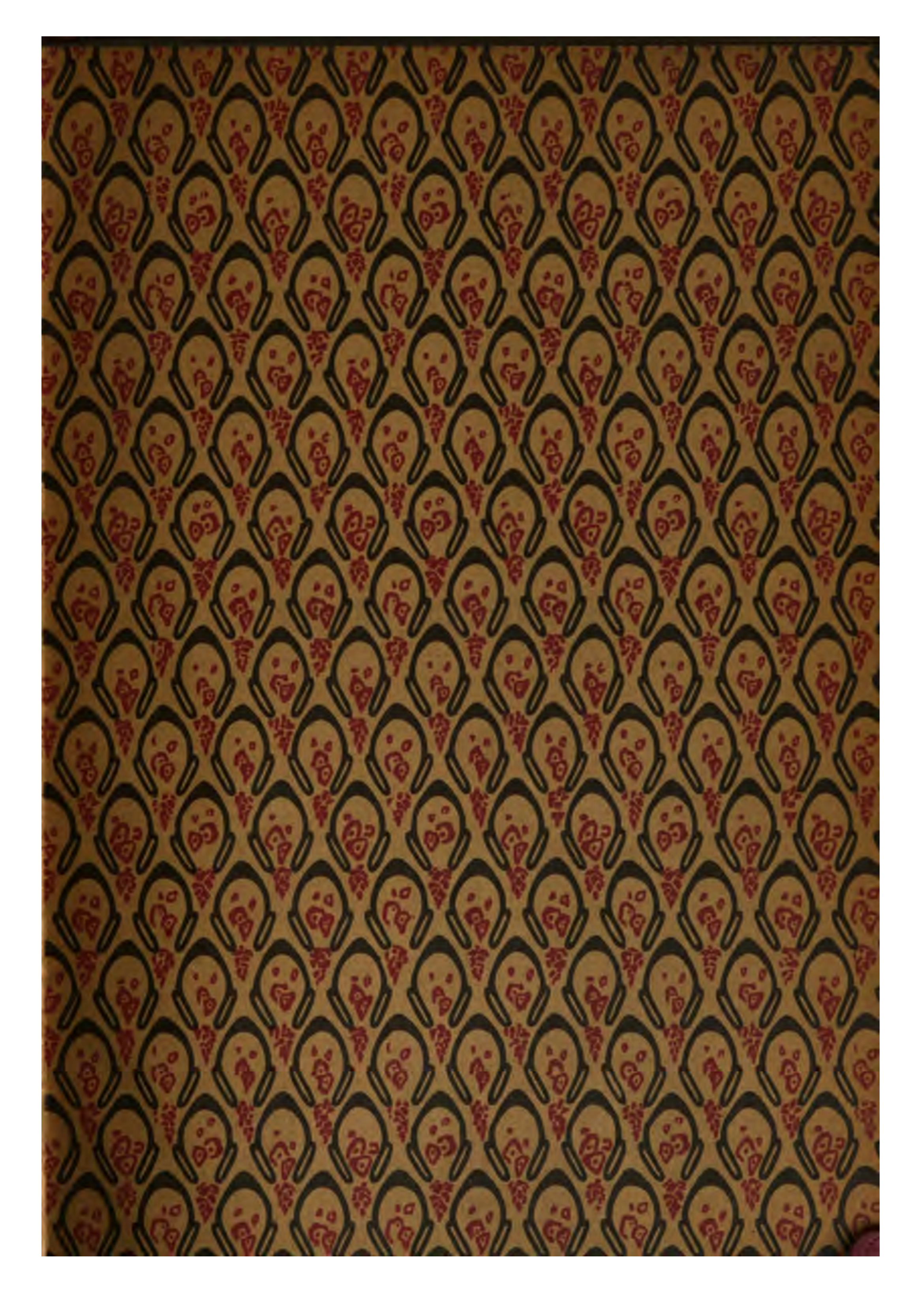
Oskar Jäger

Erlebtes und Erstrebtes



Educ 200.3.35
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
VE RI TAS
GIVEN BY
PAUL H. BUCK



Erlebtes und Erstrebtes

Erlebtes und Erstrebtes

Reden und Aufsätze

von

Oskar Jäger
Gymnasialdirektor a. D., o. Honorarprofessor an der Universität Bonn



München 1907
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort

Diese Sammlung enthält Beiträge zur Geschichte des Schul- und Unterrichtswesens der letzten dreißig Jahre und einiges, was mittelbar oder unmittelbar damit zusammenhängt. Der lebhafte Kampf, der um die deutsche Mittelschule auf preußischem Boden gekämpft worden ist und der mit dem Kaiserlichen Erlaß vom 26. November 1900 seinen formellen Abschluß, aber nicht sein Ende gefunden hat, ist so wichtig, daß er auch den gelegentlichen Kundgebungen einige Bedeutung und ihrer Fixierung einigen historischen Wert geben kann. Ich war in der Lage, in den einzelnen Phasen dieses Kampfes auch meinerseits ein Bekenntnis abzulegen und so darf ich vielleicht für die folgenden Blätter einige Aufmerksamkeit beanspruchen: für die jüngere Generation ist es von Wert, die einzelnen Stadien und Momente der Bewegung kennen zu lernen. Außerdem sind einige Erinnerungen aus meinem Leben beigegeben, die beifällige Aufnahme gefunden und den Wunsch erregt haben, sie in einer dauernderen Form zu besitzen, als ein Tages- oder Monatsblatt sie gibt, sowie einiges Bismarckische und ein und das andere über das Gymnasiale hinausgehende. Dies zur Rechtfertigung einer Sammlung, die sich im übrigen selbst rechtfertigen muß. Ich bin in die Jahre getreten, wo man

sein Haus, auch sein literarisches Haus, zu bestellen dringenden Grund hat und übergebe diese Sammlung der weiteren Öffentlichkeit mit der Hoffnung, daß man sie in Übereinstimmung finden werde mit dem Bekenntnis zum humanistischen Gymnasium, das ich in einer früheren Sammlung pro domo abgelegt habe.

Bonn, März 1906.

O. Jäger.

Inhalt

Seite

I. Erinnerungen und Gelegenheitsreden

II. Schulreform und Verwandtes

I. Erinnerungen und Gelegenheitsreden

1. Die Schwäbische Dichterschule*)

Die vier Dichter, die unsere Literaturgeschichten unter der Bezeichnung „Schwäbische Dichterschule" zusammenstellen, Ludwig Uhland, Gustav Schwab, Justinus Kerner, Eduard Mörike haben einst mit der vollen Stärke nicht ihrer Dichtung allein, sondern auch ihrer Persönlichkeiten auf meine Jugendentwickelung und somit meine Lebensführung eingewirkt. Oft wo ich in Freundeskreisen aus der Fülle dieser Eindrücke Erinnerungen zum besten gab, bin ich gemahnt worden, ehe es zu spät werde, auch einem weiteren Kreise von diesen Dingen und Zeiten zu erzählen, und ich selbst empfand das Bedürfnis, einiges davon niederzuschreiben, weil ich mir sagen mußte, daß unter den Jetztlebenden nur noch sehr wenige sind, denen es wie mir vergönnt war, längere Zeit und auf vielseitige Weise unter dem Bann und Zauber dieser Männer zu leben, die sich, jeder auf seine Art und jeder in bedeutender Weise, das Recht des Fortlebens und Fortwirkens unter ihren Volksgenossen erworben haben. Gerne versenkt sich die Generation, die jetzt die Altersgrenze des Psalmisten erreicht oder überschritten und den ungeheuren Umschwung in allen Lebensverhältnissen, in Staat und Haus, sozusagen an ihrem eignen Leibe erfahren hat, in jene harmlose Zeit der dreißiger Jahre des jüngstvergangenen Jahrhunderts, wo man auf deutscher Erde noch nichts von Eisenbahnen, elektrischem Licht und Sozialdemokratie, nichts

*) Velhagen und Klasings Illustrierte Monatshefte 1905.

von großen Kämpfen in einem deutschen Parlament, deutschen Kolonien und europäischen Expeditionen nach China wußte.

Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten.
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten —

Das äußere Leben in der ersten Hälfte des Jahrhunderts bewegte sich in sehr einfachen Formen, und von Vornehmheit der Lebenshaltung, die jetzt häufig wie eine Art Tugend angepriesen wird, war bei keinem der vier Männer, die doch sämtlich nach damaligen Verhältnissen gut gestellten Familien entstammt waren, die Rede. „Prunkmahle" gab es für jene Kreise nur in Dichtungen, für Götter und Könige; die Prunkmahle unserer Knabenzeit waren gut zubereitete und nicht karg bemessene Hausmannskost, an der sich die Kunst der Hausfrau offenbarte, und die Abendgesellschaften bei meinem Oheim Gustav Schwab in Stuttgart, wo mitunter sehr bedeutende und berühmte Leute zusprachen, oder die im Uhlandschen Hause in Tübingen, zu denen das kinderlose Ehepaar jeden Winter ein- oder zweimal die Söhne und Töchter befreundeter Familien zusammenlud, hatten eine nach jetzigen Begriffen sehr einfache materielle Grundlage. Es gab Tee mit „mürben Brezeln", hierauf etwa ein Gesellschaftsspiel oder etwas Musik, dann etwas kalten Aufschnitt, „ein Rädle Wurst", wie man es bescheiden nannte, und ein Glas besseren Landweins, darauf etwa ein Tanzvergnügen mit Kuchen und, wenn sehr luxuriös, einem Glase Punsch, das den Schluß bildete.

Und einfacher und darum gesunder war auch die geistige Kost. Man hatte nicht wie jetzt Tag für Tag ein Buch in der Form einer Zeitung riesigen Formats zu verschlingen, die Zeitung, der Schwäbische Merkur, der ohne Leidenschaft erwartet und ohne Aufregung gelesen wurde, bildete einen Bestandteil des Morgenkaffees, den man — denn man hatte Zeit — nicht zu beschleunigen brauchte; und die durch den Merkur vermittelte tägliche Orientierung über die Weltlage wurde weiterhin für ein Haus wie das

Uhlandsche, Schwabsche und Kernersche ergänzt durch die Augsburger Allgemeine Zeitung, die man — sie war für den einzelnen Württemberger unerschwinglich teuer — mit drei, vier, fünf und mehr Familien zusammen hielt, und die namentlich durch ihre vielgeschätzte Beilage mit wissenschaftlichen und andern allgemeinen Fragen stete Fühlung brachte. Sie bot wesentlich den Stoff für die Unterhaltung der Männer akademischen Bildungsgrads untereinander und mit den Frauen, deren Bildungseifer in diesen Kreisen um so größer und dauernder war, je weniger ihm in schultechnischer Beziehung, wo man noch nichts von dem Empressement und den großen Worten unserer Tage wußte, Genüge geleistet wurde.

Diese geistig-literarischen Interessen waren durch die große Umwälzung, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine ganz neue Bildung ins Leben rief, in Schwung gekommen, Schiller, Goethe noch nahe Vergangenheit oder noch unmittelbare Gegenwart: noch lange war es eine wertgehaltene Familientradition, daß Goethe — es muß im Jahre 1797 gewesen sein — im Hause von Schwabs mütterlichem Großvater H. G. Rapp, mit dem er auch bis 1802 Briefe wechselte, an einem Abend aus Hermann und Dorothea vorgelesen habe. Indes war durch die französische Revolution und die ihr folgenden Katastrophen in Deutschland, durch die Umwälzung der europäischen Verhältnisse und zuletzt den Befreiungskrieg dafür gesorgt, daß die literarische Tätigkeit und ästhetische Liebhaberei nicht zum bloßen Träumen und Genießen wurde. Uhland wie Schwab hatten die ernstliche Absicht gehegt, als Freiwillige den Krieg von 1813 mitzumachen, und sind nur durch den Druck der Verhältnisse, wie sie durch den heillosen Sultanismus des Königs Friedrich I. sich gestaltet hatten, daran gehindert worden.

Es ist bekannt, wie Uhland in dem bald nach der Abwerfung der Fremdherrschaft entbrennenden württembergischen Verfassungskampf eine Rolle spielte und durch seine vaterländischen Lieder vom alten guten Recht das viel mißbrauchte Wort Goethes „Ein garstig Lied pfui ein politisch Lied“ widerlegte und mit Stellen wie

erharret's ruhig und bedenket,
Der Freiheit Morgen steigt herauf:
Ein Gott ist's der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf —

den Menschen der zwei folgenden Generationen ein Trostwort mitgab, dessen sie bis 1871 noch mehr als einmal bedürftig waren. Der Kampf endete unter Friedrichs besserem Nachfolger Wilhelm I. mit einer Verständigung, die auch Uhland in dem Prolog zu seinem Trauerspiel Herzog Ernst von Schwaben feierte, und noch in den dreißiger Jahren, in denen meine Kindheitserinnerungen beginnen, herrschte eine verhältnismäßig zufriedene Stimmung: namentlich bildete die Politik nicht das alles verschlingende Element wie seit Mitte der vierziger Jahre und vollends im Jahre 1848, das der alten Harmlosigkeit deutschen Dahinlebens endgültig ein Ziel setzte. Mein Vater, Arzt und Naturforscher, war von der gemeinsam verlebten Studienzeit her ein Freund Uhlands und Kerners, und diese Verbindung trennte erst der Tod; mit Schwab war er verbunden als Gatte seiner Schwester Charlotte, meiner Mutter. Mit ganzem Eifer seinem ärztlichen Beruf und paläontologischen Forschungen hingegeben, stand er dem dichterischen und literarischen Tun und Treiben verhältnismäßig fern, wenn er auch gelegentlich wie jedermann in Schwaben bei Hochzeitsfeiern oder wenn ihm ein Stammbuch präsentiert wurde, seinen halb ernsten, halb scherzenden Vers zu schmieden wußte, so gut wie einer. Das Verhältnis der beiden Schwäger war durchaus freundlich und herzlich, sie achteten sich, jeder seines Berufs und seiner Bedeutung sicher, und hatten sich gern, offene Naturen beide, waren aber doch zu verschieden, um sich völlig zu verstehen: mein Vater, alles besonnen und ehrlich mit den offenen Augen und dem unerbittlichen Wirklichkeitssinn des Arztes und Naturforschers prüfend, ohne engere Fühlung mit dem kirchlichen Glauben, den ihm eine tiefe Begeisterung für den Herderschen Humanitätsgedanken ersetzte, — Schwab, der nirgends den Dichter verleugnete, unkritisch, frommgläubig, und wo etwas seine stets rege und stark optimistische Phantasie in Wallung brachte,

leichtgläubig. Dagegen sympathisierte mein Vater sehr mit Uhland, der als Jurist ebenso unbestechlich nur die Tatsache gelten ließ wie mein Vater als Arzt, ohne daß übrigens beide Männer bei der Verschiedenheit ihrer Lebensberufe und Interessen sich viel zu sagen gehabt hätten; Uhland versäumte aber nie, bei seinem gelegentlichen meist kurzen Aufenthalt in Stuttgart mein elterliches Haus zu besuchen. Er imponierte uns Kindern zunächst nur durch seinen Namen, den man so oft im Gespräch der Alten zu hören bekam, nicht durch seine äußere Erscheinung, die immer ganz korrekt, aber sehr einfach war. Aber sein Genius beherrschte das Haus, und eine Menge Stellen aus seinen Gedichten kannten ich und ein Teil meiner Geschwister auswendig, ehe wir sie verstanden. Besonders die Eberhardromanzen machten uns Eindruck. Jenes in Tönen meisterhaft malende:

Dumpf tönet von den Türmen der Totenglocken Klang —

oder der Anfang der Döffinger Schlacht:

Am Ruheplatz der Toten da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein —

schmeichelten den Ohren, und ich habe mich Uhlands Muse mein Lebenlang zu Danke verpflichtet gefühlt für die Freude an der *Musik unserer Sprache*, am Wohlklang der Verse — in Goethes Faust etwa oder den Chören in Schillers Braut von Messina oder wo immer es sein mochte. Dieser Wohlkang, der ja natürlich nicht losgelöst sein kann vom Gedanken- und Gefühlsinhalt der Stelle, beglückte mich, der ich mich nicht rühmen konnte, musikalisch zu sein im landläufigen Sinne, wenn ich einsam vor mich hin Gedichte rezitierte oder sie im engsten Kreise oder später vor meinen Schülern vortrug, ebenso wie etwa meine sämtlichen musikalisch veranlagten Geschwister ihr eigenes oder fremdes Klavierspiel beglückte; ich habe häufig gefunden, wie ich beiläufig bemerken möchte, daß Leute, die als musikalisch vortrefflich beleumundet sind, für diese der Sprache als solcher, unserer Sprache insbesondere, immanente Musik sehr wenig übrig haben. Auch von den vier Dichtern, von denen hier die Rede ist, ließe sich, so viel mir bekannt — selbst Mörike nicht ausgenommen —, keiner als eigent-

lich musikalisch bezeichnen, wie denn keiner ein Instrument spielte, es wäre denn Kerner, der sich in seiner Weise rühmte, Virtuos zu sein auf einem jetzt längst verschollenen Organon, der Maultrommel, auf der er, ehe er eines seiner Schattenspiele zum Besten gab und der Vorhang über der aufgespannten papiernen Szene aufging, eine sehr einfache „Ouvertüre" zu spielen pflegte. Im Schwabschen Hause wurde ziemlich viel, von renommierten Dilettanten und auch manchmal von wirklichen Künstlern musiziert, nicht immer zu voller Begeisterung des Dichters; man erzählt sich, wie bei einer solchen Abendgesellschaft, bei der ein von befreundeter Seite dem Hause gestifteter Auerhahn für den Abendtisch in Aussicht stand und der Virtuose am Klavier des Spielens kein Ende finden konnte, Schwab seinem gepreßten Herzen in den nach seiner Weise halblaut gemurmelten Versen Luft machte:

Ich dacht', es wär' der Auerhahn,
Doch ach, es war ein Trauerwahn,
Ich dacht', er wär' gebraten:
Da rauschten die Sonaten!

und man, die Unmusikalischen, tröstete sich mit dem Gedanken, daß auch Goethe und Schiller nicht eigentlich musikalisch gewesen seien und dieser einmal geäußert habe, daß die Musik zwar stark, aber doch nur dunkel auf ihn wirke.

Später, als Student und Sohn eines befreundeten Hauses, kam ich nicht selten in das Uhlandsche Haus, das an belebter Stelle am Fuße des Österberges, fast vom vorüberrauschenden Neckar bespült, wie Stauffachers Haus „von vielen Fenstern glänzt es wohnlich hell" am offenen Heerweg stehend sich nicht verbarg und sehr gemütlich war, und zwar durch beide Ehegatten und namentlich durch die Frau, die von offenem, klarem, bestimmtem und doch gütigem Wesen und dabei etwas lebhafter und gesprächiger war als der Dichter. Statt der fehlenden eigenen Kinder hatten sie den uns gleichalterigen Sohn eines verstorbenen Freundes an Kindesstatt im Hause. Uhland war nach dem Scheitern des großen Anlaufs zur Begründung des deutschen Staates in den Jahren

1848 und 49, bei dem er ja auch seinen Mann gestellt hatte, nach Tübingen zurückgekehrt und hatte sich aus der noch „in trüben Massen gärenden Welt“ auf sein Gelehrtenleben, seine Lebensarbeit, die deutschen Volkslieder, zurückgezogen. Selbst wir Studenten in unserer grünen Weisheit hatten den Eindruck, daß er nicht zum Politiker in großem Stil gemacht sei, und seinen Freunden von der erbkaiserlichen Partei, wie den beiden Pfizer, hatte er es durch seine Rede bei der Frage der Kaiserwahl in Frankfurt — von dem Dombau der deutschen Einheit mit den zwei großen Türmen Österreich und Preußen und mit den vielen kleinen und kleinsten Türmen und Türmchen — zum Überflusse bewiesen. Er hatte sich die harten Gegensätze in der Nation und den Ernst der großen Machtfrage Österreich=Preußen nicht klar gemacht: ganz ein eigensinniger Mann des Rechts wie einst in dem Verfassungskampfe seines Kleinstaates hielt er in dem großen Schiffbruch noch bis zum letzten aus und machte so auch die trübselige Szene des 18. Juni 1849 mit, wo der Rumpf des deutschen Parlaments in Stuttgart auf seinem Zug nach seinem letzten gemieteten Lokale durch die von der württembergischen Regierung, die aus den liberalen Freunden Uhlands bestand, aufgebotenen Truppen gehemmt und der Versammlung ein zwar unblutiges, aber dennoch tieftrauriges Ende gemacht wurde. Eigentliche Verbitterung war — so war unser Eindruck — bei Uhland nicht zurückgeblieben. Er tröstete sich, wie sich so viele charaktervolle Männer in jenen trüben Tagen trösten mußten, mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht und auch mit dem, was die schönen Zeilen andeuten, mit denen er von dem gastlichen Hause, das ihn in Frankfurt beherbergt hatte, Abschied nahm:

In diesen kampfbewegten Maientagen
Hört doch die Nachtigall nicht auf zu schlagen,
Und mitten in dem tobenden Gedränge
Verhallen nicht unsterbliche Gesänge.

Seinem Charakter blieb er treu, indem er, wie bekannt, den ihm dargebotenen preußischen Orden pour le mérite und den

bayerischen Maximiliansorden in würdigen Schreiben ablehnte; sie kannten den Mann schlecht, den sie zu ehren meinten und der doch dem Hofe sein Lebenlang völlig spröde gegenüber stand, der aber auch nicht minder, ein Volksmann im hohen Sinn, den Huldigungen der Bevölkerungen in Städten und Städtchen, durch die ihn seine wissenschaftlichen Reisen führten, soweit es irgend möglich war, auswich. Sein König Wilhelm kannte ihn besser, der ihm niemals einen Orden anbot, den Uhland zwar nicht zurückgeschickt, aber — „legt's zu dem übrigen" — niemals getragen haben würde. Dabei war gar nichts von Ziererei: wer ihn kannte und ihn so sah wie wir Studenten bei unseren Dankesvisiten, konnte es nur natürlich finden. Die Rolle des Verlegenen, Schüchternen, die von Gottes und Rechts wegen uns armen Schächern aus dem Tübinger Stift, dem theologischen Seminar zukam, dessen Zöglingen ein linkisches Wesen als character indelebilis nachgesagt wurde, übernahm hier der hochberühmte Dichter, wie übrigens in gleichem Falle auch andere schwäbische Geistesgewaltige jener Zeit, z. B. der große Theologe und Historiker Chr. F. Baur. Fast schüchtern beteiligte er sich an unserem Gespräch und dreistem Geschwätz, warf zuweilen ein gutes Wort und entschiedenes Urteil dazwischen. Er hatte die in unseren Tagen, wie ich glaube in geselliger Unterhaltung ziemlich selten gewordene Gabe des teilnehmenden, geduldigen, nachsichtigen H ö r e r s. Seine reine Seele aber empfand jugendlich, er konnte sich entrüsten, ernstlich hassen konnte er nicht, und an jenen Abenden erfreute er sich harmlos an dem dürftigen Witz unserer Charadenaufführungen und verschmähte es nicht, der gute, unschöne, liebe sechzigjährige Mann, auch beim Tanz sich mit einem Walzer altfränkischer Fasson zu beteiligen.

Uhland schied aus dem Leben 1862, also ehe die große Krisis im Leben unserer Nation eintrat, und der Anblick des Kampfes Deutscher mit Deutschen auf deutscher Erde, der ihm vor anderen peinlich und schmerzlich gewesen sein würde, blieb ihm erspart. Seine Witwe, stets gewohnt, ruhig und gediegen, wie sie

war, ihre Pflicht zu tun, sammelte alsbald die wichtigsten Materialien zu einer würdigen Lebensgeschichte, und an literarischen Denkmälern hat es denn auch seither diesem Manne von bescheidener aber um so echterer Größe nicht gefehlt; jetzt steht ein ehernes Standbild des mindestens bis auf weiteres volkstümlichsten aller deutschen Dichter auf einem Platz in dem neuen, rechts vom Neckar gelegenen Teile seiner Heimatstadt Tübingen. Es war für den Künstler keine lohnende Aufgabe, da Uhland im Äußeren in der Tat nichts Charakteristisches hatte, als eben das Schlichtgewöhnliche seiner Erscheinung. „So kann jeder aussehen," sagte mir enttäuscht ein norddeutscher Kommilitone, als er zum erstenmal des Dichters ansichtig und von uns auf ihn aufmerksam gemacht wurde, als wir Uhland mit Christian Ferdinand Baur und einigen andern auf dem Wege nach dem nahen Dorfe Lustnau begegneten, wo diese in der Tat sehr auserlesene Gesellschaft an einem bestimmten Abend der Woche im Sommer ihr Kränzchen hatte. Und als man nach der Enthüllung des Denkmals, das allerdings keine Lyra und keine Göttin, keine der neun Musen und keinen Lorbeerkranz zeigte, sondern nur den Mann im schlichten Rock des 19. Jahrhunderts darstellte, das Kunstwerk seinem Schneider wies, sprach dieser, wie mir bald nachher glaubwürdig in Tübingen erzählt wurde, in die Betrachtung versunken nur die gewichtigen Worte: „Ja, ja, das ist der Rock, den ich dem Herrn Doktor zuletzt gemacht hab'."

Von Schwab dagegen hätte niemand, der ihn sah, sagen können: „So kann jeder aussehen." Der prächtige Kopf mit kastanienbraunem und ziemlich früh ergrauendem Haupthaar und Backenbart, die blühende Gesichtsfarbe, die gesunden roten Wangen, der zu lebhaftem Gespräch stets bereite und geöffnete Mund mit den schönen weißen Zähnen, das feurige braune Auge, der freundliche oder in raschverfliegendem Zorn oder plötzlichem Enthusiasmus aufflammende Blick, der bewegliche Körper von mäßiger Größe — wer ihn einmal gesehen und sprechen gehört hatte, kannte ihn für immer. Auch abgesehen davon, daß er in der Regel der geistreichste und in jedem Fall der lebhafteste in jeder Gesellschaft war,

gab er jedem Kreise, ohne es zu wissen oder zu wollen, den Mittelpunkt und der Unterhaltung ihren Charakter. Seine Unterhaltungsgabe war in der Tat erstaunlich. Langeweile war da, wo er mit dabei war, so gut wie unmöglich; leicht und natürlich bewegte sich seine Rede in raschem Wechsel vom harmlosen Scherz zu den höchsten Gegenständen menschlichen Denkens und Empfindens. So noch am Abend vor seinem beneidenswert schönen Ende, wo sich in einem kleinen Kreise jüngerer Verwandter das Gespräch noch auf solche höchste Beziehungen des menschlichen Geistes zur Gottheit gerichtet hatte; wenige Stunden später aus dem Schlaf erwachend ward er abgerufen. Noch hatte er Zeit, der auf seinen ängstlichen Ruf herbeieilenden Frau und Tochter ein Lebewohl zuzurufen; mit einem „Herr Jesu Christ, erbarme dich meiner" verschied er, ohne Todeskampf, schmerzlos, wie um jenes uralte Weisheitswort Solons wahrzumachen, daß man nicht eher einen Menschen als einen allerglücklichsten preisen könne, als bis er ein schönes Leben auch schön geendet habe.

Als einen solchen allerglücklichsten war man wirklich versucht, diesen Mann zu preisen. Gustav Schwab war in der Tat ein Sonntagskind. In wohlgeordnetem Hause mit drei wohlbegabten Geschwistern als jüngster Sohn eines Mannes von tiefer wissenschaftlicher wie weltmännischer Bildung, der auch einer der Lehrer Schillers an der Karlsakademie gewesen, und einer Mutter aus dem kunstsinnigen wie erwähnt auch Goethe befreundeten Hause Rapp wächst er heran; alle Not der Schuljahre bleibt dem ungemein leicht lernenden Knaben erspart, wie ihm denn auch später jede Art von Arbeit leicht von statten ging; auf der Universität studiert er fleißig Theologie und alte Klassiker und genießt dabei seine Jugend im Verkehr mit begabten Altersgenossen und in gebildeten Familien, in denen der frische, jedem Eindruck offene und ihn mit lebhaftem Geiste zurückstrahlende Jüngling ein stets gern gesehener Gast war. Die Pein des Zwiespalts zwischen Glauben und Wissen, die zwanzig Jahre später sich den nächsten Generationen mit ganzer Schwere auf die Seele legte, blieb ihm erspart oder zog

nur wie ein leichter Wolkenschatten über sein sonniges Gemüt. Ohne besonderes Examen mit sechsundzwanzig Jahren findet er die ihm gemäße Stelle als Lehrer der alten Sprachen am oberen Gymnasium in seiner Heimatstadt Stuttgart, mit dem für damalige Zeiten (1818) sehr ansehnlichen Gehalt von 1200 Gulden, führt die Geliebte heim, die anfangs seine Neigung nicht erwidert hatte, aber durch sein feuriges und zugleich geduldiges Werben gewonnen ward. Er wirft sich nun mit dem ganzen Feuer seines Temperaments und von einer vortrefflichen Gesundheit unterstützt, in die Arbeit seines Berufs, die mit dem frühesten Morgen beginnt, und in mannigfache literarische Unternehmungen, die ihn zugleich mit nicht wenigen bedeutenden Männern, Rückert, Chamisso, Fouqué, selbst mit Goethe in Verbindung bringen, so daß sein Haus bald zu einem literarischen Sammelpunkt und Mittelpunkt gastlichen Verkehrs bedeutender Männer wird. Meine Kindheitserinnerungen fallen in die Zeit, wo dieser Verkehr auf seiner Höhe stand, die Mitte der dreißiger Jahre. Das jüngste seiner Kinder, Ludwig, ein vielversprechender Knabe, der aber früh starb — der einzige schneidende Schmerz dieser Art, den Schwab in seinem Leben durchzumachen hatte —, war in meinem Alter; noch nicht schulpflichtig spielten wir zusammen neben Schwabs Studierzimmer, dessen Tür nach unserem Kinderzimmer weit geöffnet war, wie er denn auch später sein Zimmer am liebsten so legte, daß der Verkehr im Hause, das Getümmel einer Abendgesellschaft etwa an ihm vorübertrieb, während er am Pult stehend in Akten arbeitete. Als wäre es gestern — es sind 70 Jahre her — sehe ich ihn vor mir: lebhaft auf- und abgehend, murmelte oder sprach oder rezitierte er vor sich hin, und aus einem hängengebliebenen Wort „der Alpen Herr, der Bär“ muß ich schließen, daß es sein „Appenzeller Krieg“ war, der ihn beschäftigte:

„Und hervor aus sieben Tälern
Stürzt der Alpen Herr, der Bär,
Läßt das Hausrecht sich nicht schmälern —“

dann warf er rasch etwas aufs Papier, kam dann wohl zu uns heraus, griff sich einen von uns beiden, legte ihn über und wichste

ihn zu unserem höchsten Gaudium zum Spaße durch, um alsbald, nachdem er auf diesem naturalistisch-einfachen Wege seine innere Aufregung beschwichtigt und sein seelisches Gleichgewicht hergestellt hatte, zu seiner Dichtung zurückzukehren. Eine Tugend hatten wir etwas später zu verspüren, die in Deutschland eigentlich sehr selten ist — einen Erzähler wie Schwab habe ich nie wieder kennen gelernt. Die ganze Jugend unserer höheren Schulen liest noch heute die „Schönsten Sagen des klassischen Altertums" in der Fassung, wie sie Schwab einst seinen Kindern erzählte und nachmals seiner Tochter in die Feder diktierte; und sie sind in der Tat von niemand mit so feinem Verständnis ihrer Poesie und in so schlichter schöner Sprache wiedergegeben worden; sie waren das Entzücken, ich darf sagen das Glück unserer Knabenjahre. Aber ihn selbst erzählen zu hören, wenn er mit dem Feuer des Mannes und der Schlichtheit des Kindes von den Helden der alten Geschichte, von Themistokles oder Hannibal zu uns sprach, war ein Hochgenuß, und auch im Gespräch der Erwachsenen hörte man mit Wonne zu, wenn er etwa von den Erlebnissen seiner jüngsten Reise sprach oder einen seiner originellen Träume erzählte: wie er in den „Anlagen", dem Park zwischen dem Stuttgarter Schlosse und Cannstatt, auf einem weißen harten Körper gesessen habe: dieser Körper fing an sich zu bewegen, spaltete sich, und aus ihm entwickelte sich ein kostbarer Shawl, der sich langsam vor seinen staunenden Augen in die Luft erhob; während er noch mit sprachlosem Staunen dem fortfliegenden Shawl nachsieht, kommt händeringend einer der rotbefrackten Hoflakaien gelaufen: „Um Gottes willen, Herr Konsistorialrat, was haben Sie gemacht! Sie haben auf einem Shawl-Ei gesessen und einen Shawl ausgebrütet; nun fliegt er fort, und ich komme um meinen Dienst."

Noch ein anderes Talent besaß Schwab in hohem Grade, das der Mehrzahl unserer Zeitgenossen durch Bädeker überflüssig geworden zu sein scheint: das Talent des Reisens. Er reiste sehr gern. Eines seiner frühesten Werke war eine Art Vorläufer der jetzigen Reisehandbücher, „Die Neckarseite der schwäbischen Alp"

(1823), und da er vermöge seiner freundlichen Art und großen Lebhaftigkeit leicht mit jedermann ins Gespräch kam und die köstliche Gabe besaß, jedem, auch dem kleinsten Ereignis oder Begegnis gleichsam seine Poesie abzugewinnen — eine sinnige Beziehung oder symbolische Deutung hineinzulegen —, so kam er immer mit gefülltem Horne zurück, das er dann mit erneuter Freude vor den Seinigen ausschüttete. Er hatte aber auch, was damals noch nötiger war als heute, ein unter seinen Freunden sprichwörtliches Reiseglück. Wir besaßen in der Familie einen wackeren Geistlichen, der uns als das wahre Urbild eines Wetterpechvogels galt. Der heiterste Sonnenschein lachte über dem traubenschweren Stuttgarter Tale, aber sobald unser trefflicher Verwandter seinen spärlichen Urlaub benutzen wollte, um etwa seine alte Mutter in ihrem fünf Stunden entfernten Dorfe auf ein paar Tage zu besuchen, und das Weichbild der Stadt überschritten hatte, umzog sich der Himmel und hörte nicht eher zu regnen auf, als bis der Gute wieder in seinem bescheidenem Pfarrhause angelangt war. Umgekehrt war es bei Schwab: sobald er zum Tore hinaus war, verzogen sich die Wolken und der schönste Sonnenschein begleitete ihn die drei oder vier Wochen bis zum vorausbestimmten Termin der Rückkehr; eine Reise wie die, welche Schwab Ende März bis Anfang Mai 1827 nach Frankreich machte, wird wenigen beschieden sein. Es war, wie wenn neben dem Wetter auch die interessantesten Kammersitzungen, die schönsten Revüen, die bedeutendsten Bekanntschaften, Capodistria, Royer Collard, Lafayette, Thiers, Sidney Smith, Abbé Grégoire, Chateaubriand in Gesellschaften oder mit Reden in der Deputiertenkammer wie eigens für ihn bestellt gewesen wären. Er hatte nach Beendigung seiner Studienzeit auch seine Reise nach Norddeutschland gemacht, mit welcher der normale Stiftler damals und noch lange seine Studien zu krönen pflegte, und von der die meisten, abgesehen von etwaigem Ertrag für ihr etwaiges Spezialstudium wieder zurückkamen wie sie gegangen, ja meist noch mit einiger Verstärkung ihres schwäbischen Selbstbewußtseins und ihrer Abneigung gegen das, was sie das norddeutsche

Wesen nannten, — einer Abneigung, die selbst bei Männern wie Fr. Th. Vischer mitunter den Charakter eines kindischen Vorurteils annahm. Von diesem kindischen Partikularismus, der selbst heute noch in Württemberg sein Wesen treibt, war Schwab vollkommen frei. Er hatte etwas von dem kosmopolitischen Geist der revolutionären und vorrevolutionären Periode in sich, und vom Vater her eine gewisse Sympathie mit dem französischen Genius; seine Reisen, seine erfolgreichen literarischen Arbeiten und sein wachsender Ruf, die sich anknüpfenden Familienverbindungen mit Bremen, und allerlei Freundschaften auch mit norddeutschen Theologen hoben ihn über die Kleinlichkeit dieses Partikularismus hinweg. Und bald im Frühling 1848 brach die große Flut herein, die auf Augenblicke über alle die künstlichen Schranken und Dämme, welche die deutschen Stämme und Landschaften trennte, hinwegspülte. Die Politik, die jetzt auf lange in den Vordergrund trat, war nicht Schwabs eigentliche Domäne. Er war freilich zu beweglichen Geistes, um sich ihr und ihren wechselnden Eindrücken zu entziehen. Mit einer Art schauerlichen Behagens ließ er sich von den hochgehenden Wogen der so plötzlich eingetretenen Springflut schaukeln; ich höre seine Stimme noch, mit der der aufgeregte Mann die große Neuigkeit des Tages: „Uhland ist Bundestagsgesandter“ uns ins Zimmer rief, aber zum eigentlichen Politiker war er zu unruhig, und bei seiner, verschiedenen Eindrücken von entgegengesetzten Seiten leicht zugänglichen Art hätte er sich keiner Parteidisziplin, ohne die es ja leider nicht geht, unterwerfen können. Ein lebhaftes Interesse für die Politik und namentlich ein sehr feuriges patriotisches Empfinden schließt dies nicht aus. Noch wenige Tage vor seinem Tode sprach es sich in dem schönen Prolog aus, den er für ein Konzert zum Besten der Schleswig-Holsteiner verfaßt hatte (2. November 1850) und den er noch mit ungebrochener Kraft und Begeisterung vortrug.

Es ist möglich, daß die Besorgnis, mehr in politische Beziehungen hineingezogen zu werden und sich dadurch mißliebig zu machen oder es schon zu sein, ihn im Jahre 1837 zu dem Ent-

schlusse bewog oder mitbestimmte, der vielen unbegreiflich war, das ihm gemäße Amt am Gymnasium zu Stuttgart mit einer ländlichen Pfarrei in der Nähe von Tübingen, Gomaringen, zu vertauschen. Er befand sich aber längere Zeit wohl bei dem Tausche, freute sich der Muße und der geräumigen Wohnung mit ihren weitläufigen Gärten in dem einstigen Ritterschloß, und benutzte sie gut und fleißig wie immer. Das Pfarramt selbst sagte ihm zu und es brachte ihn zu seiner großen Genugtuung in nahe Berührung mit dem Volke, für das er ein warmes Herz und ein feines Verständnis besaß; gern hörte er von seinem Küster gelegentliche Urteile seiner Bauern über seine Predigten und freute sich, wenn ihre Kritik etwa über einen für die Kanzel ungewöhnlichen Ausdruck, der ihm entschlüpft war, wie nicht selten, das Richtige traf. Ihr Christentum aber war auch das seine. Er hatte allerdings im Tübinger Stift einst Theologie studiert, einen Theologen aber konnte man ihn kaum im vollen Sinne nennen. Er empfand, so viel ich mich entsinnen kann, kein tieferes Bedürfnis, sich mit der Hegelschen Schule wissenschaftlich auseinanderzusetzen, und der große Streit, der sich an Strauß' Leben Jesu seit 1835 entzündet hatte, beunruhigte ihn allerdings, er wurde aber leicht damit fertig und konnte, als er seinem Freunde, dem Heidelberger Theologen Ullmann, das verhängnisvolle Buch zurücksandte,

Nimm Freund zurück dein großes Straußenei

das Sonett mit den aufrichtigen Worten schließen:

Ich ungelehrter Christ unus multorum
Behalt' in meiner Bibel Gottes Wort
Und les' in ihr des Heil'gen Geistes Zeugnis.

Der Tod seines jüngsten Sohnes, auch wohl das Bedürfnis nach reichlicherem Verkehr, als ihn die zwar häufigen aber doch nur gelegentlichen Besuche in seinem ländlichen Aufenthalt bildeten, bestimmte ihn, im Jahre 1840 nach Stuttgart zurückzukehren, zunächst als „Stadtpfarrer und Amtsdekan" — von welchem Amt er bald in die Kirchen- und Schulregierung berufen wurde. Hier

habe ich ihn noch einige Male predigen hören und erinnere mich dieser wenigen Predigten gerne; sie waren fein, durchdacht, originell; mit dem ihm eigenen natürlichen Feuer, ohne das so häufig unwahre Kanzelpathos vorgetragen, warm empfunden, doch für die Masse etwas zu hoch und dem pietistischen Element, das damals sehr stark war und sehr hochmütig auftrat, nicht drastisch, nicht schriftmäßig wie ihr Hochmut sich ausdrückte, nicht positiv genug. Als Konsistorial- und Studienrat kehrte er in gewissem Sinne zur ersten Stätte seiner Tätigkeit zurück, und hier habe ich als Gymnasiast der obersten Klasse noch unter ihm gestanden. Hier hatte nicht bloß ich, sondern jeder den Eindruck, daß seine amtliche Stellung seinen Untergebenen sehr wenig zum Bewußtsein kam gegenüber seiner Persönlichkeit, die, tätig, freundlich, geistvoll, sich zugleich in dieser amtlichen Stellung, die naturgemäß auch viel außeramtliche, rein menschliche Beziehungen in sich schloß, voll ausleben konnte. Dazu kam seine glückliche wohlgeordnete Häuslichkeit, seine Kinder in guter, zukunftsvoller oder sorgenfreier Stellung, heranblühende Enkel, eine Gattin, die durch eine unerschütterliche gleichmäßige Ruhe sein stürmisches Temperament beschwichtigte und gleichsam berichtigte und regulierte. Den kleinen Ärger, der, wie manche unserer Weisen glauben, zur Gesundheit starker Naturen notwendig ist, der aber den Frieden seines Hauses niemals, sein eigenes Gleichgewicht nur in rasch vorübergehender Weise störte, mußte er sich selbst schaffen. Bei der Masse von Papier, die durch seine Hände ging, seiner sehr ansehnlichen Bibliothek und Korrespondenz, widerfuhr ihm einmal, obgleich er sonst gute Ordnung hielt, daß er ein größeres Stück Manuskript verlegt hatte und mit keiner Liebe wieder finden konnte. Seine rege Phantasie spiegelte ihm alsbald einen Dieb oder Neider vor, der ihm den Ertrag vierwöchentlichen Fleißes gestohlen habe; unterdessen gab sich seine Frau mit ihrer gewohnten Seelenruhe an ein methodisches Durchforschen der einschlägigen Möglichkeiten, suchte und fand nach einigen Minuten und reichte mit einem sanftverweisenden „Aber, Gustav —!" dem aufgeregten Manne das wiedergefundene Heft.

II.

Man hat wohl im Gedränge bei der schwierigen Aufgabe, menschliche Persönlichkeiten mit knappem Wort zu schildern, sich die bequeme Auskunft geschaffen, Naturen und Charaktere zu unterscheiden, je nachdem in ihrem Tun und Wesen ihre ursprüngliche Anlage und Temperamentsbestimmtheit oder dasjenige, was Willensenergie und Leben aus ihnen gemacht haben, den Ausschlag gibt, und man würde dann etwa Uhland als einen Charakter und Schwab als eine Natur bezeichnen. Die warme Freundschaft, welche die beiden verband und bei der Schwab insbesondere auf den älteren Freund mit einer Verehrung ohne Grenzen sah, beruhte zum Teil auf dieser Verschiedenheit und mithin Ergänzungsbedürftigkeit.

Darauf nun, Charaktere in jenem besonderen und hervorragenden Sinne zu sein oder zu heißen, hätten weder Justinus Kerner noch Eduard Mörike Anspruch gemacht, ja sie hätten kaum verstanden, was damit so eigentlich gemeint sei. Weder im Leben des einen noch des anderen haben die politischen und religiösen Kämpfe, welche ihre Zeitgenossen umtrieben — Kerner ist 1862, Mörike 1875 gestorben —, irgendwelche tiefere Wirkung geäußert. Mörike war in Wahrheit nichts als Dichter, und Kerner war freilich noch Arzt dabei, sich aber tiefer als dieser Beruf von selbst mit sich bringt, in die Wirklichkeiten, die Kämpfe und Konflikte der Menschen auf politischem oder religiösem Gebiete einzulassen, lag ihm sehr ferne, und sein ganzer weiter Bekanntenkreis lachte nicht wenig über die Geschichte von einem Ludwigsburger Kriegsschüler, der bei einer Prüfung die als Aufsatzthema gestellte Frage: „Wen halte ich für den größten Dichter?“ in sehr lakonischer Weise mit dem einzeiligen Aufsatz beantwortete: „Justinus Körner, denn er ist für die Freiheit gestorben“; wie ihm auch nach der Erzählung seines Sohnes Theobald in dem jüngst erschienenen „Kernerhaus und seine Gäste“ einmal ein Liederkranz Theodor Körners „Lützows wilde, verwegene Jagd“ als eines seiner, Justinus Kerners, schönsten Lieder gesungen hat. Kerner war durchaus ein Original und ist dem jetzt lebenden Geschlecht schwer verständlich

zu machen. Die eigentümliche Art ebenso ausgedehnter und origineller wie nach der materiellen Seite schlichter und einfacher Gastfreundschaft, die jahraus jahrein Dichter, vornehme Herren und Damen, Berühmtheiten der Musik und des Tanzes in nieversiegendem Strome nach dem idyllischen Hause am Fuße der Weibertreu führte, interessierte und verblüffte die Gesellschaft des kleinen Landes, die damals weniger reich an Gesprächsstoff war als heute; später, nach 1848, als die Gegensätze härter und bewußter wurden, mußte er sich gelegentlich von Uhland und anderen Freunden von minder weichem Holze über seine Vorliebe für vornehme Bekanntschaften ein strenges Wort sagen lassen. Ihm fielen Poesie und Wirklichkeit, Wahrheit und Dichtung, in eins zusammen, und wo ihm eine Situation Stoff für seinen mit einer tiefen poetischen Empfindung und schöner Gestaltungsgabe gepaarten Humor gab, bildete er sie mit freiester dichterischer Willkür ohne weitere Rücksicht um. Das originellste, ihn am besten bezeichnende, unserer Ansicht nach auch für unsere nationale Literatur bedeutsamste Erzeugnis einer Romantik, die freilich Zeitströmung war, aber doch in ihm eine ganz eigenartige Gestalt gewann, sind seine „Reiseschatten“ — so reist im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen kein Mensch, auch kein Dichter mehr.

Eine solche Anlage ist dem Wahrheitssinn gefährlich und verträgt sich schwer mit ehrlicher Wissenschaft. Guter und gewissenhafter Arzt für gewöhnliche Fälle versetzte Kerner mit seinen magnetischen Kuren, seinem Geister-, Dämonen- und Somnambulenwesen die nüchternen Forscher unter seinen Freunden nicht selten in Verlegenheit oder Entrüstung. Mein Vater erzählte oft, wie Kerner bald, nachdem sie ihre ärztliche Praxis begonnen, schon auf jenem verhängnisvollen Wege der Geisterseherei und des somnambulen Orakelwesens gewesen sei und eine Weibsperson in Behandlung gehabt habe, von der er behauptete, daß sie von einem Dämon in Gestalt eines Puters besessen sei, der, so oft man der Person ein Gericht von welschem Hahn vorsetze, wie ein solcher zu kollern anfange. Es fanden sich bald Gläubige genug, die den beiden

dies willkommene Speiseopfer darbrachten, für das der Dämon auch nie ermangelte, mit lebhaftem Kollern zu quittieren. Mein Vater und ein anderer Kollege machten Kerner über den Schwindel Vorstellungen; er erwiderte in seiner trockenen Art, die in sehr wirkungsvollem Kontrast zu seinen Phantastereien stand: „Ihr könnt's ja probieren.“ Das nahmen die beiden an, brachten der Person die erfreuliche Aussicht auf ihr oder ihres Dämons Leibgericht bei, unterschoben aber heimlich ein Stück Kalbfleisch, das sie in der Weise eines Puterbratens hatten zubereiten und garnieren lassen, und setzten es ihr vor, worauf der Dämon seinen Dank fürs Genossene in der üblichen Weise abstattete. Die beiden Kollegen triumphierten, und etwas beschämt, aber nicht bekehrt, schlich Kerner sich mit den Worten weg: „Die Gans hätt's auch wohl merken können.“

Was bei dem ganzen Geisterschwindel ernsthafte Beobachtung seltsamer Nervenzustände und wirklicher Glaube, was Bedürfnis und Schöpfung einer gern ausschweifenden Phantasie, was Humor und poetisches Spiel, was reine Erfindung gewesen, wäre schwer zu entscheiden, es war von allem etwas. Es entschuldigt ihn und klagt ihn an, daß schon vor ihm in jener Zeit Geister- und Gespenstergeschichten auch in den sonst verstandesmäßig gerichteten und gebildeten Kreisen die Würze des gesellschaftlichen Gesprächs bildeten und wir Jüngeren dabei sehr gründlich das Gruseln lernten, was vielen lange nachging. Die wenig glücklichen Versuche, die auch er machte, dieses „Hereinragen der Geisterwelt“ mit dem Christentum zu verkoppeln, hinderten ihn nicht, mit so kritischen und verstandesklaren Männern wie D. Fr. Strauß und seinem edlen Freunde Chr. Märklin, die in dem nahen Heilbronn lebten, aufs freundschaftlichste zu verkehren. Allmählich verdrängten die Mächte einer neuen Zeitperiode der Politik, der Erfindungen, des Erwerbslebens jenes Hereinragen der Geisterwelt aus Gespräch und Interesse der gebildeten Gesellschaft, wo dieses Zauberwesen nur einmal auf kurze Zeit in dem insipiden Tischrücken und Geisterklopfen sich wieder breit machte, und auch bei Kerner erhielt bei

seinem Geisterturm und den anderen Geschichten mehr und mehr der Humor und die Freude am Mystifizieren den Löwenanteil. Eines Tages, in den Flitterwochen der 1848er Revolution, erhielten wir, beim Frühstück sitzend, einen Brief von Kerners wohlbekannter Hand, in dem mit der ernsthaftesten Miene von der Welt erzählt war, wie der Fürst Metternich seit einigen Tagen bei ihm eingetroffen, von ihm in den Geisterturm einlogiert worden sei, hier sich mit Vorliebe dem Geigenspiel ergebe, unaufhörlich die Republik leben lasse und ähnliches tolle Zeug; auch Lola Montez, die damals noch vielgenannte, jetzt verschollene spanische Tänzerin sei gegenwärtig bei ihm untergebracht. Es war aber so lebhaft erzählt, daß man bis zur dritten Seite brauchte, um sich klar zu machen, daß man lediglich eine Kernerische Eulenspiegelei vor sich habe. Sie gefiel ihm selbst so gut, daß er sie, wie ich aus dem jetzt veröffentlichten Kernerschen Briefwechsel sehe, auch an andere Befreundete in derselben Weise schrieb, und sie war wirklich in so lebhaften Farben geschildert und so treuherzig vorgetragen, daß bei Erscheinen dieses Briefwechsels nicht wenige und sehr namhafte Tagesblätter in ihren Besprechungen des Buches ganz ernsthaft den Unsinn geglaubt und als einen wertvollen Beitrag zur Geschichte jener Zeit und zur Charakteristik des Fürsten Metternich behandelt haben.

Ein ganz eigentümlicher Zug an dem originellen Mann war der rasche Übergang von Trübsinn und Trauer zum Burlesken. Eines Tages saß er, wie häufig der stets willkommene alte Freund des Hauses bei uns zu Tische; an dessen unterem Ende unter uns mittlerweile herangewachsenen Kindern ein halbwüchsiges Mädchen, seine Enkelin, die damals ein geschätztes Pensionat in Stuttgart, das Katharinenstift, besuchte, dessen Insassinnen seit lange ihrer grünen Pensionstracht wegen in der ganzen Stadt die Laubfrösche genannt wurden. Meine Mutter fragte Kerner nach dem Ergehen seiner Tochter, die damals von einem sehr schmerzhaften, von den Ärzten noch nicht erkannten und noch nicht gebändigten oder gelinderten Leiden heimgesucht war. Kerner gab Bericht, weinte

dabei wie ein Kind, wie er denn nie seine Empfindungen beherrschte; um die Pein dieser Szene abzulenken, fragten wir unten das junge Mädchen nach dem Leben im Pensionat und auch worin die Kost bestehe. Kerner, dem noch die Tränen über die Backen liefen, hatte die Frage gehört und rief mit seiner leicht näselnden Stimme: „Was werden sie zu fressen kriegen, die Laubfrösch'? Eingemachten Froschlaich natürlich!“ wozu man denn mit widerwilligen Backen lachen mußte. Bald nach dem Tode seiner Frau, an der er mit einer unendlichen Liebe und Verehrung hing und die dies auch in vollem Maße verdiente, glaubte sich eine gefühlvolle vornehme Freundin, die sich auch unter angenommenem Namen als empfindsame Schriftstellerin betätigt hatte und die nicht selten bei Kerners zum Besuch war, verpflichtet, auf Flügeln der Freundschaft herbeizueilen, um Kerner zu trösten, der nach seiner Art aber einige Linderung nur fand, indem er seinem Schmerze leidenschaftlich und rücksichtslos sich hingab. Er entrann ihren Tröstungen in den Garten, setzte sich in eine abgelegene Laube und ließ seine Tränen fließen. Nicht lange, so fühlte er einen sanften Schlag auf seiner Schulter, die gefühlvolle Trösterin hatte ihr Opfer schon wieder aufgefunden. „Ja, lieber, guter Kerner,“ fing sie an, „wir haben einen schweren Verlust erlitten,“ erhielt aber nun von ihm ein so schwergewichtiges Kraftwort der Ablehnung, daß sie entsetzt von dannen floh und den Weinenden sich selbst überließ.

Die letzten Lebensjahre verflossen ihm unter zunehmender Blindheit, und jenes Ineinanderfließen von Poesie und Wirklichkeit wirkt bei Greisen, denen das Leben Klarheit und Weisheit gebracht haben soll, nicht mehr so anziehend wie in den Jahren der Kraft, wo man es bei so geistvollen Menschen, wie Kerner war, als Originalität und Genialität empfindet und genießt. Auch der halb originelle, halb possenhafte Zeitvertreib, den er sich ausgedacht, aus Tintenklecksen, wie er es nannte auf klecksographischem Wege Bilder herzustellen, verlor bald sein Pikantes und erschien anderen kindisch; auf der anderen Seite traten aber in dieser Zeit des Alters die edlen Seiten seines Wesens, seine treue Freundesliebe, seine Gut-

herzigkeit, das Tiefpoetische und zugleich Kindliche seines Gemüts noch oft zwischen den Wolken rein und schön hervor — auch die Ehrlichkeit, die bescheidene Schätzung seines eigenen Werts, die aufrichtige Anerkennung seiner Schwächen gegenüber den Vorzügen seiner Freunde, und in sehr rührenden weil aufrichtigen Worten sagt es die Inschrift, die er einem durch einen glücklichen Zufall aus seinem klecksographischen Institut hervorgegangenen Schmetterlingsbild mitgab:

Aus Tintenklecksen ganz gering
Entstand der schöne Schmetterling:
Zu solcher Wandlung ich empfehle
Gott meine fleckenvolle Seele.

Mit Mörike bin ich zum erstenmal in meinem fünfzehnten Jahre bekannt geworden. Seine Gedichte kannte ich schon länger, denn er besaß schon damals zu Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einen noch nicht sehr großen Kreis eifriger Verehrer, und auch sein Roman „Maler Nolten“ wurde viel genannt, indes, so viel ich mich irgend entsinne, noch wenig gelesen. Aber man interessierte sich für ihn in unserem kleinen Lande, das sich seiner Berühmtheiten freute, und unter den vierzig Jünglingsknaben, mit denen ich eines der württembergischen sogenannten niederen Seminarien — in ihrem vierjährigen Kursus der Sekunda und Prima unserer Gymnasien entsprechend — Schönthal an der Jaxt besuchte, befand sich einer, der ihn näher kannte, weil sein Vater, Professor der Mathematik am Gymnasium zu Heilbronn und genialer Musiker, Kauffmann, eine Anzahl von Mörikes Liedern „Der Feuerreiter“, „Ich hör' meinen Schatz“, „Ach wenn's nur der König auch wüßt'“ u. a. komponiert hatte, die nunmehr durch diesen meinen Freund, der über eine schöne Baritonstimme verfügte, in unseren Klostermauern wiederklangen und unsere Aufmerksamkeit auf den Dichter lenkten, von dem man wußte, daß er krank oder kränkelnd in dem von Schönthal nicht allzu weit entfernten Bade Mergentheim lebe. Ebendorthin richtete sich einmal der uns in jedem Sommer von unserer Schulbehörde zugestandene

gemeinsame Zweitagesausflug, und dort angelangt, beschlossen wir, dem Dichter ein Ständchen zu bringen, was unsere Mittel uns reichlich erlaubten, da wir über musikalische Kräfte genugsam verfügten. Wir sangen also einige seiner Lieder, was ihn offenbar sehr erfreute, da er keineswegs durch Huldigungen verwöhnt war. Er erschien am Fenster, dankte in einigen warmen Worten mit einer Stimme, die durch ihren Wohlklang überraschte, und am folgenden Morgen ging ich mit meinem Freunde K. zu ihm hinauf. Wir trafen ihn im Bette sitzend; so sehr krank fand ich ihn nicht. Ich war betroffen von dem geistvollen Ausdruck seines Gesichts, seine Kopfbildung erinnerte mich schon damals und später bestimmter an die Bilder, die wir von Goethe kannten. Der Unterhaltung, die sich um die Kauffmannschen Kompositionen seiner Lieder und um seine Heilbronner Freunde D. Fr. Strauß und Chr. Märklin drehte, erinnere ich mich im einzelnen nicht mehr, nur noch des sehr ansprechenden Gesamteindrucks und seiner wohlklingenden Stimme. Im Garten der Badeanstalt, in der er wohnte, fanden wir auf einem der Tische mit Bleistift die Verse eingekritzelt:

Ist dir auch die Krankheit bitter,
Hoffe nur — verzage nicht,
Oft ja folgt auf Ungewitter
Warmer Regen, Sonnenlicht!

und wir kombinierten nun, da wir freilich weit und breit keinen anderen Dichter sahen, schnell, daß sie notwendig von Mörike oder zum mindesten von seiner ihn pflegenden Schwester herrühren müßten. Ein Rätsel war es damals und ist es mir auch geblieben, womit dieser gottbegnadete Mann, dessen sprachlichen Schönheitssinn wir allmählich mit dem besten Maßstab, dem griechischen, messen lernten, die 24 Stunden des Tages hinbrachte, und Mißgünstige und solche, die nur ein tätiges Leben begreifen, wollten wissen, daß seine Krankheit wesentlich in dem bestehe, was man jetzt Neurasthenie nennt, was man aber damals mit einem weit weniger vornehmen Namen gröblich als Trägheit oder Faulheit bezeichnete, wie er sie selbst einer seiner Personen im Maler Nolten,

einem Pfarrer „von fast abscheulich zu nennender Trägheit“ zugeschrieben habe. Die kleine Pfarrei in Cleversulzbach, die er seit 1834 bekleidete und die sicherlich keine unerschwinglichen Arbeitslasten aufbürdete, sei ihm schon zu viel gewesen, und doch, ging die Sage weiter, habe er sein Pfarramt nicht allzu schwer genommen. Die Predigt habe er zwei Stunden vor der festgesetzten Zeit, zur Sommerszeit im nahen Walde sitzend, studiert, sei sie zuweilen auch über dem schönen Waldmorgen in jener Stimmung, die er in dem schönen Sonett:

Am Waldsaum kann ich lange Nachmittage
Dem Kuckuck lauschend in dem Grase liegen

beschreibt, seiner harrenden Gemeinde gänzlich schuldig geblieben. Auch im Stift zu Tübingen, wo die Tradition so manchen Zug aus dem Leben der bedeutenden Menschen, die aus seinen Mauern hervorgegangen sind, Hegel, Schelling, Strauß u. s. w. bewahrt, lebten noch allerlei Erinnerungen an das phantastische Leben, das er mit seinem gleich ihm romantisch gestimmten aber doch erheblich fleißigeren Freunde Ludwig Bauer geführt habe. Daß die Theologie ihn nicht besonders anzog, ist anzunehmen, und das schöne umschreibende Wort, mit dem mein verewigter Freund Julius Klaiber Mörikes Studienzeit schildert, „auch die Arbeit kam zu ihrem Recht. Freilich ein systematisches Studium war Mörikes Sache nicht“ — bedeutete in die amtliche Sprache übersetzt, die hochbedenkliche Note IIIb im Schlußexamen, zu der niemand sich gern bekannte und die wohlgesinnte Verwandte gern verleugneten. Auch als großen Prediger wird man ihn sich nicht denken dürfen; man konnte sich ihn nicht recht als Sprecher vor einer zahlreichen Versammlung vorstellen. Im Tübinger Stift hatte man noch zu meiner Zeit (1850) eine Erzählung von einem seiner Stubengenossen namens Flad oder Flaat, der trotz seines jugendlichen Alters von 21 Jahren schon ein mächtiger Prediger war — er predigt wie ein Alter, pflegten wir von solchen frühgereiften Kanzelrednern zu sagen, deren jede Generation einen oder zwei aufzuweisen hatte. Als dieser einst an einem Sonntag nach eben

abgelegter Predigt aus unserer Versuchs- und Kandidatenkirche den Schloßberg herab nach dem Stift zurückkam, habe ihn Mörike an der Schwelle des gemeinsamen Zimmers komisch-feierlich mit dem Verse begrüßt, der mir zufällig im Gedächtnis hängen geblieben und nicht gedruckt ist:

Es ist doch ein Staat
Wie der Herr Flad
Prediget;
Und zum Guten
Gleichsam nötiget.
Er bekehrt euch Heiden und Juden.
Auf meine Ehr':
Wenn ich doch der Herr Flad wär'.

Er war nach jenen Mergentheimer Tagen längere Zeit wie verschollen, man hörte nichts von ihm, bis im Jahre 1846 die Kunde sich verbreitete, daß demnächst eine neue Dichtung von ihm erscheinen werde. Es war die Idylle vom Bodensee, nach Goethes Hermann und Dorothea wohl das Beste, was der deutsche Genius auf diesem Gebiete geschaffen hat, und mindestens in der Handhabung des antiken Metrums und des ganzen Tons dieser Dichtungsart nie zu übertreffen. Mörike sollte, wie man hörte, unter der Form einer Anstellung als Vorleser beim Kronprinzen, späteren König Karl I., eine kleine Pension beziehen; denn wovon der allerdings außerordentlich anspruchslose Mann eigentlich lebte, war ein Rätsel. Man freute sich, daß das württembergische Haus, das sich bis dahin für die deutsche Literatur noch nicht in große Kosten gestürzt hatte, sich des bescheidenen Dichters annahm; genug, er erschien in Stuttgart, und die dortigen Freunde und Freundinnen sannen auf Mittel und Wege, seine bescheidenen Revenuen zu vermehren, ohne ihn zu überbürden. Man wußte, daß er ein Meister in der Kunst des Vorlesens war, der echten, nicht der der Wandervirtuosen, die sich bekanntlich mitunter der der Bauchredner nähert, und so hat er denn auch einen Winter lang auf dem Stuttgarter Museum Shakespearevorlesungen — Vorlesung Shakespearescher Stücke — gehalten. Nur einmal, so sehr er seine Hörer immer

befriedigte; jede regelmäßige, nach der Uhr geregelte Tätigkeit war ihm, der auch Monate vergehen lassen konnte, ohne zu einem sehr einfachen oder sehr dringenden Briefe „die Stimmung“ finden zu können, auf die Dauer unerträglich. Es wurde ihm an dem königlichen Katharinenstift, der vornehmsten höheren Töchterschule im damaligen Stuttgart, eine Professur übertragen, mit der nicht sehr drückenden Verpflichtung, einmal wöchentlich den Mädchen der obersten Klasse Literatur zu lesen. Seine Schülerinnen, so viele ich danach gefragt, gerieten noch in späteren Jahren in Verzückung, wenn darauf die Rede kam, und das ist glaublich genug, da man dem Zauber seiner Persönlichkeit, dem Wohllaut seines Organs, dem scheinbar Abgewogenen und doch in Wahrheit ungesucht Treffenden seiner Ausdrucksweise auch sonst gern sich hingab; sie gestanden aber freilich, daß dieser Stunden nicht allzu viele gewesen, daß sie oftmals ausgefallen seien. In dieser Zeit, 1850 etwa, hatte ich einmal das Glück, das wenigen zu teil wurde, da Mörike keine Gesellschaften besuchte, und es, wie er in einem Sonett es ausdrückt, als seine schlimmste Plage ansah, „den Fratzen der Gesellschaft sich zu fügen“, einen Abend mit ihm in ganz engem und vertrautem Kreise zuzubringen. Es war im Hause der Schwester des früh verstorbenen Dichters und Novellisten Wilhelm Hauff, der Mutter eines Studiengenossen, späteren Studienrats und Professors Julius Klaiber, der nach Mörikes Tod die zweite Ausgabe seines Maler Nolten mit dem ihm eigenen feinen Takt besorgt hat, und nur fünf Personen, mich und meinen Bruder eingeschlossen, waren zugegen. Hier war ihm wohl und neben viel ernstem Gespräch und Erinnerungen an das reiche Geistesleben unseres kleinen Landes entfaltete er hier auch seinen prächtigen Humor und seine vielberühmte Virtuosität, fremde Stimmen nachzuahmen. Man erzählte sich, wie er als Student manchmal eine köstliche Schnurre zum besten gegeben, einen Mimus mit vier verschiedenen Stimmen aufgeführt habe, in welchem er zwei fromme Theologen des damaligen Tübingens, Männer solidesten und erbaulichsten Lebenswandels, auftreten ließ, wie sie vom Satan gesichtet und verführt,

nach mehreren über Durst getrunkenen Gläsern unter leichtfertigen Reden und Liedern nach Hause taumelten, und daneben zwei Nachbarsweiber, die über die Straße und ihre Köpfe weg über das schreckliche Ärgernis, das die beiden Frommen gaben und über das Verderbnis der Welt im allgemeinen in unverfälschtem Tübinger Deutsch schimpften.

Ein Phänomen ist und gibt zu denken, daß dieser Dichter von Gottes Gnaden, der uns einige der schönsten Liebeslieder, die in deutscher Sprache gedichtet sind, geschenkt und die Allgewalt der Liebe, ihre dämonische und ihre beseligende Macht im Maler Nolten und sonst bald mit hinreißender Kraft, bald mit den zartesten und weichsten Tönen zu schildern gewußt hat, niemals, so weit mein und meiner Freunde Erinnern reicht, ihre Macht an sich selbst erfahren hat: auch die Verlobung, von der uns die mittlerweile erschienenen Biographien erzählen, und die wieder rückgängig wurde, beweist nichts dagegen. Man war erstaunt, als er, schon stand er im siebenundvierzigsten Jahre, eine Heirat schloß, bei der, obgleich seine Wahl Beifall fand und auch verdiente, die Liebe jedenfalls weniger Anteil hatte als vernünftiges Erwägen. Auch ist, soviel ich weiß, nicht viel Glück dabei gewesen. Zu einer glücklichen Ehe gehört vor allem, daß jeder Teil vom eigenen hergibt und opfert, daß man sich gegenseitig fügt und bequemt, Stimmung und Laune bezwingt; das letztere aber war dieses Mannes Sache nicht, der vielmehr, mehr und mehr, seiner Stimmung die Zügel überließ. Auch kränkelte er seit lange und brachte seine letzten Lebensjahre fern von Stuttgart in einem Landstädtchen zu, wo er die zur Hälfte vollendete Umgestaltung seines Romans abschließen wollte. Dazu ist es aber doch nicht ganz gekommen, einer seiner aufrichtigsten und feinsinnigsten Freunde und Verehrer, Julius Klaiber, hat das dann, nach einigen Notizen von des Dichters Handschrift, mit seiner pietätvollen und sanften Hand bewerkstelligt. Ihm selbst, dem Dichter, verrann nach Dichterweise, die in eminentem Sinne die seinige war, ein Tag nach dem andern, und man vernahm wohl, und die ihn kannten vernahmen es ohne

Erstaunen, daß er sich die Zeit mit Töpferarbeit und ähnlichem vertreibe. Am 4. Juni 1875, im einundsiebenzigsten Lebensjahre ist er gestorben. Ob ihn und wie ihn die großen vaterländischen Dinge berührt haben, weiß ich nicht, und ich habe es von niemand erfahren und erfragen können; vermutlich noch weniger als Goethe einst der große Kampf von 1813. Manche waren geneigt, mit ihm noch nach seinem Tode zu rechten*) und unwillig im Hinblick auf den dem Umfang nach so äußerst mäßigen literarischen Nachlaß zu fragen, was denn dieser Mann mit den 71 Jahren seines Lebens angefangen, wo er sie hingebracht habe. Mit Erlaubnis: das geht uns eigentlich nichts an. Es ist wahr, daß seine dichterische Hinterlassenschaft nur in vier sehr mäßigen Bänden besteht, und da er ein sehr säumiger Briefschreiber war, hat auch das Nachsuchen nach Briefen seiner Hand nur eine bescheidene Ausbeute ergeben. Zwei von jenen vier Bänden enthalten den Roman, einer die sämtlichen lyrischen Gedichte und die Idylle vom Bodensee, einer die kleinen Erzählungen, von denen die letzte „Mozart auf der Reise nach Prag" wohl die schönste ist. Eine Biographie von ihm zu geben, ist in vollem Sinn kaum möglich, er hat nichts erlebt als seine Dichtung. Dieser Mann wollte nun einmal nichts anderes sein, oder vielleicht sagen wir besser, er konnte nichts anderes sein als ein Dichter, und da er vom Publikum oder vornehmer gesagt, von der Nation auch nichts Besonderes begehrte, so stehen wir uns immer noch sehr gut mit jenen vier Bänden dieser klaren, schönen, klassischen Prosa und dieser goldreinen Lyrik ohne Schlacken. Auch hat die Nation dies wohl gefühlt, — man hat ihn sozusagen

*) Neuerdings ist der Vers bekannt geworden, mit dem Mörike auf den Vorwurf der Teilnahmlosigkeit an den Ereignissen von 1870/71 geantwortet haben soll:

„Bei euren Taten, euren Siegen
Hat mein Gesang beschämt geschwiegen,
Doch manche, die mich darob schalten,
Hätten auch besser das Maul gehalten."

NB. Das Maul — nicht den Mund wie die Verschlimmbesserer der Salons fälschen.

ohne ihn durch geräuschvolles Lob in seinem stillen Walten zu stören, gewähren lassen, und erst seit seinem Tode oder zu einer Zeit nicht lange vor seinem Tode begann sein Ruhm zu wachsen, — mit den Worten eines alten Dichters zu sprechen, wie ein Baum im geheimnisvollen Schoße der Zeit

crescit occulto velut arbor aevo fama.

Manche haben ihn herabzusetzen gemeint, indem sie in ihm ein nachahmendes Talent, einen Nachahmer der Goetheschen Art sehen wollten. Gewiß, bei vielen seiner Gedichte fühlt man sich lebhaft an Goethesche Art erinnert, und der Maler Nolten ist ohne das Voraufgehen des Wilhelm Meister nicht denkbar; aber wie man bei den Werken der Malerei zuweilen Werke von Schülern findet, die die Kunst und Art des Meisters reiner, wirksamer, verständlicher zeigen als manches Werk des Meisters selbst, so ist es auch hier, und wir sagen es vielmehr dem Manne zum Ruhme, wenn wir z. B. bei der zuletzt erwähnten Erzählung mit reiner Freude bekennen: es ist Goethesche Schule.

* * *

Dies sind einige noch nicht verblaßte Eindrücke aus guter alter Zeit. Und dürften wir diese bescheidenen Blätter mit einem guten Wunsche für unsere Leser schließen, so wäre es der, daß es ihnen beschieden sein möchte, in unserer kritischen und überall nach Formeln und Etiketten suchenden Zeit, dann und wann ohne weitere kritische und kunsttheoretische Nebengedanken, edle Dichtung rein und schlicht hinzunehmen und auf sich wirken zu lassen wie Gottes Sonne und Gottes Regen: was unsere Väter in der Tat, glaub' ich, besser verstanden haben als wir.

2. Studentenjahre 1848—1852 *)

So angenehm es für den Menschen im Alter ist, seine Vergangenheit in der Erinnerung noch einmal zu durchleben, so wenig hat er das Recht, eine solche Vergangenheit, wenn sie nicht durch besondere Erlebnisse bezeichnet war, vor anderen, geschweige vor einem größeren Leserkreise geschwätzig auszubreiten. Auch ich dürfte ein Recht dieser Art nicht in Anspruch nehmen, mein Leben ist das eines ziemlich gewöhnlichen Sterblichen gewesen. Allein die Generation, der ich angehöre — ich rechne sie von 1830, meinem Geburtsjahr an, — hat in dieser Beziehung eine Art von Privilegium: wir haben, im Jahre 1848 ins Jünglingsalter getreten, die merkwürdigste Epoche in der Entwicklungsgeschichte unserer Nation bis zu ihrem nächsten Abschluß im Jahre 1871 und weiterhin mit vollem Bewußtsein durchlebt — eine Zeit, die an Bedeutsamkeit nur etwa von der Reformationsepoche 1517—1555, von Luthers Thesen bis zum Augsburger Religionsfrieden, erreicht oder übertroffen worden ist. Dadurch ist sich jeder von uns, auch der unbedeutende, gleichsam selbst zu einem historischen Objekt geworden und darf deshalb wohl für eine flüchtige Stunde auf aufmerksame oder zum mindesten nachsichtige Leser rechnen, wenn er schlecht und recht etwas aus seinem Leben erzählt.

Im Herbst 1848 bezog ich die Universität Tübingen, und zwar, da im Lande Württemberg das höhere Lehramt, dem ich

*) Velhagen und Klasings Illustrierte Monatshefte 1905.

mich zu widmen entschlossen war, nur durch die Pforte des theologischen Studiums und Examens zugänglich war, als Zögling des höheren theologischen Seminars, im Lande ohne weiteren Zusatz schlechthin das Stift genannt, zu dem ich mit dreißig Altersgenossen mir die Aufnahme durch ein nicht leichtes Konkurrenzexamen, „Konkurs“ genannt, errungen hatte. Nie hat es in deutschen Landen eine für das Geistesleben eines Territoriums mittlerer Größe, eines Staatswesens von etlichen 300 Quadratmeilen und 1 1/2 Millionen Seelen, und mittelbar also für einen weit größeren Kreis einflußreichere Anstalt gegeben als diese eigentümliche Theologen-Erziehungsschule. Mit dem Schicksal des kleinen Landes seit der Reformationszeit, die sie ins Leben gerufen, aufs innigste verwachsen, hatte sie ihm seit drei Jahrhunderten seine Geistlichen, seine Lehrer, auch nicht wenige seiner weltlichen Beamten gegeben; und sie genoß mit der Kraft mannigfacher, über viele Generationen sich erstreckender Erinnerungen wie unmittelbar dringender materieller Interessen in Leben und Denken zahlloser Familien eingreifend, das Ansehen einer historischen Größe, an der man gelegentlich, wie an allem Großen und namentlich auf schwäbischem Boden, seinen Witz ausließ, die man aber doch als Neuling und Fuchs nicht ohne das heimliche und fast unheimliche Gefühl eines tiefen Respekts und mit hochgespannten Erwartungen betrat. Und in der Tat ein höchst eigentümliches Leben spielte sich in den zahlreichen meist nach dem Neckar zu gerichteten Zimmern des kunstlosen, nur durch seine Masse imponierenden Gebäudes unter den etwa 120 Studierenden aus vier Jahrgängen mit scharfgezogener Altersgrenze, 18- bis 22jährigen, ab. Zwischen je zwei dieser Stuben hatte der betreffende Repetent, der zwei, drei Jahre früher selbst Zögling des Stifts gewesen war, sein bescheidenes Zimmer mit drei Türen, doch öffnete er die eine oder die andere der nach den seiner Aufsicht vertrauten beiden Stuben gehenden nur äußerst selten, etwa wo nach gebotener Ruhezeit die Gespräche nicht abreißen wollten oder zu laut geführt wurden. Die Hausordnung, der „Lebenswandel“, wie das Rotwelsch des Stifts das nannte, war nicht streng. Er

begann morgens sechs, im Winter um sieben Uhr; wenn die Stiftsglocke ertönte, wurde es in den Schlafkammern unter ihren je sechs oder sieben Insassen lebendig, jedoch wurde noch besonders durch einen der Aufwärter geweckt, der nach zehn Minuten zum letzten und allerletzten Male wiederkam. Dann stürzte alles in dürftiger Toilette, die auch in den wohlgeheizten Arbeitsstuben von den meisten zunächst nur wenig ergänzt wurde, heraus, weil man sonst einer „Note“ sicher war, die, zu ihren bei vielen Gelegenheiten sich einstellenden Schwestern gesellt, verdrießliche Folgen haben konnte. Die älteren Jahrgänge verfehlten übrigens nicht, die Füchse sogleich auf die humane Einrichtung aufmerksam zu machen, kraft deren man einmal in der Woche der lästigen Pflicht ordnungsmäßig frühen Aufstehens sich entziehen konnte. In solchem Falle genügte es, vor zehn Uhr vor dem Repetenten zu erscheinen und die Formel auszusprechen: ‚Herr Repetent, ich bitte um Entschuldigung wegen der Schlafkammer.‘ Der gemeinsame Waschtisch vereinigte dann auf kurze Zeit die Stubengenossen, alsdann zog sich jeder in seine Zelle zurück, die aus Arbeitspult, Tisch und Bücherständer bestand und durch einen — übrigens eigentlich verbotenen — Vorhang primitiver Art, nebst einer spanischen Wand von der Nachbarzelle geschieden war. Man bereitete sich seinen Kaffee und erteilte dem Bedienten, deren je zwei Zimmer einen zur Verfügung hatten und der alle zwei Stunden Umfrage hielt, seine Weisungen. Diese „Stiftsknechte“, die sich aus der ländlichen Bevölkerung Tübingens und seiner Umgegend rekrutierten, bildeten, in einer Parterrestube kollegialisch vereinigt, die unterste Schicht in diesem eigentümlichen Staate, wie das Kollegium der Repetenten dessen oberste; sie nahmen aber auch an der geistigen Luft, die hier wehte, insofern Anteil, als sie von einem Kandidaten wöchentlich ein paar Stunden Unterricht — Fortbildungsunterricht würde man es heute nennen — erhielten. Es ward nun still in den Zimmern, die Tabakspfeifen — auch sie eigentlich verboten, weshalb man sie, so oft der Hausmeister, unehrerbietig Hausdachs genannt, auf seinem Rundgang durch die Zimmer erschien, aus dem Munde nahm —

wurden gestopft, und eine ernsthafte Arbeit begann, früher oder später unterbrochen durch einen Gang ins Kolleg oder einen sonstigen selbständigen Gang in die Stadt, dessen Zeitdauer aber — eine halbe Stunde — durch den Aufseher am Tor sorgfältig kontrolliert wurde. Eine Überschreitung der Zeit kostete eine Note. Das Mittagessen wurde in einem großen Speisesaal an einer langen Tischreihe, die später vernünftigerweise in eine Anzahl einzelner Tische zu je acht Genossen aufgelöst wurde, eingenommen, die Zöglinge des ältesten Jahrgangs obenan: sie hatten den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß der Diener sie zuerst erreichte, der zweimal während des Mahles die Tafel mit einer Platte abschritt, auf der sich einige zur Verbesserung des übrigens bei damaliger Lebenshaltung ganz genügenden Mittagsmahls bestimmte Zugaben befanden, Zugaben, die zu sehr mäßigem Preis feil waren. Auch konnte, wer Lust hatte, hier ein großes Glas „Stiftswein" von unglaublicher Billigkeit und entsprechender Säure erstehen. Wer zu spät kam, setzte sich unten an. Der Repetent, der die Woche hatte, der Wöchner genannt, schritt im Frack, gemessenen Schritts, während des Mahles im Saal auf und ab, um sich erst nach dessen Beendigung seinen oben an besonderem Tisch unter etwas günstigeren Bedingungen tafelnden Kollegen zuzugesellen. Das Mahl dauerte nicht lange, war aber durch eifriges Gespräch nicht allein, sondern auch dadurch belebt, daß hier der Aufseher vom Tore die Strafnoten insinuierte: „Herr Meyer eine Note wegen der Schlafkammer", „Herr Schmidt eine Note wegen Versäumens der Repetitionsstunde" u. s. w. Sie wurden früher auf lateinisch gegeben, und ihr monumentales Latein lebte noch in der Erinnerung — ‚quater ob barbam', vier Noten wegen (damals noch sehr) ungeistlicher und reglementswidriger Unterlassung rechtzeitigen Rasierens; zwei und mehr Noten in wohlbemessener Abstufung ‚ob suspicionem crapulae', ‚ob crapulam', ‚ob crapulam enormem'. Die letzteren Verfehlungen wurden etwa beim Abendappell im Speisesaal entdeckt, wurden aber vor dem rasch vorüberschreitenden Repetenten doch meist leicht versteckt, wenn sie nicht den Enor-

misgrad erreicht hatten. Bedenklicher war, wenn man sich, von einem Ausflug um zehn Uhr zurückgekehrt, hoch oben auf der Repetentenstube bei dem wachhabenden Repetenten melden mußte und dieser, wo er Verdacht, ‚suspicionem crapulae‘ hegte, den sich Meldenden einem altertümlich einfachen Gottesurteil unterwarf: er forderte ihn auf, das Zimmer zu durchschreiten und dabei genau den, den Fußboden in der Mitte durchschneidenden Spalt innezuhalten.

Von zehn Uhr an mußte auf den Stuben und in den Gängen Ruhe herrschen, doch verlängerten sich, da es in einem solchen Gebäude nicht an Schlupfwinkeln fehlen konnte, die Gespräche, und zwar Gespräche sehr ernsthafter Art oft bis Mitternacht, und es muß gesagt werden, daß ein guter Teil philosophischer und theologischer Durchbildung bei nicht wenigen von uns sich gerade in solchen nächtlichen Disputen vollzog. Der besondere Vorzug dieses Zusammenlebens lag eben darin, daß das Studium — und sehr mannigfaltige Studien, nicht bloß theologische und philosophische wurden hier getrieben — und mit ihm das ganze geistige Leben in beständigem Flusse war, die verschiedensten Persönlichkeiten mit ihrer besten Habe sich gegeneinander öffneten und mitteilten. Und nicht bloß die Persönlichkeiten unterschieden sich, sondern auch die Zimmer, die ihre überlieferten Namen, ihre eigene Geschichte und ihren eigenen Charakter hatten und ihn, obwohl ihre Bewohnerschaft mindestens alljährlich durch Ausscheidende und Neueintretende sich modifizierte, oft Generationen lang bewahrten. Es gab solche, die jahrzehntelang einer der beiden Hauptverbindungen, die seit lange im Stift walteten, wie erb- und eigentümlich angehörten; andere neutrale, von lauter Nichtverbindungsstudenten bewohnte; andere gemischte. Vier Treppen hoch oben nach dem oberen Ausgang des Stifts hin aber lag Luginsland, der abgeschiedene, von den weltlicher Gesinnten gemiedene Sitz der Strengen, der „Pietisten“, die auch ihrerseits ein Sonderleben für sich führten. Jede dieser Arbeitsstuben besaß ihre Überlieferungen, und nicht wenige Anekdoten von den berühmten Männern, die sie vor längerer oder

kürzerer Zeit bewohnt hatten, von Hölderlin, Schelling, Hegel, Strauß, Mörike und vielen jetzt mehr oder weniger verschollenen württembergischen Lokalberühmtheiten hafteten an ihren Wänden. So wurde in unserer Stube, Jerusalem genannt, dies und jenes von Hegel erzählt, der sie im Anfang der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts bewohnt hatte. Eine, die man weder bei Rosenkranz im Leben Hegels, noch in der schönen Schrift von J. Klaiber: Hölderlin, Schelling und Hegel in ihren Jugendjahren (Stuttgart, 1877) finden wird, soll der Welt nicht vorenthalten bleiben. Hegels Stubenältester oder Senior war ein braver und solider Kandidat, der später als Landpfarrer nach wohlvollbrachtem Leben ohne Anspruch auf die Unsterblichkeit seines Namens gestorben ist. Der spätere große Philosoph aber wandelte damals nicht immer in den höchsten Regionen des Geistes, sondern kam zuweilen — öfter als seinem Senior gefallen konnte — in einem Zustand nach dem gemeinsamen Zimmer zurück, in dem er jenes Ordale auf dem Repetentenzimmer nicht hätte wagen können. Als dies eines Abends nach kurzem Zwischenraum wieder geschah, empfing ihn der Senior mit dem unwilligen Anruf: „O Hegel, Du säufst Dir gewiß Dein bißle Verstand vollends ab." Im übrigen möchte ich bei diesem letzten Kapitel nicht verweilen. Das Trinken spielte im Vergleich zu der hierin in der Tat etwas besser gewordenen Gegenwart eine breite und unschöne Rolle, und mancher nachher sehr nüchterne Mann und Erzieher hätte Ursache gehabt, von sich zu bekennen, was der heilige Augustinus in seinen Konfessionen auf lateinisch sagt, — daß Trunksucht zwar ferne von ihm sei und Gott Erbarmen mit ihm haben werde, daß sie ihm nicht nahe komme: „ein Rausch aber hat doch zuweilen Deinen Diener schleichend überkommen", crapula autem nonnunquam subrepsit servo tuo.

Indessen das Studium blieb, wenige Ausnahmen abgerechnet, doch bei allen die große Hauptsache und wurde auch von den meisten sehr ernsthaft genommen. Ein altes Herkommen, das uns aber, soviel mir erinnerlich, nie in irgendeiner amtlichen Form bekannt gegeben wurde, forderte, ehe man zur eigentlichen Theologie

überging, ein noch überwiegend philologisches und zwei philosophische Semester, in denen Logik, Psychologie, Geschichte der Philosophie, Metaphysik, Religionsphilosophie die Hauptkollegien bildeten. Einige hörten daneben Vorlesungen über einzelne alt- und neutestamentliche Schriften, andere nach Neigung dieses und jenes, Physik, populäre Astronomie oder Anatomie u. a. Das philosophische Studium wurde durch entsprechende Lektüre ergänzt. Die von den Älteren an die Jüngeren weiter gegebene Tradition verlangte z. B. im zweiten Semester höchst unvernünftiger Weise Kants Kritik der reinen Vernunft, bei deren Studium nur die wenigen eigentlich philosophischen Köpfe, zu denen ich nicht gehörte, den ganzen Weg zurückzulegen die Ausdauer hatten. So wenig Einzelnes aber den meisten blieb, die strenge Gedankenarbeit, die Rechtfertigung des Denkens vor sich selbst, die Unerbittlichkeit des kategorischen Imperativs trug doch ihre Frucht, zeitigte den Trieb und Drang, in die Tiefe bis zum letzten den Menschen erreichbaren Grunde zu dringen.

Und sehr ernst hatte sich, seit 1835 Strauß' Leben Jesu aus diesem selben Stift hervorgegangen war, das theologische Studium gestaltet. In vielen hatte ein schweres inneres Ringen und Kämpfen angesetzt, das ihrem ferneren Leben einen tiefernsten Hintergrund gab, bei einigen mit schroffem Übergang zur strenggläubigen Richtung und harter Unduldsamkeit führte, bei den meisten doch mit einer milden Vermittlung und Verschmelzung von Kirchenglauben und Wissenschaft endigte, bei keinem aber die blasierte Gleichgültigkeit aufkommen ließ, mit der heute in der gebildeten Welt so viele sich selbst betrügen.

Derselbe Gegensatz also, der jetzt wieder so lebhaft und allgemeiner als damals die Welt bewegt, und der auf protestantischem Boden ausgetragen werden muß, beherrschte unser theologisches Studium, nachdem die philosophischen Semester hinter uns lagen. Ich muß hier doch einiger der bedeutendsten unserer Lehrer gedenken. Unter den Philosophen war der wirksamste ein Mann, dessen Namen ich später kaum mehr nennen hörte, Reiff, ein vorzüglicher Lehrer, der das Geheimnis der Lehrkunst besaß, zu

seinen 50, 60 Zuhörern so zu sprechen, daß jeder die Empfindung hatte, als wäre er unmittelbar angeredet, ein Mann, neben dem der jüngere Fichte und ein tiefgründiger, aber in seiner abstrusen Ausdrucksweise uns unverständlicher Geist, Karl Planck, nur eine bescheidene Rolle spielten. Unter den Theologen ragte die mächtige Gestalt des Führers der gefürchteten „Tübinger Schule", Christian Ferdinand Baur hervor, dessen Persönlichkeit neben der seines Antipoden, des Theosophen Tobias Beck, uns am meisten imponierte. Jener, damals im vollen Zuge seiner kirchen- und dogmengeschichtlichen Arbeiten, Hegelianer, von einer riesigen Arbeitskraft und von entsprechendem Umfang durchgearbeiteten Wissens, war uns die sichtbare Verkörperung wissenschaftlichen Ernstes. Sein Vortrag gestaltete sich ohne alle rednerischen Mittel nur durch innere Gediegenheit fesselnd: ruhig, ohne aufzublicken, das nachdrucksvolle Wort nur zuweilen mit einer etwas linkischen Geste des leicht erhobenen rechten Armes begleitend, sprach er, über sein Heft gebeugt, sitzend vom Katheder herab. Ganz seiner Forschung lebend, kannte er außer kurzen Spaziergängen und einem Kränzchen mit einer auserwählten Gesellschaft aus verschiedenen Fakultäten, an dem auch Uhland regelmäßig teilnahm, keinerlei Erholung. Wie dieser war auch Baur ohne gesellschaftliche Initiative: fast verlegen, in jedem Fall um Worte verlegen, wenn ihn einer seiner Zuhörer mit dem Gefühl des Schülers im Faust besuchte. Von seiner Lebensordnung berichtete eine ziemlich glaubhafte Legende, daß er um zehn Uhr schlafen zu gehen, um zwölf Uhr aber wieder aufzuwachen pflege, dann bis gegen ein Uhr das damalige Leib- und Hofblatt der gebildeten schwäbischen Welt, die Augsburger Allgemeine Zeitung lese, hierauf seinen Schlaf wieder aufnehme, und bis fünf oder gar nur vier Uhr fortsetze, worauf er sich zu seiner Tagesarbeit erhebe. Im Winter arbeitete er im ungeheizten Zimmer in einen Pelzschlafrock gehüllt, bis um ½7 die Magd erschien, um das damals weniger einfach als heute sich vollziehende Einheizegeschäft zu besorgen. Wir lernten ihn als eines der drei Mitglieder des Inspektorats, der höchsten, für gewöhnlich in

den Wolken verschwindenden Spitze der Stiftshierarchie, auch amtlich einmal näher kennen, als er nach dem Tode des regierenden Ephorus als Vertreter längere Zeit unmittelbar das Regiment in unserem Staate führte. Niemals, weder früher noch später, habe ich die stille Wirkung einer mächtigen Persönlichkeit eindrucksvoller gespürt. Man sah und hörte nichts von Regierung, und doch ging alles in unserem merkwürdigen Organismus von Repetenten, Stiftlern, Auswärtern, Aufsehern, Hausmeistern, Bedienten, wie von selbst — kein Exzeß, kein Konflikt, so gut wie keine Bestrafung gab es während der ganzen Zeit.

Dies ward anders unter dem Nachfolger, dem späteren Domprediger in Berlin, Wilhelm Hofmann, der mit lebhaftem Temperament und viel Reformgeräusch regierte. Der hochbegabte, welterfahrene Mann war für uns aus grobem schwäbischem Holz geschnitzte Jünglinge zu sein; in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, die er, wie uns schien, etwas leicht nahm, seinen Vorlesungen gab er sich der schweren Rüstung Baurs gegenüber, an die wir gewöhnt waren, Blößen, dagegen imponierte er uns sehr als Kanzelredner. Er begann stockend, mit dem Ausdruck ringend, und als wir ihn zum ersten Male hörten, sahen wir uns fragend an, ob das der berühmte Kanzelredner sein solle? Aber mit jeder Minute floß die Rede heller, stärker, unwiderstehlicher, und binnen kurzem hatte er seine Zuhörer so völlig im Banne, daß es schlechterdings unmöglich war nicht aufzumerken. Man hätte ihm, wenn er schloß, gern noch stundenlang zugehört. Während Baur und Beck, schlechthin auseinanderstrebend und geschieden in ihrer geistigen Richtung und Wirksamkeit, persönlich sich sehr gut verstanden und achteten, lieh Beck, eine sehr ernste, strenge, fast herbe Natur, seiner Abneigung gegen Hofmann, der von seinem Verkehr mit den Großen dieser Erde zu erzählen liebte und den er, durchaus ein Mann des Volks und fast bis zum Asketischen schlicht, deshalb als einen „Hoftheologen“ betrachtete, auch in seinen Kollegien fast unverhohlenen Ausdruck. Er selbst, Beck, gab sich, ohne rechts oder links zu blicken, und, wie uns wohl mit Recht schien, im Gegensatz zu dem

Historiker Baur ganz ohne geschichtlichen Sinn, dem Bibelworte gefangen, das bei ihm nicht bloß auf der Kanzel, sondern auch in der nüchterneren Form des Kathedervortrags durch tiefgründige Auslegung wie durch des Lehrenden in sich geschlossene kraftvolle Persönlichkeit in der Tat zum Lebensworte wurde. Ich habe wenig bei ihm gehört und in seine Schriften konnte ich mich nicht hineinfinden und hineinleben, da mich meine früh allem Geschichtlichen zugewendete innerste Natur und Neigung zu der Baurschen Auffassungsweise hinzog. Ich hatte auch nicht vor, mich dem geistlichen Amte zu widmen, für das ich mich nicht geeignet wußte. Aber ich fühlte mich doch, als ich später als Lehrer und Direktor an unseren Morgenandachten tätigen Anteil zu nehmen hatte, dem bedeutenden Manne zu Danke verpflichtet. Er hatte mir in jenen wenigen Stunden wenigstens den Weg gewiesen, und ich hatte gemerkt, wie biblische Stellen gefaßt werden müssen, um in kurzer Betrachtung oder freiem Gebet auf eine Schülergemeinde zu wirken. Auch für einen mittleren Standpunkt war gut gesorgt durch den grundgelehrten, weitherzigen, dabei fast übergewissenhaften Landerer, der in zwei vollen und anderthalb Übersemestern Dogmatik las. Seine Methode, in einer bis ins Doppelte griechische *αα* und selbst bis ins hebräische Alphabet greifenden Gliederung das System aufzubauen, und dabei stets, nachdem er unter a und b die sich gegenüberstehenden Extreme vorgeführt und dann unter c mit der häufig wiederholten Bemerkung, daß die Wahrheit in der Mitte liege, aus ihnen ein Mittleres zurecht zu machen — diese seine Methode wurde zum Gaudium des ganzen Stifts von einem witzigen Zuhörer verspottet, der einer wohlgetroffenen Karikaturzeichnung, die den wackeren Lehrer auf dem Katheder ziemlich lebenswahr darstellte, die boshafte Umschrift anfügte: aa) es gibt einen Gott, bb) es gibt keinen Gott, cc) die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Der überaus gutmütige Mann war selbst der erste, der über diese Satire herzlich lachte. Wer aber die Geduld hatte, regelmäßig nachzuschreiben, besaß in seinem Heft in der Tat ein unerschöpfliches und wohlgeordnetes Repertorium theologischen Wissens.

Neben den wenigen obligatorischen Kollegien, deren wirklicher Besuch übrigens in keiner Weise kontrolliert wurde, konnte man mit völlig freier Auswahl andere hören, von denen in unserem Kreise hauptsächlich die von Fr. Th. Vischer über ästhetische und literarhistorische Gebiete gern besucht wurden. Vischer war unter allen damaligen Dozenten der dem Gros der Studenten am meisten nahestehende und anregendste akademische Lehrer, dessen Bonmots, aus den Vorlesungen heimgebracht, alsbald einen weiten Kreis von Lachern und Bewunderern fanden: ein geistvoller, ebenso vielseitiger, wie in seinem Fache gründlicher Gelehrter, beredter, vortrefflicher Gesellschafter und liebenswürdiger Erzähler, ohne Ziererei bemüht, auch in seiner äußeren Erscheinung, seiner Kleidung, nicht gegen die Ästhetik zu verstoßen, weshalb ihm auch die im Stift nachsichtig geduldete, ja selbst mit einer gewissen Geflissentlichkeit gepflegte Salopperie ein Greuel war. Für mein besonderes Arbeitsfeld, Geschichte und Philologie, war nicht so gut gesorgt. Es gab noch kein historisches Seminar und keine Spezialkollegien, es war noch die Zeit der Weltgeschichten, in Tübingen durch den jetzt vergessenen Professor Haug vertreten, der eine sehr gute, aber nach zwei Semestern im Sande verrinnende Universalgeschichte durch einen äußerst mangelhaften Vortrag fast unwirksam machte. Suchte man ihn — es kam selten genug vor — guten Rats bedürftig auf, so gab er nicht undeutlich zu fühlen, daß solch ein Besuch ihm nicht zu Danke geschehe. Für das klassische Altertum waren S. W. Teuffel und A. Schwegler da: auch sie hatten Zuhörer genug, aber sehr wenige oder keine eigentlichen Schüler, und Schwegler war allzusehr Gelehrter, um ein wirksamer Lehrer zu sein. Man sah ihn nur auf dem Katheder oder wenn er zwischen eins und zwei nach alter Stiftler Weise auf dem Chausseewege nach dem nahen Lustnau, dem Korso von Tübingen, spazieren rannte, um dann so bald als möglich zu seiner Arbeit, der römischen Geschichte, zurückzukehren. Inmitten dieser Arbeit raffte dann, wie der Blitz die Eiche fällt, den kraftvoll gesunden Mann, der nie eine Stunde krank gewesen, ein tragischer Tod hinweg; man fand

eines Morgens den eben Heimgekehrten von einem Nervenschlag hingestreckt am Boden liegen.

Ich kann nicht sagen, daß ich zu einem dieser oder der übrigen Professoren oder der Repetenten, von denen eine ganze Anzahl sich später einen bedeutenden Namen machte, in das Verhältnis eines Schülers getreten wäre, und der Mangel an wirklicher, namentlich philologischer und historischer Schulung ist mir, wie ich mit einiger Reue und einem Anflug von Scham bekenne, meiner Lebtage nachgegangen. Ich war aber immer fleißig, vielleicht besser gesagt, nie müßig gewesen und früh, da mir musikalische oder anderweitige künstlerische Begabung abging, von der Lesewut befallen, der ich mit ungezügelter Leidenschaft frönte. Der Tag wurde zwischen mäßigem Kollegienbesuch, notdürftigen theologischen Studien und dieser Leserei mit Exzerpierarbeit geteilt, und diese erhielt dabei den Löwenanteil. Sie richtete sich hauptsächlich auf die griechischen Klassiker und wessen ich von den bedeutendsten damaligen deutschen, englischen oder französischen Geschichtswerken habhaft werden konnte — und auf was nicht sonst alles: denn auch im Wissensdurst kennt die Jugend kein Maß.

Einen eigentümlichen Charakter aber erhielt mein und meiner Altersgenossen Universitätsstudium dadurch, daß seine Zeit, 1848 bis 1852, zusammenfiel mit der gewaltigen politischen Krisis, die in jener Mitte des 19. Jahrhunderts das ganze europäische Leben erfaßte und dessen gründliche Umgestaltung teils bewirkte, teils vorbereitete.

Von dem Deutschland des Frühlings 1848 kann sich in der Tat, wer es nicht erlebt hat, schwer eine Vorstellung machen. Uns Jungen war es in jenen Märztagen, die dem Februarereignis in Frankreich folgten, als vernähmen wir die Posaune des Weltgerichts, um die deutsche Nation aus langem Schlafe zu einem neuen großartigen Leben der Freiheit und der Macht zu rufen. Wie alle Welt in jenem Sommer, berieten auch wir Stuttgarter Gymnasiasten mehrere Abende hindurch in der freigebig unserem knabenhaften Parlament eingeräumten Aula über die besonderen Aufgaben, die

die neue Zeit uns, der achten, neunten und zehnten Klasse des Eberhard-Ludwigsgymnasiums stelle, und faßten den bedeutungsvollen Entschluß, künftighin nur noch militärisch zu grüßen, sowie auch eine Kompanie Fußvolks zu bilden und dem Vaterland zur Verfügung zu stellen. Zunächst mit unschädlichem Holzgewehr ausgerüstet, aber alsbald einzuexerzieren, sei sie berechtigt, auch Anteil an der rasch improvisierten Volksbewaffnung, Bürgerwehr genannt, und an der Verteidigung des übrigens noch von keinem sichtbaren Feinde bedrohten Vaterlands zu fordern. Ähnliches ereignete sich überall, und auch das Tübinger Stift, in das wir im Herbst eintraten, war nicht unberührt geblieben von dem Sturm, der in die Zeit gefahren — wie eine der damals beliebten Phrasen lautete. In der Tat lebte man auch dort eine Zeitlang in einer verkehrten Welt, von der uns alsbald sprechende Züge mitgeteilt wurden: Füchse des zweiten Semesters, die eine von zwei berühmten ordentlichen Professoren gebildete Patrouille führten; der gefürchtete Aufseher am Tor, von einem der vielen Verbrüderungsabende heimkehrend, zwischen zwei ihn stützenden Kandidaten des letzten Semesters, denen gleich ihm der junge Traum der Freiheit sich in zu viel Bier umgesetzt hatte, wie er in beklagenswertem Zustand den steilen Abhang von der Neckarhalde zum Eingang des Stifts, den sogenannten Stiftsbuckel hinabkollerte; Versammlungen des wie überall über Nacht souverän gewordenen Volkes der Stiftsinsassen, das dem herbeibeschiedenen Ephorus — „Silentium! Der Herr Ephorus hat das Wort" — seine sehr radikalen Wünsche betreffs der Hausordnung vortrug. Und auch das Stift hatte sich an dem glorreichen Kriegszug beteiligt, der an einem schönen Märztage fast die gesamte Studentenschaft nach dem nahen Rottenburg führte, um dort oder in der Nähe entweder zu siegen, oder, wahrscheinlicher, einen rühmlichen Tod für das Vaterland zu finden. Es war in der Tat an dem. Es hatte sich nämlich, in Wiederholung und möglicherweise Nachahmung eines Vorgangs aus dem Jahre 1789 das Gerücht verbreitet, daß große Scharen bewaffneten französischen Gesindels über den Rhein gebrochen wären und alles mit Feuer

und Schwert verwüsteten; sie wären bereits bis in die Nähe von Rottenburg — denn mit der Geographie fand man sich leicht ab — vorgedrungen. Wirklich scheuchte dies Gespenst, der aufgestörten und meisterlos schweifenden Phantasie entsprungen, schon zahlreiche flüchtende Familien vor sich her. Der waffenrüstigen Jugend aber ziemte solches Flüchten nicht. Ein würdiger Greis unter den Professoren — ein ehemaliger Lützower, wie die Legende sagte — hielt vom Balkon des Universitätsgebäudes herab eine flammende Rede, und unter den Befehlen des Universitätsstallmeisters rückte, mit mancherlei Gewehr des Zufalls bewaffnet, die Studentenschaft nach der zwei Stunden entfernten Bischofsstadt Rottenburg, dem Feinde entgegen, um dann am folgenden Tage, da von diesem in Wahrheit nicht vorhandenen Feinde mit keiner Liebe etwas zu erspähen war, ruhmlos aber nicht ungelabt wieder in ihre Musenstadt zurückzukehren, die sich ihrerseits ohne Not geängstigt hatte. Diese ersten Fieberanfälle gingen vorüber, aber die politische Erregung erhielt von Zeit zu Zeit immer wieder durch die Ereignisse Nahrung, und das Feuer flackerte von neuem auf. Es war ein „Studentenbanner" organisiert, oberflächlich uniformiert, auch nach und nach mit Musketen ausgerüstet worden, wie auch ich eine trug, ehe ich zur Würde eines der vier Tambours emporstieg, wozu mich eine von früher Jugend auf zu nicht geringer Belästigung meiner Nachbarschaft geübte Geschicklichkeit in der Kunst des Trommelns befähigte. Die Sache kam aber bald in Rückgang, bis sie noch einmal auflebte, als nach der Einnahme Wiens im November 1848 einige von dort flüchtige Studenten, die ernsthaftes Pulver gerochen hatten, auf dem Platze erschienen und wieder einigen Schwung in die gesunkene Unternehmungslust brachten. Unter der Führung eines solchen Wieners habe auch ich bei einer Übung eine letzte Heldentat, die Erstürmung der Steinlachbrücke durch unsern mit guten Musketen bewaffneten Zug mitgemacht, der dann den Feind, dessen Waffen nur aus ausrangierten Karabinern bestanden, mit kühner Schwenkung nach dem nahen Neckar hin drängte. Dort blieb den armen Schelmen zwischen unsern Bajonetten und dem Fluß

nichts übrig, als auf den Ruf unseres Wiener Hauptmanns: „Ergebt Euch, ergebt Euch", ihre Karabiner zu strecken, worauf jeder von uns seinen Gefangenen nach dem Hauptquartier, einem nahen Turnschuppen, ablieferte.

Die Fertigstellung der Reichsverfassung führte schließlich im Mai 1849 noch einmal ein Aufleuchten des patriotischen Geistes und eine ernste Krisis für das württembergische Land herbei, das seinen König zur Annahme der Reichsverfassung mit einem Hohenzollern als Kaiser zwang. In der Pfalz und in Baden erhob sich der Aufstand zur Durchführung der vom Parlamente beschlossenen Reichsverfassung, und auch für unser Tübingen kamen noch einige ernsthafte Tage. Die Bürgerwehr, mit ihr unser sehr zusammengeschmolzenes Studentenbanner, hielt eine bewaffnete Versammlung in dem Hofe des alten Schlosses der Grafen von Tübingen und beschloß in der großen Mehrheit ihrer Kompanien oder Gruppen den Anschluß an die Insurrektion und den Ausmarsch, sobald der „Landesausschuß der Volksvereine", eine Art revolutionärer Nebenregierung nach dem Muster der Jakobinerklubs, dazu aufrufe. Unser Banner, das in seiner Mehrheit konstitutionell gesinnt und sehr viel konservativer gestimmt war als das wildgewordene Tübinger Philistertum, lehnte dies ab, was zu großem Schimpfen, nicht aber, wie einige radikale Haufen wollten, zu seiner gewaltsamen Entwaffnung und Niedermetzlung führte. Mittlerweile war der Aufstand im Nachbarlande in ein kritisches Stadium getreten. Einzelne, ein paar Wildfänge und einige edle patriotische Schwärmer und ehrliche Anhänger des neuen Rechtsbodens der vom Parlament beschlossenen Reichsverfassung verließen heimlich das Stift und zogen der Streitmacht der badischen Insurgenten zu. Das ganze Stift aber war wie vom Blitz gerührt, als es an einem Morgen die Kunde vernahm, daß in der Nacht auch der bis vor kurzem noch loyalste seiner Bürger, Albert Schäffle, den Weg nach Baden genommen habe. Er war mein Stubengenosse im niederen Seminar Schönthal gewesen und gehörte in Tübingen kurze Zeit unsrer Verbindung an; weder zu den Wildfängen noch zu den patriotischen

Enthusiasten gehörte dieser klare und kühle Kopf, der, stets mit kaltem Verstande rechnend, mit eisernem Fleiß sich ein ganz außergewöhnliches Wissen angeeignet hatte, keinen zum Feinde, aber auch niemand zum Freunde hatte: von politischem Radikalismus hatte man niemals etwas an ihm bemerkt. Er erzählt die Geschichte seiner Flucht selbst in seinen vor kurzem erschienenen Denkwürdigkeiten: trotz dem, was ich dort gelesen, ist mir die Sache ein psychologisches Rätsel geblieben.

Dem eigentlichen Studium kam natürlich der stürmische Charakter dieser an kühnsten vaterländischen Hoffnungen und herbsten Enttäuschungen reichen Zeit nicht zugute, wohl aber gab er dieser Studentenzeit und so bei den meisten dem ganzen ferneren Leben einen sehr ernsten Hintergrund. Was sie durchlebt hatten, pflanzte in ihnen unausrottbar das Bewußtsein, daß dieses ihr Leben unmittelbar verknüpft sei mit dem der Nation — man war in sturmbewegter Zeit, man mochte wollen oder nicht, zum Politiker und Patrioten geworden. Die Politik, nach und nach sehr realistisch andringend, bildete während der vier Jahre meines Studiums ein sehr wesentliches Moment in dem geistigen Leben, das ohnehin in diesem eigentümlichen Organismus des Stifts in beständiger lebhafter Bewegung war. Was der einzelne in den Hörsälen gelernt oder im Buche durchgearbeitet, was er in den herkömmlichen Veranstaltungen, den Repetitionen in den jüngeren, den theologischen loci im Kandidatensemester, gewonnen, was er in Predigten und Katechisationen als kritischer Zeuge gehört oder selbst erlebt hatte, das bildete vielfach und in allen möglichen Mischungen den Gegenstand der zahllosen Gespräche und Dispute unter dieser durch zwei oder damals noch drei Landesprüfungen und regelmäßige Semesterprüfungen durchgesiebten Jugend, auf diesem vom Geist so vieler Generationen durchtränkten Boden, auf den Zimmern, den Spaziergängen, der Kneipe. Der wissenschaftliche Geist aber — befremdlich zu sagen — wurde nicht zum wenigsten lebendig gehalten und fruchtbar gemacht durch das Verbindungswesen. Es gab der Vebindungen damals im Stift neben mehreren

kleineren Gruppen zwei größere, eine burschenschaftliche, im Rufe größerer Solidität und Wissenschaftlichkeit stehende, nach ihrem ursprünglichen Gesellschaftslokal die Königsgesellschaft genannt, mit roten — und eine freiere mit weißen Mützen, Verbindungen, die sich gelegentlich und aus nicht gewichtigeren Gründen wie die Grünen und die Blauen im Zirkus von Byzanz befehdeten, im allgemeinen aber mindestens zu meiner Zeit ganz gut miteinander auskamen. Diese Verbindungen, durch einige wenige „Stadtstudenten" verstärkt, bildeten kleine Staaten von 30 bis höchstens 40 Köpfen oder Seelen, in denen auf die Dauer doch nicht die flachen Köpfe und oberflächlichen Talente obenauf waren, sondern die wirkliche Bedeutung der Persönlichkeit sich mit Entschiedenheit geltend machte: das rednerische, das wissenschaftliche, das organisatorische Talent machte hier am Phantom, wie die Mediziner sagen, seine Schulübungen. Von Aufsichts wegen wurde diesen Verbindungen nichts in den Weg gelegt. Nur die rote oder weiße Mütze mußte auf dem Weg zum Tor durch einen schwarzen Überzug verdeckt werden, der aber, nachdem das Fenster mit dem notierenden Aufseher dahinter passiert war, alsbald wieder abgenommen wurde. Auch das Rauchen war ja bis zum Tor verboten, nicht aber, eine brennende Pfeife in der Hand zu halten, die dann jenseits der Grenze alsbald wieder in Gang gesetzt wurde.

Die Hervorragendsten in der Verbindung, der ich angehörte, der mit den roten Mützen, waren der jüngst in Tübingen verstorbene Staatsrat und Professor der Philosophie Christoph Sigwart und der zuletzt in Berlin wirkende Historiker Julius Weizsäcker. Beide sind in ihrer Sphäre sehr bemerkte und bedeutende Männer geworden, wenn auch das Leben ihnen nicht alles gewährt hat, was unsere kameradschaftliche Bewunderung sich von ihnen versprach. Sigwart, eine württembergische Zelebrität schon seit seinem dreizehnten Jahr, wo er im Landexamen unter den 80 oder 90 Mitbewerbern aus dem ganzen Lande der erste, und zwar mit weitem Vorsprung vor dem nächstbesten war, war von beispiellos glücklicher und vielseitiger, fast allseitiger Begabung. Mathematik

und Philologie, Theologie und Philosophie, alles, was er in die Hand nahm, bewältigte er spielend und war dabei guter Zeichner, sowie handfertiger Praktiker von mancherlei Künsten. Namentlich wir Verbindungsbrüder, denen aber der durchaus natürliche, ruhige und klarverständige Genosse durch seine Überlegenheit nur imponierte, nicht beschwerlich fiel, sahen in ihm einen künftigen Leibniz oder Aristoteles. Gescheiter, sagten wir uns heimlich, konnten diese beiden auch nicht gewesen sein. Als ich ihn etwas später nach seinen wissenschaftlichen Lebenszielen fragte, entwickelte er mir den Gedanken einer Geschichte der Wissenschaft seit der Reformation, die er zu schreiben unternehmen möchte, und wenn einer, so wäre er einem solchen Riesenwerke gewachsen gewesen. Allein eine Nerven- und Herzkrankheit, die 50 Jahre lang an seinem Leben zehrte, das sich im übrigen glücklich gestaltete, hemmte, bald schwächer, bald stärker ihm zusetzend, seine Arbeitsfähigkeit. Diese rang seiner Krankheit zwar immer noch hochbedeutende Erfolge ab, der Erreichung, ja selbst Verfolgung jenes höchstgesteckten Zieles versagte sie aber den Dienst. An Originalität, Beweglichkeit des Geistes, schlagfertigem Witz und Redegabe, Unterhaltungstalent und Formgewandtheit überragte der aus fränkischem Geblüt stammende Weizsäcker uns übrige weit, und als er nach glänzendem Examen sich dem Geschichtsstudium zuwandte, erwarteten wir von ihm bedeutende Werke historischer Darstellungskunst. Er zog aber gelehrte Forschung im strengsten Sinne, selbst dem kleinsten Einzelnen mit bewunderswertem Fleiße nachgehend, vor, wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiet deutscher Geschichte, die ihm einen sehr hochgeschätzten, anerkannten, aber nicht eigentlich berühmten Namen schuf. Er trat spät unserer Verbindung bei, nachdem er in den stürmischen Jahren längere Zeit Führer und erster Redner des demokratischen Tübinger Volksvereins gewesen, dann aber plötzlich eifrigster Vorkämpfer des preußisch-deutschen Gedankens geworden war; diesem blieb er durch sein ferneres Leben unverbrüchlich in guten und bösen Tagen treu und diente ihm als Hochschullehrer in Erlangen, München, Straßburg, Tübingen, Göttingen, Berlin mit seinem reichen Geiste. Einer

Bekehrung dieser Art bedurfte ich meinerseits nicht, da dieser Gedanke schon früh durch Paul Pfizer, einen Verwandten unseres Hauses, den ersten, der den Gedanken preußischer Hegemonie in dem Briefwechsel zweier Deutschen (1832) publizistisch ausgesprochen hatte, mir nahegebracht und eingepflanzt worden war.

Über die geselligen Verhältnisse, den Verkehr mit den Familien, die Ausflüge und Ausritte und sonstigen studentischen Vergnügungen, die Liedertafelabende und Museumsbälle, die Stiftungsfeste und Altentage, die alle freilich für den Stiftler um zehn Uhr zu Ende sein mußten, will ich mich nicht weiter verbreiten: sie sind im wesentlichen in ihren Grundzügen wohl sich gleich geblieben, allerdings mit einigen Modifikationen. Der Verkehr in den Familien wurde begünstigt durch die große Einfachheit der Ausstattung in den Häusern und die Abwesenheit jeder steifen und förmlichen Etikette, der Klapphüte und alles Gigerltums, durch die Billigkeit des Lebens bei noch sehr mäßigen Ansprüchen. Und da man Witz und Geist noch nicht fertig im Laden kaufen konnte, mußte man sie, so gut es ging, aus sich selber holen. Die Ausflüge aber erfolgten noch nicht zu Rad und Automobil, sondern zu Fuß oder zu Pferde, und waren also an Romantik und Erlebnissen humoristischen Charakters reicher als heutzutage. Solche Erlebnisse, wie etwa ein Ausflug nach Hechingen, wo einige vom Stift sich plötzlich von dem beim Regieren seines Zwergstaats häufig gelangweilten Fürsten aufs Schloß geladen sahen und solche Gnade vor seinen Augen fanden, daß er, der souveräne Bundesfürst, sie über Nacht zurückhielt und persönlich ihnen die Entschuldigung für ihr „Abnoktieren“ schrieb, schlugen sich dann in den Bier- oder Kneipzeitungen der Verbindung nieder. Dieses schätzbare Organ erschien alle vierzehn Tage in einem halben Bogen Manuskript mit Zeichnungen, für die sich innerhalb einer Gesellschaft von 30 bis 40 immer ein oder einige Talente fanden. Da ich mehrere Jahre Mitglied des mit der Redaktion betrauten Triumvirats war, konnte ich reichlich beobachten, wie die besten Blüten von Geist und Humor ungedruckt und von der Menge unbemerkt in der Verborgenheit

solcher vertrauten Kreise gediehen; das Triviale, Alltägliche, für alle Außenstehenden unbedeutend, rief bei so mancher guten Gelegenheit auf diesem Nährboden Novellen, Lustspiele, poetische Episteln, Epigramme voll Geist und Witz hervor.

So, unter diesen vielseitigen Anregungen, kam das letzte Jahr meines theologischen Studiums, das Kandidatenjahr, heran. Ich blieb im Stiftsverband, durfte aber jetzt in einem Stadtquartier wohnen, eine Erlaubnis, die für einen gut Beleumundeten nicht schwer zu erlangen war. Man präsentierte sich vor dem Stiftsarzt, schilderte nicht vorhandene Leiden und hüstelte ein wenig. Mein eigener Vater, selbst Arzt, hatte zu meinem großen Erstaunen entdeckt, daß ich an Blutandrang gegen den Kopf litt, und so erzielte ich leicht das nötige ärztliche Zeugnis: daß der Gesundheitszustand des Kandidaten ... eine Entlassung nach der Stadt dringend erheische. Ich fühlte mich sehr glücklich in der neuen Freiheit und in eigenem Quartier. Um so mehr, als ich bei einer mir von Kind auf gewogenen und verehrten Tante wohnte, einer originellen, in der ganzen Stadt hochgeschätzten bedeutenden Frau, deren starke Seele eine Reihe schwerer Unglücksfälle, noch kurz zuvor den Tod eines dritten erwachsenen Sohnes, ungebrochen überstanden hatte. Dieser Aufenthalt, der mir neue und bedeutende Erinnerungen für mein Leben gegeben hat, bildete den Abschluß einer vierjährigen glücklichen Studentenzeit. Doch sollte ich zu Anfang des letzten Jahres noch einige Wochen peinlichen Ringens durchmachen. Ich hatte mein Studium seither so einrichten müssen, daß ich es, wie der Tag in Vor- und Nachmittag zerfällt, zwischen Theologie und Philologie mit Geschichte und anhängendem Allerlei halbierte. Da nun aber jetzt das Examen herandrohte, so war diese Teilung nicht länger möglich, und das letzte Jahr mußte der Theologie ausschließlich gewidmet werden. Ohne ein leidliches theologisches Examen war es im damaligen Württemberg auch mit der Gymnasiallehrer-Laufbahn nichts, die ich ins Auge gefaßt hatte, weil ich mich genug kannte, um zu wissen, daß ich, obwohl mir Leichtigkeit des Redens nicht fehlte, zum Prediger und Geistlichen über-

haupt nicht taugte. Mit dem zweiten Studienjahr pflegten schon die praktischen Übungen im Predigen, später auch im Katechisieren einzusetzen. Es wird nichts schaden, hier den Leser etwas hinter die Kulissen — es sind ja bald sechzig Jahre her — blicken zu lassen. Die Predigtübungen wurden im zweiten und dritten Studienjahr an den Sonntagen im Speisesaale gehalten unter Leitung eines Repetenten, und die betreffenden drei oder sechs Übenden trugen im ersten Jahr ein Stück einer fremden, auswendig gelernten, im zweiten eine kleine Predigt eigener Ausarbeitung vor. Die Aufgabe war hier vor allem — nicht stecken zu bleiben. Trat dieses ein, so war aller Liebe Mühe umsonst gewesen, und der Unglückliche mußte am nächsten Sonntag noch einmal „auf die Krautstand“, wie der Stiftsjargon die Quasikanzel im Speisesaal nannte. Die Zuhörerschaft war abscheulich: sie bestand aus Studenten der drei jüngeren Jahrgänge, die zu diesem unheiligen Dienst nach einem Turnus in den Speisesaal befohlen waren. Man nahm sich ein Buch zum Lesen mit, war aber redlich bemüht, wenn der Freund auf der Kanzel die ersten Symptome eines Steckenbleibens zeigte, dem mit Husten, Scharren und anderer Ungebühr nachzuhelfen, bis er sich besiegt gab und, den Tod im Herzen, von der Kanzel herabstieg. Im letzten Jahre, wo auch die Katechisationsübungen am Phantom — d. h. an sechs bis acht zu je einem Kreuzer für die Stunde gemieteten Volksschülern — begannen, wurde die Sache ernsthafter. Die Kandidaten hatten den Gottesdienst in der Kirche auf dem Schloß, auch wohl in der Spitalkirche der unteren Stadt zu besorgen, nachdem man sich auch unter sehr kundiger Leitung im Disponieren und Entwickeln eines Bibeltextes geübt hatte und unterwiesen worden war. Die Zuhörerschaft bestand hier aus einer kleinen Zahl aus der zweiten und dritten Promotion kommandierter Stiftler, einigen gefälligen Freunden, aus Frauen und Töchtern befreundeter Familien. Der Vorgang nahm den gewöhnlichen Gang eines protestantischen Gottesdienstes, und die Predigt wurde nachher einer scharfen Kritik des zuhörenden Repetenten und einer meist noch schärferen der guten Freunde unterworfen. Ich hatte damit

— dreimal in jenem Jahr kam die Reihe an mich, und einmal habe ich auswärts in Vertretung eines verwandten Pfarrers auf einer Dorfkanzel gepredigt — wenig Glück, und die guten Freunde schonten meiner nicht. Sie gaben mir jedesmal in mehr als deutlicher Sprache zu hören, daß ich eine Rede, und zwar eine schlechte, aber keine Predigt gehalten hätte, was dann der Repetent — es war der treffliche spätere Biograph Luthers, Julius Köstlin — etwas höflicher, aber um so nachdrücklicher bestätigte.

Noch ehe ich aber diese Erfahrung machte, packte mich am ersten Tage des Kandidaten- und Examenjahres wie mit Geierskrallen der Zweifel, ob ich mich nicht überhaupt in der Wahl meines Berufes gänzlich vergriffen hätte. Sechs Wochen lang kämpfte ich mit dem törichten Gedanken, noch umzusatteln und Jurist zu werden. Den Ausweg aus diesem Irrsal öffnete mir eine von der Theologischen Fakultät gestellte Preisaufgabe: Untersuchung und Darlegung der Lehre und reformatorischen Praxis des englischen Reformators John Wycliffe und seines Verhältnisses einerseits zu Joh. Hus und Joh. Wessel und anderseits zu Luther — ein unvergleichliches Thema für einen angehenden Historiker. Sie bot mir die Möglichkeit, durch ein Studium geschichtlich-theologischer Art neben der notwendigsten Vorbereitung für ein leidliches Examen mein letztes Jahr in einer auch für meinen eigentlichen Lebensberuf nützlichen Weise zu verwenden. Ich stürzte mich also in diese, mich mehr und mehr anziehende Arbeit, hatte Erfolg, und kam auch durch die enge Pforte des ersten theologischen Examens dank dem bei der Preisaufgabe Gelernten mit einer anständigen Note IIb. Was um so anständiger war, als keiner meiner Genossen mehr als diese erreichte und also unsere „Promotion", in der Geschichte des Stifts ohne Beispiel, keinen einzigen Repetenten liefern konnte, für welchen Rang mindestens die Note IIa verlangt wurde. Dieser Ruhm war nicht fein. Wir wälzten aber mit Schillers Worten die größere Hälfte unserer Schuld den unglückseligen Gestirnen zu — dem Umstand, daß unser Studium in die verhängnisvollen Jahre 1848—1852 gefallen war.

So endigte meine theologische Laufbahn, die nur noch einmal in einer Bibelstunde in London eine schwache Blüte trieb. Ich blieb, wenn ich auch damit noch die Leser behelligen darf, törichterweise, statt eine andere Universität aufzusuchen, noch ein halbes Jahr in Tübingen, mit Philologischem und Geschichtlichem ohne rechten Gewinn beschäftigt, bis ich Ostern 1853 in einer jetzt längst verschwundenen Erziehungsanstalt bei Halle auf preußischem Boden meine Lehrertätigkeit beginnen konnte.

3. Besuch bei Bismarck (15. Juli 1892 in Kissingen)

Etwas vor Pfingsten 1892 hatte ich dem Fürsten meine Weltgeschichte, zweite Auflage, geschickt und in einem beigelegten Brief den Wunsch vorgetragen, von ihm persönlich empfangen zu werden, um von ihm zu vernehmen, ob meine Darstellung der Situation unmittelbar vor der Entscheidung von 1866 und die Parallele, die in meiner Neuesten Geschichte mit der Lage von 1756 gezogen sei, gerechtfertigt wäre: an Pfingsten schrieb ich von Berlin aus, wo ich der Versammlung des Gymnasialvereins wegen ein paar Tage verweilte, an Dr. Chrysander nach Friedrichsruhe und erhielt von diesem fast umgehend in sehr höflichen Formen die Antwort, daß der Fürst nicht ganz wohl sei und für die bevorstehende Reise nach Wien geschont werden solle: daß ich aber meinen Wunsch in Kissingen, wohin der Fürst in einigen Wochen gehen werde, würde realisieren können.

Eine Woche nachdem Bismarck in Kissingen eingetroffen war, schrieb ich dementsprechend wieder an Dr. Chrysander und legte einen Ausschnitt aus meiner Neuesten Geschichte III, S. 26 f. bei, um welche Stelle es mir hauptsächlich zu tun sei. Acht Tage später empfing ich von ihm in einem sehr artigen Brief die Nachricht, daß der Fürst sich freuen werde mich zu empfangen. Den Tag möge ich selber bestimmen und dann entweder 3/4 1 zum Frühstück oder zum Diner 7 Uhr kommen: „Überrock nicht Frack": ich möchte ihn telegraphisch benachrichtigen. Dies tat ich sofort, bat dem Fürsten am Freitag 1 Uhr aufwarten zu dürfen, und reiste am

folgenden Tag, Donnerstag den 14., mit dem Neunuhrzuge ab, kam nach einer indifferenten Fahrt, zuletzt in Gesellschaft eines braven Pfälzer Weinhändlers, abends 8 Uhr in Kissingen an, wo ich im Wittelsbacher Hof abstieg. Es war mir doch nicht ganz geheuer zumute, einer weltgeschichtlichen Größe gegenübertreten zu sollen, obgleich ich über meine Pflicht, als Verfasser einer vielgelesenen ausführlichen Geschichte unserer Zeit diese Zusammenkunft aufzusuchen, mit mir im reinen war. Am folgenden Morgen 10 Uhr bei starkem Regen, fuhr ich, um das Terrain zu rekognoszieren, nach der oberen Saline, die in einer guten Viertelstunde zu erreichen ist. Das Gebäude ist groß, viereckig, sehr einfach und gleicht einem Gasthof zweiten oder dritten Rangs: ein alter Diener, auch er sehr bürgerlich aussehend, empfing mich in dem entsprechend aussehenden Hausflur, ich fragte nach Dr. Chrysander, dem er meine Karte brachte, und unterhielt mich mit dem Alten über den Schwabenempfang vom letzten Sonntag, dessen Schauplatz Hausflur und angrenzender Garten gewesen und der nicht sehr geschickt arrangiert gewesen zu sein scheint. An Dr. Chrysander, der alsbald herunterkam, fand ich einen noch sehr jugendlich aussehenden, überaus einfach bescheidenen und liebenswürdigen Mann, der mich die, gleichfalls recht bescheidene, Treppe hinauf nach seinem Zimmer führte, in dem der Tisch mit Telegrammen, Briefen und kleinen Paketen von mancherlei Format bedeckt war. Wir besprachen kurz, was zu besprechen war, er sagte mir, daß der Fürst sehr gern über die von mir berührten Dinge spreche: „Sie werden ihn allerlei Interessantes erzählen hören." Den Ausschnitt aus meinem Buche hatte er dem Fürsten vorgelegt. Das Gespräch war mir von Wert, da es mir meine Unbefangenheit zurückgab, ich fuhr nach Kissingen zurück und vertrieb mir die Zeit mit einem Spaziergang im Kurgarten und Besorgung einer mitgebrachten Korrektur. 1/21 Uhr fuhr ich dann wieder unter strömendem Regen nach der Saline. Im Hausflur traf ich einen Herrn John Booth, Baumschulbesitzer aus Berlin, der mit mir zum Frühstück geladen war und schon häufiger im Hause des Fürsten verkehrt hatte, wir stellten uns

einander vor und wurden dann von Dr. Chrysander nach dem Salon hinaufgeholt. Dies war ein sehr großer Saal, mit alten Bildern ohne Wert und einigen alten Möbeln ausgestattet, mit schönem Blick über den schlechtgepflegten Garten weg nach dem zehn Minuten entfernten herrlichen Wald. Ein großer Flügel und ein mäßiger Tisch waren die Hauptmöbel: auf jenem lagen oder standen allerlei kleine Angebinde der letzten Zeit — Photographien der letzten Schwabenvorstellung, halbverwelkte Blumensträuße, die wohlgemeinte Stickerei einer Dresdener Dame, albumartige Bücher, ein Fremdenbuch: wir gingen politisierend auf und ab, sprachen über die herrschende Unzufriedenheit, die Schulreform, das Abnehmen des monarchischen Bewußtseins, von dem Herr Booth, der als Untertan Christians VIII. von Dänemark geboren war, ohnehin keine große Dosis zu besitzen bekannte: ab und zu zeigte sich ein Diener, stellte des Fürsten Pfeife zurecht, oder der berühmte große Hund trat auf. Nach einigen Minuten sahen wir vom Fenster aus den Wagen mit zwei hellblauen Bedienten und zwei Rappen nach dem nahen Walde fahren, wo sie den Fürsten abholten. Bald kam der Wagen zurück und eine Minute später trat der Fürst ein, mit Stock und Schlapphut. Er begrüßte uns, wie man Leute begrüßt, die man zum Frühstück geladen hat, und bat uns, ihm in das Frühstückszimmer zu folgen. Dies war ein nicht sehr geräumiges, behagliches, mit ein paar alten Bildern, wie mir schien ohne Wert, ausgestattetes Zimmer, rundem Tisch, gewöhnlichen Stühlen und unterschied sich in Nichts von einem entsprechenden Zimmer in einem wohlhabenden Bürgerhause. Dazu paßte auch die schlichte Erscheinung der Fürstin, die nunmehr aus dem Nebenzimmer rechts hereintrat: sie begrüßte uns einfach, ohne Vornehmigkeit, nahm an der Unterhaltung zuhörend teil, ohne selbst viel zu sprechen, ihre ganze Art, natürlich, ohne Allüren, diente wie der Raum, der sehr verschieden war von dem, was ich bei großen Kaufleuten und ci-devant Verwaltungsräten in Köln gewohnt war, dem kleinen Kreise einen fast behaglichen Charakter zu geben. Die fünf Personen waren so verteilt, daß der Fürst

an der Spitze nach dem großen Saal hin saß, rechts von ihm ich, dann die Fürstin, dann, dem Fürsten schräg gegenüber Herr Booth, zwischen diesem und dem Fürsten Dr. Chrysander, der ein *κωφον προσωπον* blieb, aber, eine Art Fridolin, der Gesellschaft durch seine bloße Anwesenheit einen angenehmen unbefangenen Charakter zu verleihen beitrug. Das Gespräch begann, als der Diener Bier einschenkte und im Hinblick auf das daneben anwesende Weinglas fragte, ob man rot oder weiß befehle: ich sagte rot, worauf Bismarck sich mit der Frage an mich wandte: „Wie, Sie sind Rheinländer und trinken rot?" Ich antwortete: „Durchlaucht, ich bin nicht Rheinländer, ich bin Schwabe und hätte eigentlich am letzten Sonntag mit dabei sein müssen, denn ich bin eines der ältesten Mitglieder der dortigen deutschen Partei." — Was er mit einer allgemeinen Bemerkung über den in dieser Hinsicht gemachten Fortschritt erwiderte. Er wandte sich dann an Herrn Booth mit Bemerkungen, die sich auf Forstanpflanzungen bezogen, Akklimatisation amerikanischer Waldbäume, welches das spezielle Fach des Herrn Booth bildete: ich meinerseits kehrte mich nach der Fürstin mit dem billigen Witz, daß der Fürst jüngst die schöne Rede auf die Frauen gehalten hätte: nun werde sie zu befahren haben, daß auch die deutschen Frauen zu Hauf nach Kissingen wallfahren würden: was sie mit freundlichem Lächeln aufnahm, ohne daß jedoch ein Gespräch daraus geworden wäre. Ich hatte mittlerweile die Situation mit einiger Ruhe ins Auge gefaßt, nützte eine Pause im Gespräch mit Herrn Booth aus und sagte zu Bismarck gewendet, daß er wohl verhältnismäßig selten einen Mann meines Handwerks bei sich sehe, obgleich wir Schulmänner eigentlich ihm besonderen Dank schuldig wären, worauf er einige nannte, mit denen er bekannt geworden sei. Zuweilen besucht mich auch wohl eine Schule — „wissen Sie, um das Rhinozeros zu sehen", wie ich als Knabe gelernt habe — mit Hilfe des Herrn Booth, der das auch einst gelernt hatte, brachte er dann die Gellertschen Verse zusammen. Ich fuhr, nunmehr schon vom Genius loci und dem Geist meiner Mission gewissermaßen wie die homerischen Helden mit Ambrosia gestärkt, fort.

„Nun möchte ich doch eine Frage stellen, die mir am Herzen liegt, weil das humanistische Gymnasium sich jetzt seiner alten Haut wehren muß und wir die Reform über uns haben ergehen lassen müssen." — „Ach so, die Reform, das ist nichts." — „Haben Durchlaucht jemals in Ihrem Leben, in dem doch die allermannigfaltigsten Aufgaben an Sie herangetreten sind, Ursache gefunden es zu bereuen, daß Sie Ihre Vorbildung auf einem preußischen Gymnasium empfangen haben?" Er faßte aber die Frage anders auf, als ich sie gemeint, sagte: „ja, ich habe das Gymnasium als Republikaner und Atheist verlassen,"*) und untersuchte den Einfluß, den die republikanischen Ideen der griechischen und römischen Literatur auf Schüler hätten oder haben könnten: dabei kam manches Interessante zutage, z. B. daß ihm schon in sehr jungen Jahren der Anblick exerzierender Rekruten, die nicht gerade ausgesehen hätten, als wenn sie auf einer Hochzeit wären, ein Problem gestellt habe: „warum tun sie das? sie sind doch viele und er, der Unteroffizier, ist nur einer."**) Ich machte darauf aufmerksam, daß ich das nicht gemeint hätte, die moralische Wirkung einer Anstalt hänge von allerlei Faktoren ab und sei also sehr verschieden, ich hätte gemeint, ob er die Vorbildung durch die alten Sprachen das Lateinische, zu bereuen gehabt habe. Das schien er zu verneinen: „Das Lateinische muß durchaus bleiben, das muß tüchtig getrieben werden, über das Griechische kann man streiten," — er

---

*) „Wir glaubten an Plato" nach Herrn Booth' ergänzenden Mitteilungen.

**) Aus Herrn Booth' Erinnerungen: Sie hätten einmal auf dem Spielplatz einen Mitschüler unter die Pumpe gebracht und ihm sei die Idee gekommen, dies einmal auch mit dem Lehrer zu tun, da sie viele und er nur einer sei; in diesem Zusammenhang erwähnte er, daß er sich auch den Gedanken gemacht hätte, als er Rekruten unter einem Unteroffizier hatte exerzieren sehen: „Warum tun sie das — warum folgen sie ihm, er ist doch nur einer und sie sind viele." Anders Booth das letztere: „Ein anderes Mal, als unser Hausknecht zur Reserve einberufen wurde, stellte ich Betrachtungen darüber an, warum der König, ein Mensch, die Macht hätte, Leute wider ihren Willen einzuberufen und alle ihm folgen müßten."

sprach sich gegen das Übersetzen ins Griechische aus, war aber darin nicht recht konsequeut, da er im weiteren Verlauf des Gesprächs doch wieder äußerte, man könne keine Sprache lernen, ohne daß man auch aus dem Deutschen in dieselbe übersetze. Der Übelstand bei einem Gespräch mit Bismarck, der natürliche und erklärliche, trat nicht bloß bei dieser Gelegenheit hervor: der Unterredende konnte das Gespräch nur sehr mangelhaft zurecht rücken, er will Bismarck hören, dieser, daran gewöhnt, spricht denn nun auch seinen eigenen Gedanken Raum gebend, ohne allzuviel auf das zu hören, was der andere sagt. Er äußerte, in dem Lob des Lateinischen begriffen, es wäre eigentlich schade, daß die lateinische Sprache nicht mehr wie früher die Sprache der Diplomatie sei, damals wäre die überlegene Gelehrsamkeit der Deutschen zu ihrem Rechte gekommen, was ihn dann auf den diplomatischen Verkehr überhaupt brachte, er erzählte dabei, was sich schon bei Busch findet, wie er den Russen abgewöhnt habe, ihre diplomatischen Anliegen in Berlin auf russisch vorzutragen.

Das Frühstück nahm unterdessen seinen Gang, ich tat demselben aus naheliegenden Gründen wenig von der Ehre an, die es an sich verdient hätte, bemerkte aber mit Vergnügen, daß der Fürst sich eines guten normalen Appetits erfreute. Er kam wieder mit Herrn Booth ins Gespräch und da nun das Zusammensein mit Bismarck für mich nichts Gezwungenes mehr hatte, folgte ich jenem Gespräch mit der Absicht, eine Gelegenheit zu erspähen, wo ich ihn auf politische Dinge und zwar die, welche ich wissen wollte, bringen könnte. Sie ergab sich bald. Herr Booth richtete an den Fürsten eine Frage aus seinem Baumfach, die dieser beantwortete. Eine kurze Pause trat ein, die ich schnell benützte: „Wenn man an Durchlaucht Fragen richten darf, so hätte ich auch eine auf dem Herzen“ — ich kam, was ich mir vorgenommen, auf die Indemnitätsthronrede von 1866, sagte, daß mir jenes „Nachsuchen der Indemnität“ nach dem großen böhmischen Siege eine der größten Taten in seiner, des Fürsten Laufbahn und eines der wichtigsten und heilsamsten Ereignisse in der Geschichte unserer Nation zu sein

scheine, daß ich auch überall, wo ich öffentlich über diese Dinge zu sprechen gehabt habe, dies mit Nachdruck betont, aber gefunden hätte, wie die Größe dieses Moments noch wenig in das allgemeine historische Bewußtsein übergegangen sei, und daß diese grundlegende Tat von den verschiedensten oder den entgegengesetzten Lagern aus gänzlich verkehrt beurteilt worden sei, früher von Virchow, jüngst noch von Stöcker. Er sprach zwischenhinein ein Wort über diese Leute: von Virchow, „das sind Leute, die niemals unrecht gehabt haben wollen", von Stöcker: „er paukt gut — ich habe mich so lang es ging gut mit ihm gehalten, weil man einen tapferen Mann nicht in die Opposition treiben soll." Stöcker habe aber Hofprediger und Agitator zugleich sein wollen, das gehe auf die Dauer nicht. Er kam auf die Sache selbst, die Indemnitätsnachsuchung von 1866: „es war ein Wort, das die Sache selbst ließ, wie sie war — es hieß ‚unter gleichen Umständen würden wir wieder so handeln' —, worauf ich sagte, daß dieses Wort doch zu denen gehöre, welche zugleich Taten, politische Handlungen von großer Tragweite seien. Er fuhr fort: „ich wußte, daß wir in absehbarer Zeit mit Frankreich Krieg haben würden, deshalb war die Indemnität nötig" — einen Gedanken, den er nachher ausführte — „der König wollte nicht recht daran" — ich soll also sagen, so gab er dessen Gedanken wieder, ich hätte gefehlt, und um Verzeihung bitten, verzeiht mir" — „er war aber nicht Lateiner und nicht Jurist genug, um das Wort ganz zu verstehen", ich sagte ihm — im Gegenteil er sage — „ich habe recht gehabt und das sollt ihr jetzt (mit der Indemnität) anerkennen". Diese Wendung frappierte mich durch die Geschicklichkeit und zugleich Natürlichkeit der Argumentation, gegen welche aufzukommen unser guter König Wilhelm allerdings nicht Lateiner und nicht Jurist genug war. Auf die ethische Seite der Frage, die ich deutlich genug angeschlagen, ging er nicht ein — ich meinte überhaupt wahrzunehmen, daß dieser große Politiker à la Richelieu immer gleich die Dinge, die zur Sprache kamen, von der politischen Seite anfaßte. So ging er hier auf die Motive näher ein: da er mit einem französischen Kriege hätte rechnen

müssen, habe er das Vertrauen der kleinen konstitutionellen deutschen Staaten gewinnen müssen — das interessierte mich im Augenblick nicht so sehr, da vernünftige Gründe für jene Handlungsweise in Menge vorhanden waren und man hier wie sonst Bismarcks Verdienst eben darin finden muß, daß er in dieser Welt der gescheiten und übergescheiten Toren das offenbar Vernünftige durchzusetzen gewußt hat. Er fuhr fort — er hätte sich gesagt, wir haben jetzt den ersten schlesischen Krieg gehabt, nun käme voraussichtlich noch der zweite, — den ersten hätten wir aber doch eigentlich 1864 gehabt, warf ich ein, den dänischen Krieg, das gab er zu — und dann vielleicht noch der siebenjährige — für diesen Fall hätte man Freunde nötig gehabt. Die Analogie leuchtete mir nicht ganz ein, sie war mir aber sehr willkommen, weil sie mich auf natürlichem Weg zu der zweiten Frage überleitete, über die ich ihn sprechen zu hören wünschte. Ich sagte also: Durchlaucht, unsern siebenjährigen Krieg haben wir doch wohl 1866 gehabt: die Lage war 1756 und 1866 ganz ähnlich, Sie hatten wie Friedrich der Große alles gegen sich — es wäre nicht schwer gewesen, die Parallele ausführlicher zu ziehen, er unterbrach mich aber, indem er zeigte, daß er meine Darstellung und den Brief, den ich ihn in Begleitung der Weltgeschichte geschickt hatte, kannte: „Sie sagen, ich hätte alles gegen mich gehabt. Einen meiner Gegner haben Sie vergessen, den König". Den hatte ich nun allerdings nicht vergessen, widersprach aber nicht: „Der König", fuhr er fort, „war anfangs gegen die Annexion (von Schleswig-Holstein), erst als er durch den Vertrag von Gastein Lauenburg bekommen, bekam er Appetit": „er war ein ruhiger Mann", setzte er hinzu, „hätte man ihn glimpflich behandelt, so wäre er nicht so weit gegangen" oder „so wäre er nie so ins Zeug gegangen": er erzählte, was auch in den Gedanken und Erinnerungen zu lesen, von einem Ministerrat, in welchem er zuerst die Annexion in Anregung gebracht und diese Idee entwickelt hätte. Der Kronprinz sei dabei gewesen und habe wiederholt den Zeigefinger an die Stirn gelegt, um anzudeuten, ich sei wohl verrückt geworden: auch habe, als ihm am andern Tag

das Protokoll gebracht worden sei, die Hauptsache, sein Vortrag, gar nicht darin gestanden. Neu war mir, was er nun erzählte: „es gab da einmal eine Zusammenkunft zu Wien und Schönbrunn" — wir suchten die Zeit zu bestimmen, es muß August 1865 (vgl. v. Sybel 3, S. 381) gewesen sein —, „der Kaiser von Österreich, der König, Graf Rechberg, der damalige österreichische Minister des Auswärtigen, und ich: ich setzte auseinander, wiefern es für Österreich vorteilhaft sei, Preußen Schleswig-Holstein zu lassen — die geographische Lage sei nun einmal für Preußen günstig und sie, die Österreicher, könnten dort nichts machen: wäre es am andern Ende, am adriatischen Meere, bei Triest z. B., so könnte ja Österreich annektieren und wir nichts dagegen haben" — der Sinn war offenbar der — laßt uns diesmal machen, ein andermal, wo die Verhältnisse zu euern Gunsten liegen, tun wir euch auch wieder einen Gefallen. „Dann wandte sich der Kaiser von Österreich an seinen Nachbar mit der Frage: „Ja willst du denn diese Lande haben?" Der König habe nicht gleich geantwortet und er, Bismarck, dann zum Kaiser Franz Joseph gesagt, „ich bin sehr dankbar, daß Euere apostolische Majestät jetzt diese Frage an meinen Herrn stellen, auf die er mir noch keine Antwort gegeben hat". Sie scheint auch damals nicht ganz bestimmt gelautet zu haben. Weiterhin erwähnte der Fürst, daß seine Hauptgegnerin die Königin Augusta gewesen sei: „sie hat mir das Leben sehr sauer gemacht": sie habe regelmäßig mit dem König gefrühstückt und dabei aus Briefen und Zeitungsartikeln ihm die Dinge nach ihrem Sinne zurechtgelegt: „die hat mir das Leben sauer gemacht", wiederholte er, „sie war eine eifrige (oder ehrgeizige) Politikerin".

Mittlerweile war das Frühstück bis zum Kaffee vorgeschritten und auf ein Wort des Fürsten „Rauchen" brachte der Diener ihm die lange Pfeife, uns wurden von Chrysander Zigarren offeriert, da aber Bismarck selbst wie ein guter Student qualmte und Herr Booth auch ansteckte, unterließ ich, der Fürstin wegen, zu rauchen. Bismarck bemängelt nun auch in meiner Darstellung, daß ich gesagt hätte, allen jenen Gegnern hätte Bismarck nichts entgegen-

zustellen gehabt als die organisierte Staatsmacht Preußens — „die hatte nicht ich zur Verfügung, sondern der König": auf meinem Blättchen, das mittlerweile von Dr. Chrysander nebst meinem Brief, den ich nicht ohne Regung der Eitelkeit in so guter Gesellschaft sah, herbeigebracht worden war, ist an dieser Stelle mit Bleistift von ihm ein S. M. = Seine Majestät angezeichnet. Man kam dann, an der Hand meines Blättchens, auf die Unterredung Bismarcks mit dem Herzog von Augustenburg. Der Fürst bemerkte, ich hätte gesagt, dieser habe die Frage gestellt, ob Preußen mit Österreich über jene Bedingungen, die man ihm stelle, einig sei: das habe er nicht gefragt — was ich aber besser zu wissen meinte, da es aus Bismarcks eigener, unmittelbar nach der Unterredung genommener und nachher veröffentlichter Aufzeichnung entnommen ist. „Er sträubte sich hauptsächlich wegen des Kanals: wir wollten die Ausgangspunkte befestigen: „das könnte ja eine Landabtretung von einer Quadratmeile sein", habe er gesagt: „ja wohl, habe er erwidert, und erzählte es lächelnd, auch von mehreren", und habe dann auf plattdeutsch gesagt: wie mir nachher der des Plattdeutschen besser als ich kundige Herr Booth mitteilte: „Wie hebbt dat Kücken uutbröd, wie wellt em nu ock den Hals afdreihn", kam dann auf den Vater des Herzogs, den er als einen sehr fähigen Mann schilderte, und auf dessen Verzichtleistung gegen Entschädigung, die er selbst vermittelt habe: „da kam dann die Gemeinheit", er meinte die Annahme der Entschädigung und hinterher die Aufrechthaltung der Land- und Herrschaftsansprüche, „da könnte ja jeder Nachfolger frühere Verträge umstoßen". Dabei aber sagte er doch, ich solle die Worte „der Herzog hätte ein ungewöhnliches Maß politischer Unfähigkeit gezeigt", weglassen: „es ist der Vater der Kaiserin". Zwischenhinein kam einmal die Rede auf Kaiser Friedrich. Bismarck äußerte: „Kaiser Friedrich vertraute mir, mehr als sein Vater"; im gleichen Zusammenhang sagte er: „Ich stehe mit allen Fürsten gut, ich stand auch mit Kaiser Napoleon gut, nur nicht mit meinem eigenen." Ich vermied übrigens wie natürlich das Gebiet der Tagespolitik geflissentlich; einmal sagte er, ziemlich abrupt: „Da

meinen die Leute törichterweise, ich wollte wieder Minister werden, ich bin lange genug Minister und Höfling gewesen, um zu wissen, daß man das anders anfangen muß," worauf ich mir die Bemerkung erlaubte: „Das ist freilich eine Torheit, Ew. Durchlaucht sind immer mehr gewesen als ein Minister und sind es jetzt erst recht." Ich füge hier bei, daß Bismarck meist geradeaus, wie vor sich hin, sprach, ohne sich häufig speziell an einen der Anwesenden zu wenden. Seine Art zu sprechen hatte etwas, was mehr süd- als norddeutsch ist: er sprach, wenn auch nicht stockend, so doch auch nicht gleichmäßig fließend: es war wie bei einem Strom, er stieß beim Sprechen auf irgend ein Hindernis, stockte einen Moment und überwand dasselbe dann mit einem drastischen Bild oder pikanten Ausdruck. Dem Gespräch eine Wendung zu geben, wie man sie etwa selbst wünschte, war schwierig — in der Regel werden die Leute, die mit ihm zusammen waren, ihn haben sprechen hören wollen und sich mehr passiv verhalten haben, und daran hatte er sich gewöhnt.

Während des Kaffees und dieser Gespräche wurden ihm Zeitungen und einiges Literarische gebracht: unter anderm ein Buch — „vielleicht von Koser" — ‚Brandenburgische Forschungen', „soll ich das lesen? Doch ich will etwas drin lesen — ich kann zuweilen nicht schlafen, dann lese ich wohl ein Stündchen und schlafe wieder ein," worauf ich naseweis bemerkte, daß Spezialforschungen zu diesem Zweck im allgemeinen ein probates Mittel seien. Es wurde nun ganz gemütlich: einen Brief „von Herbert", den ihm die Fürstin gab, las er durch, öffnete ein Telegramm, das ihm hereingebracht wurde, aus Stockholm und teilte es mit: ein schwedischer Bourgeois setzte ihn in Kenntnis, daß er soeben seine jüngste Tochter auf den Namen Otto getauft habe; dann las er aus der Zeitung den Dank des Kaisers an die Schulreformkommission, was uns noch auf diese brachte. Ich bemerkte, daß die Kommission davon wenig berührt wäre — niemand von ihr, überhaupt kein beteiligter Fachmann, wolle es getan haben, wolle sich wirklich zu dieser Reform bekennen, und im Grunde komme sie auch keinem Interesse

von irgendwem entgegen, außer den trägen Jungen und weichlichen Eltern, denen man ein Geschenk von zwei Wochenstunden und sonstigem Müßiggang gemacht habe. Dies führte auf die Überbürdungsfrage und Verwandtes, wobei er allerlei aus seiner Schulzeit erzählte: „Ich habe die Wahrnehmung gemacht, daß wir seinerzeit viel mehr arbeiten mußten als meine Söhne, die jetzt in den Vierzigen stehen.“ Unter anderm erzählte er, daß sie einmal in Untersekunda ein Aufsatzthema bekommen hätten: „Der Mensch“. Da sei ihm ein Band von Buffons Naturgeschichte zufällig in die Hand gekommen, in dem sich ein Abschnitt befunden hätte: l'homme. Daraus hätte er sich den Aufsatz zurecht gemacht, welchem der Lehrer großes Lob gespendet hätte, „wenn auch“, hätte er hinzugesetzt, „die Gedanken nicht alle dem Verfasser selbst angehören möchten“. So verstrich die Zeit von 1 bis nach 3 Uhr und ich konnte während dieser ganzen Zeit konstatieren, daß Bismarck sehr wohlauf, guter, keineswegs verbitterter Stimmung, nichts weniger als ein alter Mann, sondern im vollen Besitz seiner Geisteskräfte war; das einzige, was ich im Anfang zu bemerken glaubte, war, daß er etwas langsam ging, seine Haltung aber war ganz aufrecht. Im übrigen wurde einem bei der Zusammenkunft eigentlich in jeder Minute wohler, und wie sehr ich das Gewicht des Mannes empfand, war doch nichts Drückendes oder Beengendes dabei; in dieser Beziehung kann ich den Eindruck mit nichts besser vergleichen als mit demjenigen, den man von unserem rheinischen Schulrat Landfermann bekam: sehr klar wurde mir dabei der Unterschied, der zwischen einem großen Mann und einem Grandseigneur besteht, von welcher Sorte ich schon mehrere kennen gelernt hatte. Die eine Wirkung war mir unmittelbar nach der Zusammenkunft klar: daß ich jetzt ohne die mindeste Befangenheit vor jeden König, Kaiser oder Papst der Erde hintreten würde.

Bald nach 3 Uhr erhob sich die Fürstin und dies betrachteten wir, Herr Booth und ich, als das Signal, uns zu empfehlen; vorher war noch ein Fremdenbuch gebracht worden, in das wir unsere Namen einzeichneten. Ich bedankte mich bei der Fürstin, daß sie

die Gewogenheit gehabt, mich in ihrem Hause zu empfangen, dann ging ich zu dem Fürsten, um mich zu verabschieden, bedankte mich ohne weitere große Worte und sagte dann, was ich mir eventuell für den Abschied vorgenommen hatte: „Ich hätte noch eine kleine Bitte, die, glaube ich, nicht schwer zu gewähren ist: ich werde nächste Woche mit meinen 33 Oberprimanern einen Ausflug machen; würden Ew. Durchlaucht mir gestatten, diesen aus Kissingen einen Gruß zu bringen? Es ist, was man auf katholischem Boden den oberhirtlichen Segen nennt." Seine Züge erhellten sich dabei; während sie sonst nicht eigentlich den Charakter des Freundlichen haben, wurden sie hier wirklich freundlich. „Das tun Sie ja — auf die Jugend müssen wir ja hoffen — wer die Jugend hat, hat die Zukunft." Dann gab er mir die Hand und ich zog ab.

Jenen Gruß benützte ich in der nächsten Woche, als wir unsere Expedition nach Eitorf machten, um die Stimmung bei Tisch auf die Höhe zu bringen; es gelang natürlich: meine 31 waren ungeheuer eitel auf diesen Gruß. Ich sagte in meiner Tischrede: in dem einen „wer die Jugend hat, hat die Zukunft" könnte ich dem großen Mann nicht so recht beistimmen; es handle sich nicht darum, daß irgendwer, ein Lehrer, ein Parteihaupt oder sonstwer die Jugend habe, sondern daß die Jugend sich selber habe — was ich weiter ausführte.

Von Dr. Chrysander wurden wir hinabgeleitet, dem ich mit Wärme dankte. Zu Herrn Booth bemerkte ich, die Uhr ziehend, daß ich meinen Zug 3 Uhr 50 nicht mehr erreichen würde. „Reden Sie nicht von dem Zug," sagte er, „wir haben so viel gehört, mehr als ich je bei einer solchen Gelegenheit gehört habe — wir gehen jetzt zu Fuß nach Kissingen und überdenken das Gehörte, was Ihnen nicht einfällt, fällt mir ein, was mir nicht, Ihnen, dann können Sie es festhalten."*) So taten wir, der Rat war sehr

*) Herr Booth hat mittlerweile seine Erinnerungen an Bismarck gleichfalls veröffentlicht, er ergänzt die obige Darstellung und hat manches, was ich überhört oder nicht behalten habe.

gut, das Wetter war mittlerweile schön geworden; in Kissingen verabschiedeten wir uns und ich setzte mich dann im Kurgarten auf eine Bank, um den Gang der Unterhaltung aufzuschreiben. Mit dem Zuge 5 Uhr 55 trat ich die Heimreise Würzburg—Aschaffenburg—Frankfurt an.

---

4. Der Besuch preussischer Gymnasiallehrer in Friedrichsruh (8. April 1895)

Am 8. April dieses Jahres hat Fürst Bismarck eine große Zahl unserer Kollegen aus verschiedenen deutschen Ländern und Provinzen — es mögen, nach unserer Schätzung, ein paar Dutzend umbrae mit eingerechnet, 6—700 gewesen sein — in Friedrichsruh empfangen, und vom Balkon des Schlosses oder Landhauses aus eine Ansprache an die Versammelten gerichtet, die man in unseren Kreisen und weithin in der ganzen deutschen Gesellschaft, soweit sie mit der gymnasialen Bildung sich berührte, mit vollem Recht als ein Ereignis von großer Bedeutung betrachtet und bezeichnet hat.

Das Äußere des Hergangs ist durch die Tagesblätter bekannt und wir brauchen es nicht zu wiederholen. Der Gedanke, dem Fürsten zu seinem achtzigsten Geburtstage auch einen Glückwunsch aus der Lehrerwelt darzubringen, war bei der allgemeinen Bewegung, die seit Anfang des Jahres durch die Nation ging, so von selbst gegeben, daß seine Ausführung nicht nur keinerlei Schwierigkeit fand, sondern im Gegenteil den ausführenden Persönlichkeiten die Notwendigkeit sich zu beschränken auferlegte: den kindischen Versuchen mißgünstiger Winkelblätter, die Bedeutung der Huldigung herabzusetzen, gegenüber wollen wir bemerken, daß, wenn nur etwas wie Agitation geübt worden wäre, nicht Hunderte, sondern Tausende von Lehrern der höheren vaterländischen Schulen zugegen gewesen wären. Es fügte sich günstig, daß das im übrigen

sehr wenig festliche Wetter sich für die kurze Zeit von 1—2 Uhr soweit aufklärte, daß die Überreichung der Adresse und Votivtafel und die Antwort des Fürsten doch im Freien vor sich gehen konnte, während man schon die geräumige Halle des bescheidenen Friedrichsruher Bahnhofs für die Feier herzurichten begonnen hatte: mit Wehmut sah ich, als der Fürst mit einigen Gliedern seiner Familie und den Mitgliedern des Komitees auf den Balkon trat, daß die Jahre doch sich auch an ihm nicht unbezeugt gelassen hatten, er erschien mir seit 1892, wo ich ihn längere Zeit in engerem Kreis hatte sehen und hören können, sehr gealtert. Dieser Eindruck trat allerdings völlig zurück, als nach der kurzen Ansprache, Verlesung und Übergabe der Adresse der Fürst an die Brüstung trat und zu der unten stehenden andächtig lauschenden Versammlung sprach: hier gewahrten diejenigen, welche ihn früher hatten in längerer Rede sprechen hören, keinen Unterschied von sonst und jetzt: auch hier sprach er nicht eigentlich fließend, noch mit besonders kraftvoller Stimme: dann und wann sucht er nach dem Ausdruck nach Art der süddeutschen Redner, seine Rede aber macht eben deshalb um so mehr den Eindruck des aus der Tiefe Quellenden, Naturfrischen, dem Gedanke und Stimmung, nicht rednerische Kunst die Form gibt. Es ist ein eigentümliches Ding um die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit: sie stellt sofort eine innere Verbindung zwischen den Menschen her, sie mögen sich vorher noch so fremd gewesen oder durch einen noch so weiten Abstand getrennt sein: sie verbindet auch den großen Mann sofort mit dem bescheidenen und gewöhnlichen: wir alle hatten den Eindruck, daß dieser Mann nicht bloß der Welt, dem Jahrhundert, der Nation im Ganzen zugehörte, sondern auch, wie die Anrede des Beauftragten es aussprach, der unsere in besonderem Sinn, der Lehrer unserer Zeit und unseres Volkes im höchsten Sinne sei.

Wir lassen hier die Urkunde der denkwürdigen Stunde in ihrem Wortlaut folgen. Da ich selbst mit Abfassung der Adresse und mit der Ansprache an den Fürsten bei ihrer Überreichung beauftragt war, darf ich sie dieser Sammlung beifügen:

„Im Namen der hier versammelten Lehrer der preußischen höheren Schulen, im Namen vieler Tausende von Berufsgenossen aus allen Gauen Deutschlands, im Namen endlich der heranreifenden Jugend, deren ungezählte Massen einmütig hinter uns stehen, bitte ich um die Erlaubnis, an Ew. Durchlaucht einige Worte zu richten.

Nachdem an Ew. Durchlaucht in den letzten Tagen so vielfach begeisterte Kundgebungen gerichtet worden sind, würde es auffällig erscheinen, wenn die Lehrer der höheren Lehranstalten fehlten. Ew. Durchlaucht würden freilich wenig entbehren bei dem allgemeinen, überwältigenden Zuruf aus allen Gauen unseres Landes, aber wir und die Jugend, die wir vertreten, die würden für ihr Leben etwas entbehren, wenn sie nicht auch unter denen wären, die vor Ihrem Angesichte ihre Glückwünsche niederlegen dürfen, und aus vollem Herzen danken wir Ew. Durchlaucht, daß Sie uns gestattet haben, persönlich unsere Wünsche darzubringen. Alle Kreise unserer Nation, an der Spitze unser kaiserlicher und königlicher Herr, das Heer, die Staatsmänner und Diplomaten, der Handel, die Industrie, die Landwirtschaft, ungezählte Städte und Korporationen, die Universitäten, sie alle suchen in diesen Tagen Ew. Durchlaucht in einem besonderen Sinne den Ihrigen zu nennen. Ew. Durchlaucht müssen es sich wohl gefallen lassen, daß auch wir Lehrer ein wenig den Anspruch erheben, Sie den Unseren zu nennen, und wenn in unserem Idealstaate etwas der Art möglich wäre, würden wir Sie bitten, das Ehrenbürgerrecht in unserer Gemeinschaft zu übernehmen. Ich rede nicht von den Lehren, den gewaltigen und großen, die Ihr Leben und Ihre unsterblichen Taten unserer Nation gegeben haben und aus denen sie hoffentlich Weisheit schöpfen wird. Aber auch in den letzten Tagen noch haben Ew. Durchlaucht sich als Lehrer unserer Nation bewährt und bewiesen, indem Sie allen, die das Glück hatten, Ihnen nahe zu treten, Worte tiefsten Lebensgehaltes in die Seele gesprochen haben, und indem Sie allen diesen Kreisen und dadurch unserer Nation das Vertrauen in die Zukunft unseres Volkes gestärkt

haben, jenes Vertrauen in die Zukunft unseres Volkes, das die schönste Kraft unseres Berufes bildet. Wir haben die Empfindungen, die uns an diesem Tage Ew. Durchlaucht gegenüber erfüllen, niederzulegen uns erlaubt in einer Adresse, die ich bitte, Ew. Durchlaucht vorlesen zu dürfen."

Nachdem Fürst Bismarck die Erlaubnis erteilt hatte, wurde die Adresse verlesen:

„Durchlauchtigster Fürst!

Bei den zahllosen Kundgebungen der Dankbarkeit, welche die Nation Ew. Durchlaucht heute darbringt, wollen und können auch wir, die Lehrer der vaterländischen höheren Schulen, nicht zurückbleiben. Wir wissen es und sind stolz darauf, daß Sie die Aufgabe, welche wir Lehrer in dem durch Gottes Hilfe wieder aufgerichteten Deutschen Reiche zu erfüllen haben, in ihrer vollen Bedeutung würdigen: Sie haben es durch jene hochherzige Stiftung vom Jahre 1885 ausgesprochen, in der wir dankbar eine besondere Ehrung unseres Standes erblicken durften. Indes viel mehr, unendlich viel mehr haben wir Ihnen, Durchlauchtigster Fürst, zu danken, und lassen Sie es uns heute vor aller Welt aussprechen: die unsterblichen Taten, deren heute alle Kreise wieder mit besonderer Lebhaftigkeit gedenken, haben, wie sie das Gesamtleben des deutschen Volkes verjüngten, so insbesondere unserm Amte eine neue Kraft und höhere Weihe gegeben. Schmerzlich haben es die älteren unter uns zu fühlen gehabt, daß sie bei der Erziehung der Jugend, bei der Vorführung der Geschichte des Altertums und des eigenen Volkes sich nicht stützen konnten auf ein ungebrochenes und volles Empfinden nationaler Einheit und Zusammengehörigkeit — daß wir ihr erzählen mußten von tausendfachem Hader der deutschen Stämme, Fürsten und Staaten, von unbefriedigter Sehnsucht und stets vergeblichen Anläufen wo es sich darum handelte, aus dem großen Kulturvolke der Deutschen eine Nation in politischem Sinne zu schaffen — erzählen mußten, wie dieses große Kulturvolk trotz der Großtaten hervorragender Hohenzollernfürsten mehr als einmal eine Beute fremder Ehrsucht und Anmaßung wurde,

und wie selbst dem glorreichen Kampfe um die Unabhängigkeit in den Jahren 1813 bis 1815 ein langes Ermatten und ein, so schien es, ewig hoffnungsloses Ringen um jenes höchste Gut der Nationen, zu leben und zu atmen kraft eigenen Rechts, folgte. Heil uns und unserer Jugend und Heil Ihnen, Durchlauchtigster Fürst, daß in dem größten deutschen Staate in Ihnen der Staatsmann sich fand, der, erst nur von wenigen begriffen und von den vielen verkannt, kühn und groß sein Leben und seinen Namen bei der Nachwelt daran wagte, den notwendigen, furchtbar schweren, aber allein zum Ziele führenden Schritt zu tun, der uns Deutschen wiederum ein Vaterland gab.

Wir verweilen nicht bei dem Bilde des wunderbaren Zusammenwirkens edelster Kräfte, das in der großen Krisis der Jahre 1863 bis 1866 und dann in einem alles versöhnenden, gerechten Kampfe die Nation ihrem neuen Leben entgegenführte. Die Heldengestalten der Männer, die mit Ihnen dieses Große vollbrachten, unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm und seiner großen Heerführer, verbinden sich heute wie immer mit der Ihrigen: — eines aber glauben wir, die wir die Jugend kennen, am heutigen Tage Ihnen aussprechen zu sollen: daß diese Jugend es versteht und selbst die Jüngsten es ahnen, daß sie und die fernsten Geschlechter in dem Namen Bismarck ein vaterländisches Besitztum und ein Beispiel haben, wie ein deutscher Mann, der nach Ihrem Wort Gott allein und sonst nichts auf der Welt fürchtet, seinem König und seinem Lande und der großen Nation, in deren Leben der einzelne zugleich verschwindet und doch sich selbst erst recht findet, in guten und bösen Tagen als Patriot seine Pflichten leisten soll.

So sind Sie dem deutschen Volke der große Lehrer echt nationalen Denken und Handelns gewesen und werden es in aller Zukunft bleiben. Nicht allen ist die Kraft genialen Denkens und Schaffens verliehen, aber ehrlich, mutig und opferfreudig seinem König und seinem Lande zu dienen, das ist keinem unter uns versagt. In diesem Geiste wollen wir die Jugend erziehen, die das Vaterland, das jetzt alle seine Söhne in einem unzertrennlichen

Bunde umschließt, uns anvertraut, und mit diesem Gelöbnis auf den Lippen dürfen auch wir heute vor Sie treten und Ihnen, Durchlauchtigster Fürst, vor allem aber unserm Vaterlande und seiner Jugend Glück wünschen, daß Gottes Gnade Ihr segenreiches Leben bis hierher in seiner ganzen wunderbaren Frische erhalten hat. Ihm sei es auch fernerhin in Demut befohlen!

Wir bitten Ew. Durchlaucht, eine Weihetafel als ein bescheidenes Zeichen unserer unbegrenzten Verehrung und Dankbarkeit huldvoll entgegenzunehmen."

Nunmehr wurde das Ehrengeschenk dem Fürsten überreicht, der es betrachtete und beim Anblick der Gemme mit einem Strahl der Freude in den Augen sagte: Das ist ja der alte Herr! Dann wandte er sich zum Komitee mit den Worten:

„Meine Herren! Ich danke Ihnen zunächst herzlich für die Adresse, die ich soeben gehört habe, und wende mich dann an unsere Kommilitonen — aber ich bitte, ich bin selbst alt und kahl genug, um zu wissen, was das heute heißt, im bloßen Kopfe!"

Hierauf trat Fürst Bismarck an die Brüstung der Veranda. Lautlose Stille herrschte, als er mit deutlich vernehmbarer Stimme zu der unten stehenden Versammlung begann:

„Meine Herren! Die Ehre, die Sie mir erweisen, bildet einen Bruchteil der mannigfaltigen Auszeichnungen, die mir heutzutage aus allen deutschen Landen und darüber hinaus zuteil werden, und zwar mir als dem Erben meiner Mitarbeiter von der Zeit Kaiser Wilhelms I. Ich stehe mit denen gewissermaßen in dem Verhältnis eines Tontinevertrages: der Ruhm der Absterbenden erbt auf die Überlebenden zusammen, und so fällt auch mir, der ich entweder jünger zur Arbeit gekommen bin oder langlebiger geschaffen bin, ein Anteil an der Gesamtheit des Ruhmes meiner Mitarbeiter mit in das Kredit hinein. Wenn ich das nicht so auslegen könnte, so würde es überwältigend und demütigend auf mich wirken wie eine Überschätzung. Ich habe als einzelner meine Schuldigkeit in meinem Dienste getan als meines Königs Mitarbeiter, und Gottes Segen hat es gedeihen lassen.

Aber ich muß auch Ihres Anteils an diesem Segen noch gedenken. Sie sprachen in der eben verlesenen Ansprache von der Dankbarkeit, die der Lehrerstand mir gegenüber empfinde. Meine Herren, das Gefühl ist ein gegenseitiges. Das ist für mich zum Durchbruch gekommen in der Zeit meiner politischen Arbeit. Hätte ich nicht die Vorarbeit des höheren Lehrerstandes in unserer Nation vorgefunden, so glaube ich nicht, daß mein Werk oder das Werk, an dem ich mitgearbeitet habe, in dem Maße gelungen sein würde. Ihnen hat die Pflege der Imponderabilien obgelegen, ohne deren Vorhandensein in der gebildeten Minorität unseres Volkes die Erfolge, die wir gehabt haben, nicht möglich gewesen sein würden. Die Liebe zum Vaterlande, das Verständnis für politische Situationen, für diese und andere Eigenschaften werden die Keime gelegt in dem Stadium des Menschenlebens, welches Ihrer Pflege vorzugsweise anheimfällt. Unsere Erziehung gehört bis zum vierzehnten Jahre der Volksschule, oder bis zum neunzehnten der höheren Schule, nachher der Universität, dem Leben und den Frauen. Das durchschnittliche Alter, bis zu dem die Jugend Ihrer Pflege und Erziehung unterliegt, schließt mit dem neunzehnten, zwanzigsten Jahre des Abiturienten in der Regel ab, manchmal später, manchmal früher. Aber der Charakter des jungen Mannes legt sich gerade in dieser Zeit fest. Es ist nicht sehr oft der Fall, daß er auf der Universität oder später eine Modifikation erleidet, wenigstens nicht in der Liebe zum Vaterlande, die ihm auf der höheren Schule eingeprägt worden ist.

Die Erfolge der nationalen Entwicklung eines jeden Landes beruhen hauptsächlich auf der Minorität der Gebildeten, die das Land enthält. Ich habe bei irgend einer neuerlichen Gelegenheit einmal gesagt: Eine Verstimmung der abhängigen Massen kann eine akute Krankheit hervorrufen, für die wir Heilungsmittel haben; eine Verstimmung der gebildeten Minorität ruft eine chronische Krankheit hervor, deren Diagnose schwer ist und deren Heilung langwierig. Und deshalb lege ich das Hauptgewicht auf die Erziehung und die Gesinnung der gebildeten Klassen in jedem Lande.

Wir können bei uns — von den dynastischen Persönlichkeiten sehe ich ganz ab, aber die Leitung der Geschicke eines Landes ruht überall tatsächlich und unmittelbar in den Händen der gebildeten Klassen — wir können bei uns in Deutschland, zunächst in den regierenden Kreisen, unter den Beamten, keine Leute verwenden, die nicht durch Ihre Hände, möchte ich sagen, gegangen sind; wir können kein Parlament haben, dessen führende Leute nicht der gebildeten Minderheit der Bevölkerung angehören. Dieselben können über die Führung von Massen ohne eigenes Urteil unter Umständen zum Teil bestimmen, aber die Erziehung des Urwählers liegt nicht in ihrer Hand. Auch im Parlamente gehören die Leiter den gebildeten Klassen an; im Heere wäre unser ganzer Offizierstand ohne unsere wissenschaftliche — mir fällt kein besserer Ausdruck augenblicklich ein — ohne unsere Bildung überhaupt gar nicht möglich. Unser Offizierkorps, einschließlich des Unteroffizierkorps, was sich nach ihm bildet, ist eine unnachahmliche Schöpfung für alle übrigen Nationen. Sie machen es uns darin nicht gleich, und das ist das Produkt unserer gesamten höheren Schulbildung, nicht der Volksschulbildung, sondern der Bildung und Erziehung der höher stehenden Klassen, die sich dort vertreten finden. Auch unsere industriellen Leiter kennen diese Vollkommenheit unserer Industrie, die zuletzt dahin führt, daß es in der ganzen englischen Handelswelt heutzutage als eine Empfehlung gilt, wenn auf einer Ware steht: made in Germany. Auch das ist eine Wirkung desjenigen Bildungsstadiums, wie die höheren Schulen es liefern. Unsere Kaufleute über See, die unsere besten Pioniere sind, würden ebenfalls ohne die deutsche Schulbildung das nicht leisten; ich spreche nicht von unseren kolonialen Beziehungen, sondern von den mir als Hamburger Nachbar nächststehenden Beziehungen zu Amerika. Die wirksame Erhaltung der Wechselwirkung zwischen Gesamtamerika, Nord und Süd, und Europa beruht hauptsächlich auf unserem gebildeten Kaufmannsstande, und der würde nicht gebildet sein ohne unsere höheren Schulen.

Ich könnte in dieser Darlegung der politischen Wirkung der

Imponderabilien, die auf unseren höheren Schulen in das Gemüt des deutschen Jünglings gepflanzt werden, vielleicht noch weiter gehen, aber ich will es lieber an einem Beispiele aus dem Auslande erörtern. Als ich in Versailles in Quartier lag, habe ich gelegentlich die Schulhefte der Söhne meiner Hauswirtin durchgesehen, und da bin ich ganz erstaunt gewesen über die ungeheuerliche geschichtliche Lüge, die in allen französischen höheren Schulen kultiviert wird, von Ludwig XIV. ab bis auf die heutige Zeit. Was hat das für Folgen? Daß der junge Franzose von Haus aus ein falsches Bild über die Bedeutung seiner eigenen Nation, über deren Berechtigung zur Macht bekommt, und daß er mit einem Hochmut in die Welt tritt, von dem das deutsche Sprichwort sagt, daß er vor dem Falle kommt. Demgegenüber befleißigt sich unsere höhere Schulleitung, soviel ich weiß, der Wahrheit und pflegt unter anderen Eigenschaften, mit denen Gott die deutsche Nation ausgestattet hat, auch die der Bescheidenheit, was ich für in hohem Maße wichtig und nützlich halte. Die Selbstüberschätzung tötet den Erfolg im Keim, und von der halten wir uns fern; die Wahrheit wird bei uns gelehrt, vielleicht unter verschiedener Beleuchtung, aber doch jeder von seinem Standpunkt bestrebt sich, seinen Schülern die Wahrheit beizubringen, und ich habe es auch im politischen Leben stets für nützlich gehalten, wahr zu bleiben, um den Mut zu behalten. Ich habe dadurch manche Feinde erworben und manches Wort gesprochen, was zu den übelwollendsten Deutungen Anlaß geben kann; im ganzen: das Gesamtresultat ist für mich doch ein nach menschlicher Unvollkommenheit in hohem Maße befriedigendes. Ich habe ja auch recht viele Gegner, aber das Wohlwollen der Majorität der unabhängigen und gebildeten Leute darf ich, glaube ich, für mich in Anspruch nehmen. Es wird das vielleicht nicht immer die Majorität der Urwählerziffer decken, aber es ist doch für mich das entscheidende Prinzip auf die Dauer und für die Dauer der Einrichtungen, die wir uns gegeben haben. Und deshalb, wenn ich am Ende meiner Laufbahn stehe, so ist es mir ein beruhigendes Gefühl, daß die Sonne, die mir untergeht,

mir ein schönes Abendrot zeigt. Als Landwirt bin ich gewohnt, das Abendrot als einen Propheten von gutem Wetter für den morgenden Tag anzusehen, und so wünsche ich Ihnen allen, meine Herren, für die Tage, die kommen, gutes Wetter.

Sie sind zum großen Teile in Ihrer sozialen und materiellen Stellung mit Recht unzufrieden. Es existiert ein Mißverhältnis zwischen der Bedeutung, die, wie ich vorher zu schildern mir erlaubt habe, der höhere Lehrerstand für unsere nationale Zukunft hat, und zwischen deren bisheriger Würdigung. Die Gewalt, die in dem Einflusse der Schule, der höheren Schule, auf die gebildeten Klassen besteht, die Wichtigkeit der gebildeten Klassen für das Gedeihen einer Nation wird heutzutage erheblich unterschätzt, und ich hoffe, daß darin allmählich sich auch eine Änderung zum Besseren anbahnen wird. Ich meinerseits halte sie für notwendig, wenn wir die Erfolge, die wir mit Hilfe der Fürsten, der Armee errungen haben, auf die Dauer befestigen und dauerhaft machen wollen. Es ist schon eine erhebliche Wirkung des Einflusses der Gebildeten, daß die Frauen gewonnen worden sind im großen und ganzen für unsere nationale Entwicklung. Das war früher nicht. Wenn ich fünfzig Jahre zurückdenke, da kümmerten sie sich wenig darum, aber heutzutage halten sie ihre Kinder an, daß sie vor allen Dingen daran denken, daß sie Deutsche sind. Und dieser Same, der in das Gebiet des Ewig-Weiblichen gefallen ist, liegt tiefer und dauert länger als unsere Männerstreitigkeiten, und der wird uns auch einmal herausreißen, wenn es schlimm wird.

Meine Herren, im Sinne meiner Betrachtungen, die ich mir erlaubte Ihnen vorzutragen, bitte ich Sie, ohne Rücksicht auf den darin liegenden Egoismus mit mir einzustimmen in ein Hoch auf den deutschen Lehrerstand. Er lebe hoch, hoch und abermals hoch!

Ich könnte Ihnen noch viel sagen, aber ich kann so lange nicht stehen.

Mein Herz ist noch voll für Sie, aber ich muß mich bescheiden."

Diese Rede machte sofort einen tiefen Eindruck, und man war, da die große Zahl der Teilnehmer auf der Heimfahrt und abends in Hamburg Gelegenheit genug fand, ihre Gedanken auszutauschen, über ihre Kraft und Tragweite alsbald im klaren. So sind es nicht bloß unsere eigenen Gedanken und Eindrücke, die wir hier darlegen, sondern die einer großen Zahl von Fachgenossen aus den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes, die wohl als die Vertreter unserer ganzen Gemeinschaft angesehen werden können. Darüber war man sich klar, daß nicht bloß unser deutsches, sondern in weitem Umfang das gesamteuropäische Leben in den letzten drei Jahrzehnten von dieser überragenden Persönlichkeit beherrscht worden sei, und daß auch wir soeben dieses Geistes einen Hauch verspürt und jenen Einfluß erfahren hätten, wie ihn seit dem 16. Jahrhunderts, seit Luthers Tagen, kein einzelner Mann auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat: auch darüber, daß besonders die heranreifende Jugend unserer gymnasialen Anstalten mit ungebrochener Empfindung und kritikloser Bewunderung an diesem Mann emporschaue, und daß ein solches Empfinden ein Glück sei, das wir in unserer Jugend schmerzlich und zu unserem Schaden entbehrt hätten. Die Rede selbst hatte allen imponiert, zunächst durch das Einfache und Schlichte des Ausdrucks: keine Phrasen, keine Schlagworte; es war, wie Cromwell von einer seiner Reden sagt, „ich werde mich bemühen, Dinge zu sprechen, I shall endeavour to speak things". Mit treffenden Worten bezeichnete Bismarck Adel und Verdienst des Lehrerstandes, indem er auf die heilsame Vorarbeit der höheren Schulen für die politische Neugestaltung der vaterländischen Dinge hinwies, also dasjenige hervorhob, was an der hoffärtigen Phrase von dem Schulmeister, der bei Sadowa gesiegt, Wirkliches und Wahres ist; er rückte die Arbeit an unseren Schulen in ihren bedeutungsvollen Zusammenhang mit dem Gesamtleben der Nation, indem er zeigte, was die „Pflege der Imponderabilien" für die wissenschaftlich gebildete Minderheit und was diese gebildete Minderheit für unser Volk bedeute; er hob im einzelnen hervor, welchen unschätzbaren Vorzug unsere Beamtenschaft,

unser Heer, unsere Industrie u. s. w. darin besitze, daß überall in diesen Kreisen die höhere Bildung, wie unsere gymnasialen Anstalten sie geben, reichlich vertreten, die Bildung überall, auch in unseren Parlamenten bei denjenigen sich befinde, welche durch jene höhere Schulbildung für das Verständnis politischer Situationen befähigt seien. Dies dürfen wir sicher ganz besonders auch für unsere alten Gymnasien in Anspruch nehmen, von denen der Unverstand glaubt, daß sie nur mit „totem" Wissen und „toten" Sprachen sich beschäftigen, während sie doch, indem sie politische und sonstige menschliche „Situationen" begreifen lehren, ganz unmittelbar dem Leben dienen. Schön und von ganz unmittelbar praktischer Bedeutung war, was der Fürst an seine Wahrnehmungen in Versailles, wo er sich die Schulhefte der Söhne seiner Hauswirtin angesehen, anknüpfte. Im Gegensatz zu den falschen Vorstellungen nationalen Dünkels, dem künstlich und tendenzmäßig gefärbten Bild vom Leben des eigenen Volkes, wie es dort der Jugend vorgeführt werde, dürfe man von unserem Land und unseren Schulen sagen, daß man — und zwar wenn auch auf verschiedene Weise, doch im ganzen in allen Parteien — darauf ausgehe, den Schülern die Wahrheit über ihr Land und Volk zu sagen und damit auch die gute Eigenschaft der Bescheidenheit zu pflegen und unserem Volke zu erhalten.

Dies vor allem scheint uns eine Mahnung, die sehr zur rechten Zeit kommt und die wir sehr wohl brauchen können. Es tut jedermann und so auch einer Nation gut, die Wahrheit zu hören und eine der wirksamsten Arten, einer Nation die Wahrheit zu sagen, ist der gesamte Unterricht und namentlich der Geschichtsunterricht an ihren höheren Schulen.

Nachdem Bismarck noch einen Blick auf die kalligraphisch schön ausgestattete Adresse und die künstlerisch vollendete Votivtafel geworfen hatte, versammelte er die Mitglieder des Komitees und einige andere zum Frühstück um sich, während Graf Herbert Bismarck den übrigen Teilnehmern der Versammlung den Park mit den Lieblingsplätzen des Fürsten zeigte. Wir schreiben hier keinen Reisebericht, sonst müßten wir der feinen Aufmerksamkeit und Freund-

lichkeit, mit der die fürstliche Familie den Besuchenden entgegenkam, mit besonderem Danke gedenken: wir bemerken nur, daß bei jenem Zusammensein im engeren Kreise jede Spur des Alters schwand, Bismarck mit voller und fast jugendlicher Lebendigkeit sich und mehr noch seine Gäste unterhielt, daß hier manches geistvolle, manches witzige, manches tiefe, bedeutende Wort fiel und der große Mann sich in seiner ganzen wunderbaren Frische und Unmittelbarkeit gab. Nach etwa einer Stunde verabschiedete man sich und abends in Hamburg, wo ein namhafter Teil der Festfeiernden noch mit den Hamburger Freunden bei einem von diesen veranstalteten Kommers zusammensaß, konnte ein Redner darauf hinweisen, daß ein solches improvisiertes Zusammensein der Fachgenossen aus allen Teilen Deutschlands ein lebendiges Zeugnis der Taten des gefeierten Mannes sei, durch den es gekommen sei, daß jeder deutsche Mann, wo immer er auf deutscher Erde seinen Fuß niedersetze, ganz anders als vor vierzig Jahren wirklichen Heimatboden berühre, sich nicht bloß in Freundesland, sondern wahrhaft zu Hause fühle und mit dem Dichter sprechen könne:

Dies ist unser — so laßt uns sagen und so es behaupten

5. Rede zu Bismarcks achtzigstem Geburtstag*

Hochwerte Festversammlung!

Wer heute die ehrenvolle Aufgabe hat, den Empfindungen einer großen Versammlung, wie ich sie hier vor mir sehe, Ausdruck zu geben, dem wird die Versuchung nahe treten, daß er, von dem allgemeinen Strom der Begeisterung mit fortgerissen, nach großen, überschwenglichen Worten suche für das außerordentliche Bild, das sich bei der Betrachtung der achtzig Jahre eines Lebens ohnegleichen vor uns auftut. Und doch wird es vielmehr geraten sein, um möglichst schlichten Ausdruck sich zu bemühen, damit die Beredsamkeit der Taten desto eindrucksvoller zu uns spreche. Freilich, schon der erste Blick auf dies Leben und den heutigen Tag erregt Staunen und fordert beinahe zu rhetorischer Antithese auf: der Mann, dem heute in ungezählten Huldigungen die Nation und ihre Bundesfreunde ihren Dank darbringen — dem in einer Weise gehuldigt wird, daß selbst, wo höchst ausnahmsweise eine Körperschaft sich durch eine plumpe Ungezogenheit selbst herabsetzt, wie die Majorität des Deutschen Reichstags, dies nur dazu dient, die Bedeutung dieses Lebens um so mehr ins Licht zu rücken — dieser Mann erschien, als er vor achtundvierzig Jahren im Vereinigten Landtag zum erstenmal von sich reden machte, dem damals die öffentliche Meinung beherrschenden Liberalismus wie eine Art politische Karikatur, als Verkörperung des preußischen Junkertums, das man sich selbst auch

* Gehalten am 1. April 1895 zu Köln im großen Saale der Lesegesellschaft.

nur als eine Karikatur dachte, und als er am 19. September 1862 in Berlin eintraf, um nun bis heute im Vordergrund der deutschen und bald der europäischen Geschichte zu stehen, fürchtete man von ihm die Beseitigung der preußischen Verfassung durch einen Staatsstreich und tröstete sich einstweilen mit einem Worte, das man dem Kaiser Napoleon zuschrieb, daß dies kein ernsthaft zu nehmender Mensch sei, ce n'est pas un homme serieux.

Sehr ernsthaft aber war die Zeit und die Weltlage, in die er damals eintrat. Die Stunde war da, wo Preußens und Deutschlands Geschicke sich erfüllen sollten. Die Männer, welche seit lange die einleuchtende Wahrheit, daß die schmerzlich entbehrte politische Einheit Deutschlands nur durch Ausscheiden Österreichs und Anschluß an Preußen gefunden werden könne, als ihr Programm aufgestellt hatten, taten in gutem Glauben alles, um dessen Verwirklichung zu erschweren — der preußische Junker war es, der, indem er einem sehr richtigen Professorengedanken die staatsmännische Form gab, dieses Programm verwirklichte.

Sein erstes Verdienst war, 1863, daß er das Trugbild deutscher Einheit, das blendend im Frankfurter Fürstentage wie ein Meteor emporstieg, aber in Wahrheit nur die Verewigung der Habsburgischen Fremdherrschaft und der deutschen Kleinstaaterei bedeutete, durch das ruhige und feste Nein Preußens zerstörte und den Schein- und Schaugerichten aller möglichen Versammlungen und Vertretungen die Forderung eines freigewählten deutschen Parlaments entgegenstellte. Auch das war man in liberalen Kreisen geneigt, nicht ernsthaft zu nehmen — aber die Dinge wurden nun doch in der Tat noch im gleichen Jahre sehr ernst: Friedrich VII. von Dänemark starb, die ungeheuer wichtige Schleswig-Holsteinische Erbfolgefrage wurde brennend und hinter ihr erhob sich in ihrer ganzen Furchtbarkeit und Größe die deutsche Frage — die Frage auf Leben und Tod der großen Nation, welche die Mitte unseres Weltteils einnimmt.

Es ist mir nicht vergönnt, dieser werten Versammlung ausführlich zu schildern, mit welcher Meisterschaft Bismarck diese Frage,

wohl die verwickeltste und schwierigste, welche jemals der deutschen Staatskunst gestellt worden ist, behandelt hat, und wir alle wissen, wie binnen kurzem, nach Befreiung der Herzogtümer, das eigentliche Drama begann, die Frage nach Deutschlands Zukunft in ihrer vollen Härte und Unerbittlichkeit ihre Lösung nicht etwa suchend, sondern unabweisbar gebieterisch fordernd sich aufdrängte: es war die Stunde gekommen, in der sich entscheiden mußte, ob unser Vaterland als ein geeinigter Bundesstaat ein neues und gedeihliches Leben antrete, oder als in sich selbst zahlreiche Keime des Verderbens tragender Staatenbund dem Schicksal Polens entgegengehe.

Das war zugleich die große Stunde des staatsmännischen Lebens, das wir heute feiern. Wie Friedrich der Große im Jahre 1756, ja mehr noch hatte Bismarck im Jahre 1866 alles gegen sich: die Macht Österreichs, die Stimmung in den Herzogtümern, den Widerwillen der Fürsten und der Bevölkerungen, den Haß des deutschen und des preußischen Liberalismus, den Neid und das Mißtrauen aller großen und kleinen Mächte Europas: er hatte die Liberalen gegen sich wie die Konservativen und den König selbst nicht für sich: da war es, wo er sein Leben und seinen Namen bei der Nachwelt in die Hand nahm und daran wagte; es erfüllte sich das Dichterwort:

Der Starke ist am mächtigsten allein,

ruhig und fest setzte er den zahlreichen Gegnern, den Feinden und den halbherzigen Verbündeten den staatlichen Willen und die organisierte Staatsmacht Preußens unter einem König, der jetzt unter seinem Einfluß einen schweren, aber festen Entschluß gefaßt hatte, entgegen, die Hindernisse wurden überwunden, der große Wurf gewagt, der Sieg eines neuen Deutschlands über das alte errungen, und Bismarck, der als der verhaßteste Mann in den Krieg gezogen war, kehrte von den böhmischen Schlachtfeldern als der populärste neben seinem König zurück.

Ein gewöhnlicher Politiker hätte diese für den Augenblick unwiderstehliche Macht benützt, um den noch ungelösten preußischen Verfassungskonflikt im Sinne einer Partei zu lösen, und eine klein-

liche Rache zu nehmen für die Kränkungen, die ihm in dem voraufgegangenen Kampf widerfahren waren, und in der Tat haben sich solche kurzsichtige Ratschläge an Bismarck herangedrängt. Aber es erfolgte vielmehr die Tat, die ich nicht anstehe als die größte im Leben unseres edlen Kaisers Wilhelm und Bismarcks zu bezeichnen. Der Sieger in dem gewaltigen Kampf sprach das Wort, das den Hader mit einem Male schlichtete: die erste Thronrede nach einem Sieg ohnegleichen ersuchte die Volksvertretung um Indemnität für die ohne die verfassungsmäßige Grundlage geleisteten Ausgaben — ein großer, ein weiser, ein herrlicher Entschluß, den freilich die kleinen und gebundenen Geister von rechts und von links, die Stöcker und Virchow, nicht verstanden, der aber dem preußischen Lande und dem deutschen Volke den Frieden gab und eine sichere Grundlage für den Neubau des nationalen Staates schuf. Der Norddeutsche Bund erstand, die Schutz- und Trutzbündnisse mit den südlichen Staaten waren geschlossen, feste Grundlagen der deutschen Einheit wuchsen sichtbar aus dem Boden. Das so lange ersehnte deutsche Parlament, der Reichstag des Norddeutschen Bundes und das Zollparlament, ward eine Wirklichkeit und die Pessimisten und mißwilligen Kritiker mußten eingestehen, daß jenes Programm, das Bismarck im Namen Preußens dem Trugbild des Fürstentags und dem Projekt einer verbesserten Auflage der alten Bundesverfassung gegenübergestellt hatte, ein ernstgemeintes, mit staatsmännischem Geist erstrebtes und nunmehr erreichtes Ziel gewesen war.

Und nun fügte es Gott, daß von dem neiderfüllten Nachbar mutwillig ein Krieg vom Zaune gebrochen wurde, der plötzlich die neue Schöpfung, die rasch und, wie es scheinen konnte, nur durch Überraschung geglückte Einigung Deutschlands auf die, so schien es, denkbar schwerste Probe stellte. Sie ward bestanden, über alle Maßen herrlich bestanden, und ich verweile nicht darauf in einem Jahre, in dem wir das fünfundzwanzigste Jubelfest des Tages von Sedan feiern, das so schön mit dem achtzigsten Geburtstag Bismarcks zusammentrifft. Dem Frieden, der uns das Elsaß und das Deutsche Reich zurückgab, folgte 1879 das deutsch-

österreichische, im Jahre 1883 das deutsch-österreichisch-italienische Bündnis und das Torengerede verstummte allmählich, das dem großen deutschen Staatsmann allerlei unfinnige Eroberungsgedanken zuschrieb, wie man einst Friedrich dem Großen solche zugeschrieben hat, während die wahre staatsmännische Größe doch darin besteht, das erreichbare Notwendige und dieses allein zu wollen.

Ich übergehe Bismarcks innere Politik, weil diese kurze Stunde dafür nicht ausreichen würde und diese Fragen noch im Flusse und naturgemäß Gegenstand des Streites der Parteien sind, den wir am heutigen Tage fern halten wollen. Nur an ein weittragendes Wort echter Staatsweisheit, das Bismarck bei der Behandlung aller großen Fragen und so auch der sozialen geleitet hat, will ich erinnern, nämlich daß man allen revolutionären Bewegungen am besten vorbeuge und sie am sichersten bändige, indem man das Berechtigte an ihnen, das sie allein stark und gefährlich mache, herausfinde und zu befriedigen strebe.

Dies, hochwerte Festgenossen, sind in kürzestem Überblick die Taten des großen Kanzlers. Groß und gewaltig wie sie sind aber würden sie doch nicht hinreichen, die unermeßliche Popularität zu erklären, die ihn heute umgibt. Ein Fest wie das heutige, beispiellos in deutschen Landen, hat noch einen tieferen Grund. Ein großer Mann gibt seinem Volk mehr als seine einzelnen Taten — er gibt ihm sich selbst, sein volles Leben, seine Persönlichkeit. Unser Volk freut sich dieser Persönlichkeit — der heroischen Gestalt, der geistvollen Rede, des feinen über den Dingen schwebenden Humors in diesem Manne, seines gemütlichen Familienlebens — daß der Mann, der uns das Deutsche Reich zurückgebracht und auf den ganz Europa blickt, nach unsterblichen Taten am heimischen Herd sein Bier trinkt und seine Pfeife raucht, wie einer von uns nach mehr oder weniger wohlvollbrachtem Tagwerk tut: vergönne mir die Nachsicht dieser Versammlung, daß ich hier des persönlichen Eindrucks gedenke, den ich bei einem Besuch in Kissingen im Jahre 1892 empfangen habe: einen Besuch, den seine Güte mir gewährte und bei dem ich, wie ich gebeten, in engstem Kreise ihn über einige der großen Momente

seines Lebens hören durfte. Ich will es nicht verhehlen, daß mir nicht ganz geheuer zumute war, als ich neben dem Manne des Jahrhunderts saß, im Gefühle, wie wenig meine unbedeutende Person neben einer historischen Größe besage. Aber dieses Gefühl schwand in wenigen Minuten, weil nur die gemachte Größe, die Vornehmheit, nicht die wirkliche ihre Umgebung befangen macht: davon war hier nichts und ich hatte schnell den natürlichen Ton, den Bismarck selbst anschlug, auch meinerseits gefunden und fühlte mich frei und unbefangen in dem Gedanken an das, was über uns beiden stand, dem großen und dem unbedeutenden Mann — das Leben unserer Nation, der Genius des Vaterlandes, dem zu dienen der Große und der Kleine das gleiche Recht und die gleiche Pflicht haben. Hier war nichts Geschraubtes, Exaltiertes, Gespreiztes: die größten Dinge erzählte er wie etwas, das sich von selbst verstünde, und ich habe damals die Wahrheit dessen empfunden, was er einmal gesagt hat, als ihn ein Gegner mit dem beliebten Allerweltsschlagwort, das der Radikalismus und der demagogische Servilismus oder Byzantinismus im Munde zu führen pflegt, „das Volk würde das nicht billigen", in die Quere kam: „Auch ich gehöre zum Volk, auch Seine Majestät der Kaiser gehört zum Volk" — sehr wahr, denn auch unserer Könige Ruhm und ihre Kraft ist es gewesen und ist es auch heute noch, daß sie nicht außer, nicht neben, sondern über und in ihrem Volke gestanden haben und stehen. Es ist nicht anders, es ist kein Grandseigneur, den wir feiern, sondern ein großer Mann — ein Mann des Volkes, ein Mann unseresgleichen, so hoch er an Geist und Mut und Seelenkraft über allen stehen mag. Und darum, weil er nach beispielloser Laufbahn ein einfacher und ungekünstelter deutscher Mann geblieben ist, darum trifft seine Rede sicher das Herz der Millionen: wenn er den Herren von der polnischen Fraktion zuruft, wie ein guter Teil der von ihnen als Polen in Anspruch Genommenen vielmehr Russen seien, „sie sprechen russisch, sie beten russisch, und sie weinen russisch, wenn sie unter polnischer Herrschaft stehen" — oder das berühmte: „wir Deutsche fürchten Gott allein und sonst nichts auf der Welt". Ja wollte

Gott, es wäre so, daß der Deutsche sich nicht vor seiner Partei, seinem Zeitungsblatt, seiner Frau, sondern Gott allein fürchtete! Noch eine späte Nachwelt wird erkennen, welchen Schatz unsere Nation an diesen Reden und Schlagworten besitzt, in denen er seit dem 16. Jahrhundert und Martin Luther keinen ihm gleichen gehabt hat.

Das hat ihn neben den großen Eigenschaften des handelnden Lebens befähigt, der Lehrer unserer Nation zu sein in dem, was sie am wenigsten verstand und wie noch der jüngste Reichstagsbeschluß beweist, am wenigsten versteht, in der Staatsbaukunst, der Politik. Er hat uns gelehrt, was national heißt — daß man all sein Tun und Wirken darnach messe und richte, ob und wie es dem natürlichsten und nächsten Verein, der uns umschließt, fromme, daß man der Diener seines Landes, nicht der Knecht seiner Partei sein muß, wie er, der Konservative, selbst den im liberalen Lager erwachsenen Gedanken der deutsch-preußischen Einheit sich angeeignet hat; er hat uns gelehrt, was Politik ist, nämlich dies, daß man sehr im Gegensatz zu dem Radikalismus der verschiedenen Farben unterscheide, was Haupt- und was Nebensache ist — nicht in kindischem Trotz alles oder nichts wollen darf, sondern ruhig dem gesteckten Ziel zustreben muß mit den Kräften der Wirklichkeit: und er hat uns also auch gelehrt, was nationale Politik ist.

Und das wollen wir zum Schlusse mit einem Wort uns deutlich machen und von der Betrachtung des heutigen Tages mit nach Hause tragen. Nationale Politik, wie jeder von uns sie üben kann, verehrte Versammelte, heißt handeln, nicht klagen, und niemals an seinem Vaterlande verzagen. Man spricht viel von allgemeiner Unzufriedenheit: mag sein; noch in den letzten Tagen hat es im ersten Augenblick den Vaterlandsfreund pessimistisch gestimmt, daß die erste Körperschaft des Reichs, welche diesem Achtzigjährigen vor allem ihre Existenz verdankt, im Jubeljahr des ersten großen gemeinsamen Sieges der deutschen Stämme im ganzen Lauf ihrer Geschichte einen Beschluß gefaßt hat, den man allenfalls der Stadtverordnetenversammlung von Berlin, um nicht zu sagen von

Schöppenstädt oder Krähwinkel, zugute halten konnte — aber ein solcher Pessimismus wäre nicht die Empfindung, mit der wir die Betrachtung des weltgeschichtlichen Lebens, das heute an uns vorüberzieht, beschließen dürften. Wie, meine werten Zuhörer — zeigte Deutschland etwa ein hoffnungsreicheres Gesicht in dem Jahre, wo dieses staatsmännische Leben begann, als heute? Ich berufe mich auf die Älteren unter uns — damals, als die erste deutsche Flotte, die Schöpfung des aus tiefem Schlafe erwachenden Deutschlands, auf Befehl des Bundestags unter den Hammer kam — als das kleine Dänemark auf unserem eigenen Flusse uns Hohn sprach, während hinter uns das weite deutsche Land mit seinen vierzig Millionen sich dehnte — als die Schmach von Olmütz auf unseren Seelen brannte — wer hätte damals gedacht, daß zwanzig Jahre später deutsche Reiter siegreich an Frankreichs atlantischen Küsten stehen und daß das neuerstehende Deutsche Reich und ein deutscher Kaiser aus Hohenzollernstamm im Schlosse von Versailles ausgerufen werden würde — daß ein über siebzigjähriger Herrscher dies Große vollführe und uns dann noch zwei Jahrzehnte erhalten bleibe und wir dem einstigen preußischen Junker von 1847 als dem Werkzeuge Gottes für die Einigung unseres Vaterlandes huldigen würden? Nein, nein — es ist, wie der Dichter sagt:

> so viele Pfänder seiner Gnade gab
> Der Himmel nicht, daß wir am Ende zweifeln,

und so mit dem freudigen Gefühl, daß unseres Volkes Geschicke in einer höheren Hand ruhen, mit dem Mut und der Freudigkeit der Jugend scheiden wir von der Betrachtung dieses Bildes des Achtzigjährigen, der im Dienste des Vaterlandes ich sage nicht ergraut, sondern vielmehr jung geblieben ist, und rufen, auch wir, mit den Millionen unserer Nation, denen in der Heimat und denen in der Ferne, wo immer das schwarz-weiß-rote Banner weht: der Mann des Jahrhunderts, der Mann des Volkes, der Mann des Vaterlandes, Fürst Bismarck, er lebe!

6. Bismarcks Tod*

Hochwerte Trauerversammlung!

Wenn ein Familienhaupt dem allgemeinen Lose der Sterblichen verfällt, so vereinigt ein natürliches Empfinden die Hinterbliebenen, damit sie sich in der gemeinsamen Betrachtung des Wirkens und Lebens des Dahingeschiedenen zur Fortführung ihres eigenen Lebensganges ermutigen, und dasselbe Empfinden ist es, das allenthalben unsere Landsleute treibt, am Sarge wohl des größten Führergeistes, der unserer Nation auf ihrem langen Wege beschieden war, zusammenzutreten und noch einmal, ehe sein geschichtliches Leben im Gedächtnis der Nachwelt beginnt, gemeinsam sich zu sagen, was er uns, dieser Volksgemeinschaft, dieser Staatsfamilie, dieser Nation gewesen ist. In dieser ernsten Stunde ist kein Raum für exaltiertes Lobpreisen und rauschende Worte, und auch das Gezänk der Parteien gibt einen Augenblick Frieden vor der Majestät dieses Todes, der ein weltgeschichtliches Leben beschließt: „Ein mächtiger Vermittler ist der Tod." Auch soll heute kein Wort über meine Lippen kommen, das dieses Leben für unsere Partei allein in Beschlag nehmen wollte. Im Sinne der ganzen Nation sprechen wir: Er war unser — „Laßt das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig übertönen." Was war unsere Nation vor fünfzig Jahren? Was ist sie jetzt? Was sie jetzt ist, brauche ich dieser Versammlung nicht zu sagen. Was sie aber war, ehe diese mächtige Hand an das Steuer griff, daran dürfen wir Ältern, die wir es

* Ansprache bei der Trauerversammlung auf dem Gürzenich zu Köln am 7. August 1898.

erlebten, die Jüngern in dieser Stunde zum mindesten erinnern. Eine Nation, durch eine Menge sich kreuzender Gegensätze der Stämme, Staaten, Konfessionen, Stände zerspalten und verstört, durch das Scheitern ihrer Einheitsträume von 1848 bis 1852 nur tiefer verwirrt und verbittert; bei jedem europäischen Luftzug gereizt, ängstlich, ärgerlich im Gefühl ihrer Schwäche und stets gequält von dem Gedanken, was sie sein könnte und nicht war; und was sie einigte, der Drang nach Einheit führte nur, indem man die Form für diese Einheit suchte, zu neuen und den gefährlichsten Spaltungen. Ein Ausweg war gegeben und auch gefunden — theoretisch — die preußische Hegemonie: aber eben dieser Ausweg war im schlimmsten der schlimmen Jahre, 1862, gesperrt durch den Verfassungskonflikt in Preußen selbst. Dies war der Zeitpunkt, in welchem Bismarck auf dem Platze erschien: es folgte das schicksalsvolle Jahr 1863, wo er, noch unverstanden und mehr und mehr ein Gegenstand des Hasses, sein erstes Verdienst sich erwarb durch das klare und feste Nein, das er dem Truggewebe des deutschen Fürstentages entgegensetzte. Im gleichen Jahre eröffnete sich die schleswig-holsteinische Erbfolgefrage. Mit einer staatsmännischen Klarheit ohnegleichen erkannte Bismarck die einzige Lösung für sie: sie konnte nur zugleich mit der deutschen Frage selbst, der ungeheuren, gelöst werden. Es geschah durch Blut und Eisen, und heute und längst sind wir dankbar dafür, daß dieser Mann — mit der Kraft und dem Mut eines Riesen der scheinbar furchtbarsten Koalition von Kräften gegenüber, die seit 1756 einem preußischen Staatsmann entgegengetreten ist, diese Entscheidung über Leben und Tod unseres Volkes herbeigeführt hat mit dem festen Glauben, daß der scharfe Schnitt dem kranken Volkskörper die Gesundheit zurückgeben würde. So geschah es: der Gehaßte und Gefürchtete ward zum Populärsten und ist es, neben seinem königlichen Herrn, geblieben; der Sieger sprach das erlösende Wort der Versöhnung, der Indemnität, das Preußen und damit Deutschland die Gesundheit zurückgab; die neue Form für das deutsche Leben war gefunden und der Mann der furchtbaren Energie zeigte sich

nunmehr gleich groß im Maßhalten, im Zuwarten. Das erste stolze Nein gegen das begehrliche Frankreich aus dem Munde eines deutschen Staatsmannes erklang, und drei Jahre später war die versunkene deutsche Krone durch den Krieg mit Frankreich gehoben. Es ist nicht nötig, den weiteren Taten zu folgen: daß dieses tapfern Mannes und seines Königs weise Mäßigung den europäischen Frieden erhalten und durch die Schöpfung des Dreibundes Deutschland-Österreich-Italien auf absehbare Zeit gesichert hat, wissen wir alle, und von seiner inneren Politik werden wir heute nicht sprechen wollen und auch schwerlich schon gerecht sprechen können, und nur das eine muß gesagt werden, daß er auch in der die Zeit beherrschenden sogenannten sozialen Frage zum mindesten die rechte Lösung traf in dem staatsweisen Gedanken, daß man revolutionären Bewegungen am sichersten den Giftzahn auszieht, wenn man sich unbefangen und rechtzeitig die Frage vorlegt, worin sie recht haben, und dann die heilende Hand anlegt. Auch vom Jahre 1890 rede ich nicht; was hier von Bitterkeit war, ist durch die edelsinnige Haltung unseres Kaisers hinweggetilgt. Für Bismarck und die Nation aber war es ein Glück, daß ihm nun Muße ward, ganz unabhängig von dem Staatsamt seines zweiten großen Amts zu warten — des Amts eines großen Lehrers und Meisters der Nation in dem, was ihr vor allem fehlte, in der Politik. Und wie hat er dieses Amtes walten dürfen, welchen Schatz von Weisheit bergen die Worte der Jahre 1890 und 1895, die er an alle Kreise der Nation, die Vertreter des Heeres, der Industrie, der Landwirtschaft, der Schulen, an zahllose Städtedeputationen und Korporationen gerichtet hat. So ist es ihm in reicherem Maße als seit Martin Luther irgend einem deutschen Manne vergönnt gewesen, seiner Nation noch etwas ganz anderes zu geben als bloß das Ergebnis seiner Taten — seine ganze Persönlichkeit, und er ist in einem Sinne und Umfange volkstümlich geworden, wie, soviel ich wüßte, kein anderer Staatsmann zu irgend einer Zeit und bei irgend einem Volk. Und das Eigentümliche bei dieser Popularität war, daß sie auf der Empfindung beruhte, daß er überall und allen über-

legen war, daß niemand gegen ihn aufkommen konnte; man freute sich gleichsam der eigenen Kleinheit gegenüber den riesigen Dimensionen dieses Übergewaltigen; man freute sich der heroischen Gestalt, die alle andern überragte und von der die französischen Unterhändler mit einer Art von Grauen redeten, — selbst der Fehler seiner Tugenden; man freute sich der Kampfesnatur, die überall die Verteidigung angriffsweise führte, der wuchtigen Schläge, mit denen er den Gegner niederzuwerfen wußte — und man darf sagen, daß unsere von Natur streitbare Nation daran ihre besondere Freude hatte — ja selbst der Kraft des Hasses, der doch nie einen andern Gegenstand hatte, als, wie Richelieu von sich sagte, die Feinde des Staates; des löwenkühnen Mutes vor allem, den er allenthalben im Parlament wie in der Schlacht und jeder Lebenslage — und wie reich war dies Leben an Lagen, in denen selbst Mutige zagen — und jedem Gegner gegenüber bewies. Daß dieser Mut und ein solches Leben sich auf eine tiefere Eigenschaft gründete, die auch zur echten Volkstümlichkeit gehört, mußte sich jeder sagen; jenes gewaltige Wort: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!" galt wenigstens von ihm sicher, der in der Tat sein Lebenlang keine andere Furcht gekannt zu haben scheint. Dabei aber war an diesem Gewaltigen nichts Gemachtes und nichts Geschraubtes: kein Luxus, keine vornehmen Allüren; man verkehrte gradaus mit ihm, und die Befangenheit verlor sich, wenn man erst dies natürlich Wahre seines Wesens auch nur einige Minuten auf sich hatte wirken lassen; populär machte ihn endlich jene köstliche Gabe, die den Deutschen auch in den trübsten Stunden nicht verläßt, der frei über den Dingen schwebende Humor, der ihn nicht verließ, auch wo er über die grandiosesten Ereignisse seines Lebens sprach und der ihn von früh auf gegen den gemeinen Ehrgeiz und das ordinäre Strebertum geschützt hat. Populär machten ihn endlich — was in unserm Volke bei hoch und niedrig vor allem geschätzt wird — das rechtschaffene und gemütliche Familienleben und die derbe Freude an seinen einfachen Genüssen, dem Kruge Bier und der langen Pfeife nach getanem Tagewerk, und eines

noch, das noch auf tieferem Grunde ruht — die Selbstbescheidung, die allen wirklich Großen eigene bescheidene Wahrhaftigkeit, mit der er schon, als er längst der Mann des Jahrhunderts geworden, seine Stellung ausfüllte als der Diener und Vasall seines Königs, der in unserm Lande immer der erste bleiben muß. Wohl wallt uns das Herz hoch auf bei dem Gedanken, daß wir es erleben durften, wie ein Mann unserer Nation dem Zeitalter den Namen gegeben und allen Völkern der Erde imponiert hat, und der Name dieses deutschen Mannes gefeiert wird von den Palästen der Fürsten und der Parlamente bis zu den armseligsten Negerdörfern, aber vor allem darum, weil dieser Titan durch seine ganze Art doch wieder uns menschlich nahe stand, so ganz einer der Unsern gewesen ist.

Das Grab schließt sich über dem, was irdisch war an dem Mann, nach dem ein Zeitalter sich nennen wird; wir aber scheiden von diesem Grabe trauernden, aber gestärkten Herzens. Er hat uns ein unverwelklich schönes und stärkendes Beispiel hinterlassen, wie man in einer kampfbewegten Welt niemals verzagen darf, wie man seinem Volk und Vaterland sein Leben, sein Behagen und, wenn es sein muß, selbst Popularität und Karriere, geschweige den gewöhnlichen Flitterkram der Ehren und Dekorationen opfern muß, und wie man das Große und, wenn man das nicht kann, wenigstens das Gute frischweg, einfach, als Diener seines Königs und seines Volkes tun muß und tun kann. In diesem Sinne ist er der große Lehrmeister der Staatsbaukunst für uns alle gewesen, und er wird es bleiben, ja er wird es jetzt erst recht werden. Denn für jeden wahrhaft Großen beginnt eine neue schönere Wirksamkeit mit seinem Tode. So, werte Trauerversammlung, gesellt sich dem Lebewohl an den Toten der Heilruf an den Lebenden, den Unsterblichen, und mit mehr Recht als bei irgend einem der großen Toten und unsterblich Lebenden unseres Volkes dürfen wir auf ihn jenes stolze Schlußwort anwenden, das einst Goethe seinem ebenbürtigen Freunde ins Grab nachrief:

Er glänzt uns vor wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

7. Besuch bei Paul Krüger, Köln*

Die Episode in der Geschichte Kölns, die sich in den ersten Tagen des Dezember 1900 durch die Anwesenheit und Abreise des Präsidenten von Transvaal abgespielt hat, scheint uns auch in dieser unserer Zeitschrift einige Worte zu verdienen. Der Verfasser, der schon lange nicht mehr der nationalliberalen Jugend angehört, möchte eben aus seinem nationalliberalen Alter das Recht ableiten, dann und wann im Kreise dieser Jugend noch seine Stimme vernehmen zu lassen, da er sich bewußt ist, sich mindestens den Glauben und die Hoffnung seiner Jugendjahre bewahrt zu haben. Fast zufällig sah er sich an einem jener Tage — 4. Dezember — aufgefordert, den greisen Burenführer persönlich aufzusuchen und, da die Geschichte des 19. Jahrhunderts einen wesentlichen Teil seines Studiengebietes ausmacht, so konnte ihm die Gelegenheit, einen unmittelbaren Eindruck von einer in hervorragendem Maße geschichtlich bedeutenden Persönlichkeit zu gewinnen, nicht anders als willkommen sein.

Von der Zusammenkunft selbst ist eigentlich nicht viel Besonderes zu berichten. Sie fand in einem geräumigen Salon des Domhotels statt und der Weisung gemäß hielt ich, begleitet von einigen Gymnasiallehrern unserer Stadt, eine kurze Ansprache an den Mann, der, in schwarzer Kleidung, eine stattliche Greisengestalt mit sehr ernstem und sehr klugem Gesichtsausdruck, sie stehend anhörte, sich von Dr. Leyds ihrem wesentlichen Sinne nach holländisch

* „Nationalliberale Jugend" 1901.

dolmetschen ließ und sie dann in holländischer Sprache mit einigen Mitteilungen über das höhere Schulwesen in seiner Republik erwiderte, was dann einer seiner Begleiter hinwiederum uns ins Deutsche übertrug. Mit einem Händedruck wurden wir verabschiedet und ein großer politischer Akt war das nicht gewesen. Was ein Mann meiner Gesinnung dem Vertreter eines in rühmlichem Kampfe überwundenen Volkes in jenem Augenblick sagen konnte, beruht auf einer Auffassung, die ich im folgenden kurz skizzieren möchte.

Kein Mensch, der die Geschichte kennt, konnte darüber einen Augenblick im Zweifel sein, daß eine Intervention Deutschlands in dem südafrikanischen Drama in keinem Stadium dieses Kampfes möglich war. Seitdem Holland, seiner großen Vergangenheit längst vergessen, sich gleichsam in den Privatstand zurückgezogen hat und seit 1866 eine fast kindisch zu nennende Furcht vor Deutschland und namentlich jeder näheren Verbindung mit Deutschand kundgibt, konnte von einer Einmischung in einen Kampf, der unser eigenes nationales Interesse so gut wie gar nicht berührt, einer Einmischung, die allerlei Übel für uns hervorzurufen geeignet war, ohne den von uns zu Schützenden das mindeste zu nützen, nicht die Rede sein. Allerdings ist es, wie der Dichter sagt:

> Es ist die große Sache aller Staaten
> Und Völker, daß geschieht, was Rechtens ist, —

aber, von papierenem Recht abgesehen, es ließe sich immerhin fragen, ob das Recht des liberalen Gedankens, die Sache des Fortschritts, jenes historische Gesetz, das die Völker treibt, Veraltetes abzustoßen, sich nicht abzuschließen, geistig und wirtschaftlich vorwärts zu gehen, wirklich im burischen Lager war. Von mancher kundigen Seite sind in der Tat nicht wenige tiefere Schäden dieses eigentümlichen Staats- und Volkswesens aufgedeckt worden, ohne daß die allgemeine Stimmung unseres Volkes, die von Anfang an für die Buren war, dadurch wesentlich beeinflußt worden wäre. Dies steht keineswegs ohne Analogien in der Geschichte. Vielleicht die sprechendste geschichtliche Parallele zu diesem, den Widerspruch zwischen Kopf und Herz, Verstand und Gemüt herausfordernden

Krieg ist der Aufstand der Tiroler gegen die bayerisch-französische Herrschaft im Jahre 1809, wo das Volk dieser Berge seinen heroischen Kampf kämpfte für eine alte Ordnung der Dinge, die von herkömmlichen Mißbräuchen und Mißständen wimmelte und der gegenüber die bayerische Regierung doch Prinzipien einer neuen Zeit, eine aufgeklärte, vor allem der klerikalen Stagnation und Verdummung widerstrebende Staatsordnung vertrat. Auch der gleichzeitige Kampf der Spanier gegen Napoleon war ein Kampf für die Unabhängigkeit, aber sicher nicht für die Freiheit in höherem Sinne, und wir wissen, daß sehr patriotisch gesinnte Spanier sich damals dem französischen Königtum anschlossen, weil sie von einem solchen für ihr zurückgebliebenes Volk einen neuen Schwung und Geist, eine Regeneration erwarteten.

Gleichwohl sind ohne weitere Erwägung unsere Sympathien auf der Seite der Verteidiger von Saragossa und vollends die anfänglichen Siege und die schließliche Niederwerfung der Tiroler begleiten wir, einfache Leser oder gelernte Historiker, mit einer unwiderstehlich wie eine Naturkraft wirkenden Parteilichkeit und erbauen uns an der tragischen Gestalt Andreas Hofers, des Bauernhelden, an den ich unwillkürlich denken mußte, als ich vor der stattlichen Greisengestalt Paul Krügers stand, der allerdings geistig unvergleichlich höher stand als der brave Wirt am Sand: und mit ganz ähnlichen Empfindungen hat die ungeheure Mehrheit unseres Volkes die Ereignisse im fernen Südafrika begleitet. Aber die Politik ist ein hartes und unerbittliches Ding, und helfen konnten wir den Buren so wenig als Preußen im Jahre 1809 den Tirolern oder den Spaniern helfen konnte.

Und also, so wird eine materialistische Geschichtsauffassung sagen, war es auch sehr überflüssig, von seinen Sympathien viel Wesens zu machen, und es gibt in der Tat unter allen Völkern solche, welche dem großen Krieg in Südafrika, wie der homerische Zeus vom Ida herab dem Krieg der Troer und Achäer, nur wie einem spannenden Kampfspiele zusahen. Aber weder unserem Volke noch unserer Partei, sagte ich mir, ziemt eine solche kalte Objektivität:

denn wir entnehmen unser Recht als Partei doch vor allem daraus, daß wir neben dem Realismus, den die Natur eines nationalen Staates uns aufzwingt, auch die idealen Momente würdigen und, wo wir mit ihnen nicht durchdringen, sie mindestens nicht verleugnen, sondern uns laut und mit Nachdruck zu ihnen bekennen.

Von dieser Seite kann man die Bedeutung der zwei Burenrepubliken mit ihren zwei- oder dreimalhunderttausend Bürgern gegen die englische Weltmacht nicht hoch genug anschlagen. Daß im 19. Jahrhundert, in unserer sehr nüchtern wägenden, kaufmännisch rechnenden, sehr auf das materielle Behagen gerichteten Zeit und Welt dies geschehen — daß ein kleines Volk für seine Unabhängigkeit mit dem vollen Bewußtsein, gegen eine hundertfache Übermacht streiten zu müssen, in den Kampf getreten ist, das ist ein Besitztum und Beispiel für alle Zeiten und nicht am wenigsten auch ein Besitztum und Beispiel für unsere Partei, für die es sich freilich nicht um einen Kampf gegen einen äußeren Feind, wohl aber um Verteidigung und Erringung hoher Güter handelt wider Gegner, die, wo nicht übermächtig, doch sehr mächtig und mit sehr gefährlichen Waffen ausgestattet sind. In diesem Gedanken glaubte ich dem schwergeprüften Manne nahetreten zu dürfen, und so lautete meine Ansprache ungefähr so:

„Wir sind Ew. Hochedlen dankbar, daß Sie uns, einigen Lehrern der hiesigen höheren Schulen, Gelegenheit verstattet haben, Sie zu begrüßen. Als Lehrer der Jugend mußten wir besonders Wert darauf legen, daß auch von unserer Seite Sie in Köln begrüßt würden, denn unserer Jugend vor allem tut das Beispiel not und bringt ihr Gewinn, das Sie und Ihr Volk gegeben haben — daß man, wo es die heiligen Güter des Rechts, der Freiheit und Unabhängigkeit seines Landes gilt, alles an alles setzen muß und seine Feinde nicht zählen darf. Ich habe mich viel mit Geschichte beschäftigt und eine Darstellung der Ereignisse unseres Jahrhunderts gewagt, lassen Sie es mich aussprechen, wie ich und, ich darf gewiß sagen, nahezu unser ganzes Volk den letzten Kampf, den Sie und Ihr Volk so ruhmvoll bestanden, auffassen — vielleicht liegt darin

doch ein Moment der Aufrichtung bei der Heimsuchung und Trübsal, welche Gott über Sie beschlossen hat. Ich denke, Gott hat Sie und Ihr Volk so hoch begnadigt, daß Sie allen Völkern ein Beispiel geben durften, das weithin in diese Welt der Selbstsucht und der Ungerechtigkeit hineinleuchtet, wie man, ohne nach rechts und links zu schauen, nur auf Gott und seine Pflicht gegen sein Land sieht, den Kampf gegen ein übergewaltiges Unrecht aufnimmt, Leben und Lebensglück hingibt für sein Volk und dessen Recht . . . dies wird Ihr Ruhm sein in der Geschichte der Völker, was immer Gottes unerforschlicher Rat über Ihr Land und Volk beschlossen haben möge."

8. Patriotismus und Gymnasialerziehung*

An einer ziemlich entlegenen Stelle in Goethes Werken habe ich jüngst ein Wort gelesen, das, überall beherzigenswert, mir doch ganz besonders für *unser* gemeinsames Leben, das Gemeinschaftsleben im Organismus unserer Schule meine ich, bedeutungsvoll erscheint. „Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.“ In der Tat, in unserem Schulleben ist es so: nach der Art und dem Maße, wie wir, Lehrer und Schüler, es versuchen, unsere Pflicht zu tun, bemißt sich unser Wert, und im gewöhnlichen Gange dieses Lebens sind wir darum nicht verlegen, worin diese Pflicht bestehe: der Tag selbst mit seinen besonderen in regelmäßiger Folge wiederkehrenden Forderungen läßt uns darüber nicht im Zweifel. Und selten sind die Tage, an denen wir wirklich und ernstlich die *Frage* nach unserer Pflicht aufwerfen, nach unserer Pflicht erst fragen müssen. Es sind diejenigen, an denen die Schule, als ein Ganzes, als eine Körperschaft aus ihrem gewöhnlichen Geleise heraustritt, — diejenigen, oder ich muß eigentlich sagen, *derjenige*, denn der Geburtstag des Kaisers ist, da leider der Tag von Sedan in die Ferien fällt, der einzige, den unsere Schule als eine öffentliche Anstalt zugleich mit der ganzen Nation regelmäßig begeht. Eine *Pflicht* haben wir aber allerdings auch da zu erfüllen, denn es gibt nichts, was eine höhere Schule nicht unter diesem

* Festrede zum Geburtstag des Kaisers, gehalten am 27. Januar 1894.

Gesichtspunkt der Pflicht betrachtete — und also, geliebt es Gott, ihre Schüler mit der Anschauung und dem Vorsatz, der Gewöhnung, alles unter diesem Gesichtspunkt der Pflicht zu betrachten, entläßt. Gut denn: was ist's, das der heutige Tag von uns fordert?

Doch nicht bloß, daß auch dieses Gymnasium, weil es sich ein königliches nennt, sich in ein Festgewand wirft — daß man in üblicher Weise Gesänge einübt und einige Schüler der verschiedenen Altersstufen für den Vortrag patriotischer Dichtungen auswählt: auch nicht bloß, daß das Programm ordnungsmäßig sich abspielt, nichts Störendes, kein Mißklang, kein Steckenbleiben, keine zu weit ausgesponnene Festrede dazwischen trete; auch nicht bloß, daß wir am Schlusse das Hoch auf den Kaiser mit der in einem monarchischen Staate natürlichen und nach den Ereignissen, deren Schauplatz gestern die Reichshauptstadt* gewesen, doppelt natürlichen Freudigkeit erschallen lassen: die Forderung des Tages an unsere Anstalt, die sich eine höhere Schule nennt, ist dementsprechend eine höhere. Der Mann, welcher in unserem Lande das Szepter führt, ist von selbst kraft eigenen und erblichen Rechts eine historische Persönlichkeit; seine Tugenden und seine Mängel bestimmen wesentlich den Charakter der Entwicklung der Nation in bestimmter Zeit und daran hat auch der Konstitutionalismus nichts geändert, ja, der Geburtstag des Herrschers ist jetzt sogar in vollerem Sinn ein nationaler Festtag als früher, weil unser ganzes Volksleben ein reicheres geworden ist, und er hebt wie von selbst auch unsere bescheidene und unscheinbare Feier in diese höhere Sphäre, die vaterländische, geschichtliche, nationale empor. Mit Nachdruck erinnert er uns, daß auch unsere Werktagsarbeit durch diese Beziehung auf das Vaterland ihre Weihe empfängt.

Es fehlt nun gar nicht an Stimmen, welche zu verlangen scheinen, daß dies, das Vaterländische meine ich und das Nationale, alle Tage unserer Jugend recht laut in die Ohren gerufen werden

* Der Besuch Bismarcks beim Kaiser, zum erstenmal nach seiner Entlassung.

solle: man murrt über das, was man die Bevorzugung der alten Geschichte nennt, man verlangt mehr vaterländische, mehr neuere, mehr neueste, mehr allerneueste Geschichte: λέγεταί τι νεώτερον, gibt es etwas Allerneuestes, heißt es wie einst auf dem athenischen, so jetzt auf dem pädagogischen Markte: man soll womöglich schon dem Sextaner, der erst noch, neun Jahre lang, zu lernen hat, was ein Volk, ein Land und eine Verfassung ist, die Verfassung seines Landes lehren; und man stellt die abenteuerliche Behauptung auf, daß die Gegenwart dem Schüler — dem Jüngling, dem Knaben, dem Kinde — die Vergangenheit erkläre, während doch jede tiefere Erkenntnis irgend eines Gebiets oder Gegenstands darauf beruht, daß man seine Vergangenheit, daß man seine Geschichte kennt, und also vielmehr die Vergangenheit uns die Gegenwart erklären muß.

Im Gegensatze zu dieser Torheit möchte ich, um der Forderung des Tages gerecht zu werden, eine kurze Betrachtung anstellen über die Stellung, welche die Beschäftigung mit der sogenannten alten Geschichte — derjenigen der Griechen und Römer — im Organismus unseres Gymnasiums einnimmt. Ich denke, es ist nicht ungeziemend, wenn wir an einem solchen Festtage uns darüber Rechenschaft ablegen und dartun, daß es nicht bloß ein Hergebrachtes, eine gedankenlose Gewohnheit ist, wenn wir uns so viel mit der Vergangenheit beschäftigen und unser ganzes Bildungs- und Erziehungswerk aufrichten auf der Grundlage einer tiefeindringenden Beschäftigung mit der Geschichte zweier lange dahingeschiedener Völker, der Griechen und der Römer. Die Rechtfertigung, geehrte Festgenossen, liegt in dem einfachen Satze, daß es nur hier möglich ist, geschichtliche Erkenntnis aus erster Hand, durch die Lektüre der Quellenschriften, schöpfen zu lehren, indem man das Kind, den Knaben, den Jüngling anweist und anhält, das Verständnis dieser Quellenschriften in langandauernder, täglicher, immer mehr selbständiger Denkarbeit sich zu erobern. Warum, so wird der Dilettantismus und das Barbarentum nicht müde zu fragen, rückt das Gymnasium die Hälfte seiner Zeit und Kraft seiner Schüler neun Jahre lang an die Erlernung der beiden alten Sprachen, welche

eine gedankenlos von Generation zu Generation getragene Redeweise tote Sprachen nennt. Warum? weil sie ihnen das Leben der beiden wichtigsten Völker vorchristlicher Zeit erschließt, auf deren Errungenschaften die Bildung unserer eigenen Nation und der übrigen europäischen Kulturnationen in vielen ihrer wichtigsten Bestandteile und Beziehungen beruht. Indem wir ihre Sprachen kennen lernen, sehen wir mit ihren Augen, denken mit ihrem Verstand, empfinden mit ihrem Gemüt: wir erfahren, wie alle jene Begriffe, mit denen wir so leichthin, als verstünden sie sich von selbst, operieren — Freiheit, Staat, Vaterland, Volk, oligarchisch, aristokratisch, demokratisch u. s. w. — nach und nach sich gebildet und eine Macht über die Menschen gewonnen haben: und damit, damit allein gewinnen wir — aber gewinnen wir nach und nach, langsam den Schlüssel des Verständnisses aller, auch unserer vaterländischen Geschichte. Auch andere lesen in Geschichtsbüchern oder lassen sich's erzählen, wie ein germanisches Heer unter Ariovist und ein römisches unter Julius Cäsar im Jahre 58 v. Chr. irgendwo im Elsaß zusammengetroffen sind und jener besiegt worden ist, und auch die Aufstellung des Heeres und den Verlauf des Kampfes kann man sich erzählen lassen: aber wir — unsere Tertianer, erleben, indem wir den Bericht des großen Mannes, der die Hauptrolle bei diesen weltgeschichtlichen Vorgängen spielte, von Satz zu Satz übersetzen, diese Dinge mit; wir finden uns hinein in die Stimmung der von dem stärkeren Volk überwältigten Gallier, wir empfinden das geheime Grauen nach, das die ungebändigte Wildheit des Barbarentums in den Herzen zivilisierter Menschen erregt, und wie es selbst in einem Heere, wie das römische war, ein momentanes Verzagen hervorruft; wir fühlen dann den mächtigen Einfluß, den ein großer Führer auf die soldatischen Gemüter ausübt, und die Kraft militärischen Ehrgefühls; wir folgen den Bewegungen der Heere, erfahren, erleben etwas von den sehr materiellen Bedingungen, unter denen die großen Weltbegebenheiten sich vollziehen — den Notwendigkeiten der Verpflegung, den Hemmnissen, welche die Natur, Berg und Fluß, Wind und Regen, dem

menschlichen Handeln und Wollen entgegenstellt: wie mit eigenen Augen sehen wir dann die beiden merkwürdigen Männer — den Mann, der die Zukunft des römischen Volkes und mit ihm ferner Jahrhunderte in seinem Haupt trug, C. Julius Cäsar, und den Vorläufer der Alarich, Theodorich, Chlodwig, den germanischen Heerkönig Ariovist, wie sie zu einer Unterredung zusammentreten, und wir, wir Tertianer nämlich, vernehmen hier, indem wir sie nach dem sehr zuverlässigen Bericht seines Besiegers übersetzen, die erste längere politische Rede aus dem Munde eines unserer Volksgenossen, der vor zwei Jahrtausenden dem klügsten Mann der Römer durch sein sicheres Selbstbewußtsein und seinen Scharfblick imponiert hat. Von dem rühmlichen Kampf in dem Passe der Thermopylen, der das Jahr 480 v. Chr. zu einem so leuchtenden in der Menschengeschichte macht, lassen sich alle gern und auch nicht ohne tiefere Anregung des Gemüts erzählen: aber wir, wir Sekundaner nämlich, die wir in der unvergleichlichen Darstellung des Herodot diesen Kampf lesen dürfen, wir erleben diese Tage mit — es wird uns zu einer erlebten Wirklichkeit, wie dort eine mäßige Anzahl tapferer Bürger, die zugleich Ritter und Krieger waren, in Kraft einer eigenartigen Verbindung hochgespannten Stammes- und Vaterlandsgefühls und kriegerisch-ritterlichen Stolzes den Andrang einer unendlich überlegenen Heeresflut so lange aufgehalten haben, als die militärisch-politische Notwendigkeit, den Abzug des Hauptheeres zu sichern, es verlangte, und wie sie diese militärische Aufgabe mit bewußter und freudiger, ja fröhlicher Hingabe des Lebens, so wie die Soldaten- und Bürgerpflicht gebot, gelöst haben — ich würde nicht enden können, wenn ich an einzelnen Beispielen weiterhin klar machen wollte, wie ganz anders dieses unmittelbare Sichberühren mit dem längst Vergangenen wirkt, als selbst die lebhafteste Erzählung.

Aber die deutlichere Anschauung, die lebendigere Empfindung des Geschehenen, obwohl die Grundlage jedes geschichtlichen, d. h. wissenschaftlichen Studiums, würde doch nicht ausreichen, diese überragende Bedeutung, die wir dem Betrieb der alten Sprachen und

durch ihn der alten Geschichte vindizieren, zu erweisen und zu rechtfertigen, wenn wir nicht zeigen könnten, daß dieses Studium auch schon weit in die Tiefe führt, und gewisse grundlegende Ideen des Menschentums ganz anders in unseren Seelen wurzeln läßt als irgend eine Art von Kenntnis und sogenanntem — nur sogenanntem — Wissen, das uns fertig, nicht als ein von uns erarbeitetes oder zu erarbeitendes entgegentritt. Zwei solche Ideen drängen sich uns an jedem patriotischen Festtage von selbst auf, und wir denken auch gemeinhin gar nicht daran, uns von ihnen noch besonders Rechenschaft zu geben — die Idee der Freiheit und die Idee des Vaterlandes. Und doch, werte Versammelte, so ganz von selbst verstehen sich diese Ideen oder diese Kräfte keineswegs. Und ich sollte meinen, es gebe doch zu denken, daß diese Ideen, in dem Sinn und der Kraft, die wir ihnen beilegen, in Wahrheit zuerst auf griechischem Boden uns entgegentreten — der altorientalischen Literatur und Sprache, soviel ich irgend weiß, auch dem Alten Testament sind sie, namentlich Wort und Begriff der Freiheit, fremd, und es wäre in der Tat der Mühe wert, der Geschichte dieser Ideen etwas näher zu treten. Nicht bloß in der physischen, sondern auch in der moralischen Welt gibt es Kräfte, die entdeckt sein wollen — und die Freiheit ist eine solche geheimnisvolle, alles umgestaltende Kraft, wie jeder fühlt, der z. B. aus den ägyptischen oder assyrischen Sälen unserer großen europäischen Kunstsammlungen hinübertritt in die griechischen. Diese gewaltige und geheimnisvolle Kraft können wir eben bei dem Volke studieren, bei welchem sie sich zuerst wirksam erwiesen hat: und dem ersten wirklichen Geschichtsschreiber unter den Griechen, der den großen Zusammenstoß der persischen Monarchie mit der vielgeteilten griechischen Staatenwelt zum Frommen aller Nachwelt und zum besonderen Gewinn derer, die ihn, wie unsere Sekundaner, griechisch lesen können, beschrieben hat, Herodot, ist der Unterschied, den diese Kraft zwischen Griechen und Asiaten aufrichtet, deutlich gegenwärtig. Er führt uns die persischen Großen vor, die nichts Schöneres kennen als ihr weites wohlverwaltetes Reich, in welchem un-

gehemmt der Wille eines einzigen waltet: in die Art des Griechenvolks mit dem ewigen Auf- und Abwogen der Fehde von Stadt zu Stadt können sie sich schlechterdings nicht finden: es ist ihnen ein Rätselwort, wenn ihnen einer der Ausgestoßenen dieser ewig bewegten Flut sagt, daß, wer die Freiheit einmal gekostet, sie nicht bloß mit dem Schwert, sondern mit der Axt verteidigen müsse. In dem bedeutungsvollen Gespräch, das er den spartanischen Flüchtling Demaratos mit dem König Xerxes auf dem Zuge durch Thracien führen läßt, legt Herodot dem Xerxes die Frage in den Mund: ob wohl die Hellenen sich dem gewaltigen Heere, das er soeben gezählt oder gemessen hat, stellen würden? Gewiß, erwidert der Lakone — von seinen Volksgenossen wenigstens könne er es sagen, daß sie niemals die Knechtschaft — eben jenen unbedingten Gehorsam, auf welchen die persischen Magnaten so stolz waren — ertragen, geschweige im Bunde mit ihm den übrigen Hellenen bringen würden. Der König, der den wirklichen Sinn der hellenischen Freiheit nicht kannte, der nur ihre negative Seite kannte, sagt ihm, eben weil sie alle gleichmäßig frei seien und nicht von einem beherrscht würden, würden sie keinen Widerstand leisten und Demaratos gibt ihm nun ein neues Rätselwort, indem er entgegnet: frei, wie sie seien, seien sie es doch nicht in allen Stücken: auch sie hätten einen Herrn, das Gesetz, das sie noch mehr scheuten als die Seinigen ihn, den König — das Gesetz in abendländischem Sinn aber kannten diese Völker so wenig, als es heute das russische Volk in seiner Masse kennt.

Immer deutlicher trat dagegen diese Kraft der Freiheit durch den großen Sieg über die persische Invasion und die Fülle geistiger Errungenschaften auf allen Gebieten, welche infolge des großen Sieges sich entfalteten, den Griechen ins Bewußtsein, und schon die Tertianer unserer deutschen Gymnasien haben den Vorzug, jene wahrhaft klassische Stelle in Xenophons Anabasis zu lesen, wo ein Jahrhundert später der persische Prätendent auf seinem Zuge gegen den Großherrn, seinen Bruder, vor der entscheidenden Schlacht die Strategen und Lochagen seiner griechischen Söldnerregimenter zu-

sammenruft und ihnen sagt, daß er sie für „tapferer und stärker als viele Barbaren“ halte: er erwarte, daß sie sich als Männer erweisen würden, würdig der Freiheit, die sie besäßen und um die er sie glücklich preise. Er fügt — und die Rede ist so eigenartig, daß wir keinen Zweifel an ihrer geschichtlichen Wirklichkeit aufkommen lassen dürfen — ein sehr bemerkenswertes Wort hinzu: „Wisset wohl, daß ich die Freiheit allem was ich besitze und noch vielem anderm vorziehen würde.“ Man sieht wohl, dieser Barbarenfürst — neben Mardonios vielleicht der intelligenteste aller persischen Männer, von denen die Quellen uns möglich machen uns eine genaue Vorstellung zu bilden — steht hier vor einer ihm rätselhaften Kraft; er hat von dieser Eleutheria der Griechen gehört, er sieht, daß in Kraft dieser Eleutheria eine kleine Anzahl Griechen der zehn- und zwanzigfachen Anzahl Barbaren überlegen ist: er sieht ihre Wirkung, ihr Wesen ist ihm verschlossen. Jene Söldner waren keineswegs die Auserwähltesten oder Gebildetsten ihrer Nation und auch von ihnen würden die wenigsten mit deutlichen Worten es haben sagen können, worin diese ihre Freiheit, um welche der persische Fürst sie beneidet, eigentlich bestehe; aber kein Zweifel, daß sie durch sie und kraft ihrer jenes militärische Wunder vollbrachten, ohne Wegweiser, ohne gesicherte Verpflegung, ohne Reiterei, unter selbstgewählten Führern, nachdem die seitherigen einer Barbarenhinterlist zum Opfer geworden waren, den Weg nach der Heimat zurückzufinden, ohne von dem Räderwerk des großen Reiches, in dessen Herzen sie standen, zermalmt zu werden.

Es wäre eine sehr lohnende Aufgabe, durch ein eingehendes Studium dieser ersten und grundlegenden Form der Freiheit unter den Menschen, der hellenischen, den Grund zu einer Geschichte der Freiheit überhaupt zu legen — das Freiheitsideal der verschiedenen Epochen griechischer Geschichte — das Freiheitsideal des Demosthenes gegenüber dem Platos z. B. — weiterhin das griechische überhaupt mit dem des römischen Volkes zu vergleichen: es ist eine der schönen Aufgaben, welche der Philologie, die bekanntlich zugleich Geschichtswissenschaft ist, gestellt sind: ich kann ihr heute nicht näher treten wollen.

Eines freilich ist klar: daß dieser Freiheitsbegriff — daß diese neue moralische Kraft, die, wie ich dem Übermut der Techniken des Dampfes und der Elektrizität zu hören geben möchte, noch viel größere Wunder auf der Welt verrichtet hat als die Elektrizität oder der Dampf — hervorgewachsen ist aus einer gemeinsamen Wurzel mit der Idee des Vaterlandes, welche doch noch etwas sehr wesentlich anderes ist als Heimatsgefühl und Nationalstolz, die wir allerdings überall und auch bei Barbarenvölkern finden. Auch über dies Vaterlandsgefühl — das Staats- und Heimatsgefühl zugleich ist — im 6. Jahrhundert gibt uns die alte Geschichte Aufschlüsse von allgemeinem Werte. Sie zeigt uns, daß der Begriff Vaterland zunächst sich deckt mit dem der Vaterstadt: also wir hier eine Kraft gewahren, die auf kleinem Raum, kleinem Gesichtsfeld ihre Intensivität gesammelt hat. Nicht im Kampf für das hellenische Land, nicht einmal im Kampf für die Landschaft Attika, sondern im Kampf für seine Vaterstadt gegen eine Nachbargemeinde in einer jener unzähligen Stadtfehden, welche die griechische Geschichte charakterisieren, fällt jener athenische Bürger Tellos, den der Gesetzgeber seiner Vaterstadt wenn einen als den allerglücklichsten preist, weil er ein schönes Leben — das Leben eines gewöhnlichen Bürgers — mit einem schönen Tod, dem Tod für seine Vaterstadt, beendigt habe: und derjenige Hellene, der offenbar sich am höchsten über die Schranken seiner Nationalität zum Gedanken einer Gottheit und einer Menschheit emporgeschwungen hat — als einen Weltbürger hätte er sich nach einer Mitteilung Ciceros bezeichnet —, Sokrates, ist doch ein rechter Stockathener gewesen und in den siebzig Jahren seines Lebens aus seiner Stadt nur hinausgekommen, wenn die vaterstädtische Wehrpflicht ihn dazu nötigte: es hat etwas tief Ergreifendes, wenn wir in Platons Kriton den großen Weisen ausführlich dem Freunde, der ihn zur Flucht aus dem Kerker bereden will, die Unmöglichkeit dartut, anderswo als in Athen zu leben. Dies eben, daß auf dem hellenischen Boden das Vaterlandsgefühl zugleich Heimats- und Heimatsstadtgefühl war, hat diesem Gefühl eine so ungemeine Stärke gegeben; und auch die Betrach-

tung der römischen Geschichte zeigt uns, wie der gewaltig energische Patriotismus dieses Volks durch alle Jahrhunderte, in denen das civis Romanus sum erklang, seine Kraft aus seiner Wurzel — daraus zog, daß er zuerst und lange Zeit ein Stadtpatriotismus war, der erst einem Patriotismus höherer Art, dem Christentum, erlegen ist, um hier in anderer Weise sein unzerstörbares Leben weiterzuführen.

In einer langen Reihe großer Bilder führt uns so die alte Geschichte vor, was diese Kräfte, Freiheit und Vaterland, zu wirken vermögen. Allein, so lassen sich ängstliche Stimmen vernehmen, wenn eure Beschäftigung mit der alten Geschichte, eure Quellenlektüre, mit dieser hellenischen Freiheit und diesem Römerpatriotismus so vertraut macht, so setzt ihr euch in Widerspruch mit dem, was unsere Zeit und unser Staat verlangt: wir sind Christen, und darum frommt uns ein Patriotismus nicht, der, wie der hellenische, die Nicht-Hellenen als Barbaren verachtet, oder, wie der römische, alle andern Völker zu beherrschen sich vermißt: und wir sind Deutsche und Preußen und sehen allen geschichtlichen Voraussetzungen der deutschen Nation und unseres preußischen Volkes nach die Freiheit nur da heilbringend und gesichert, wo sie mit der Monarchie verbunden ist, während eure Griechen und Römer libertas und regnum nur als Gegensätze zu denken vermochten, und sie erinnern an jenes von Goethe einmal hingeworfene und von gedankenlosen Nachbetern, wie es zu geschehen pflegt, breitgetretene Wort: „Nur keinen Römerpatriotismus!“

Gerade hier aber könnte ich zeigen, wie wichtig und gerechtfertigt jene intensive Beschäftigung mit der griechischen und römischen Geschichte und Literatur, welche das charakteristische Merkmal des humanistischen Gymnasiums bildet, sei: ich würde zeigen können, wie jene einseitige Auffassung der Freiheit, die mit der Sklaverei, und jene einseitige Vaterlandsliebe, welche verträglich war mit Knechtung und Mißhandlung aller anderen Völker, nach und nach innerlich überwunden worden ist: ich müßte davon reden, wie im 3. Jahrhundert die Idee der Menschheit, der genus humanum,

im römischen Reich nach und nach sich bildete und soweit entwickelte, daß die Welt jene wahre Freiheit und jenen wahren Patriotismus, die erst das Christentum möglich gemacht hat, aufnehmen konnte; ich müßte zeigen, wie diese unendlich wichtigen Wandlungen, die Zerstörung der polytheistischen Anschauungen, welche der Widerschein der einseitigen und beschränkten Nationalitäts- und Freiheitsideen waren, und die Sammlung der Völker in einer geistigen Gemeinschaft, der Kirche Christi, eben am besten verstanden, am lebendigsten erfaßt, am tiefsten gewürdigt werden durch eine ernste und lange Beschäftigung mit den diesem Neuen, Größten, vorangegangenen Zeiten.

Ich halte inne: aus der Einheit des römischen Reichs haben sich neue Nationalitäten geschieden, und auch die Einheit einer sichtbaren Kirche hat sich nicht behaupten lassen: aber es gibt nun eine christliche Freiheit und es gibt einen christlichen Patriotismus: sonst wäre entweder unser Patriotismus oder unser Christentum eine Lüge.

„Wer unter euch der größte sein will, der sei euer aller Diener." Dieses tiefsinnig einfache Wort des Herrn gibt uns den Fingerzeig zur Ergründung des Sinnes — eines weit höheren und tieferen Sinnes —, den diese Worte, Freiheit und Vaterland, auf christlichem Boden haben. So ist es und nicht anders: je mehr der Mensch einem Gemeinwohl, dem Wohl aller, allen dient, desto freier wird er: frei nämlich und unabhängig von allen niederen Motiven und Kräften, die ihn knechten, frei von dem gemeinen Ehrgeiz, frei von der gemeinen Geld- und Gunstliebe, frei von der Menschenfurcht und unabhängig von der Menschen Lob oder Tadel. Und dieselbe Bestimmung, nämlich mit den besonderen Gaben und Kräften, die der einzelne hat, der Gesamtheit, allen zu dienen, haben nach christlichem Ideal auch die Nationen: jede nach ihrer besonderen Art, wie Natur und Geschichte sie bestimmt, sollen sie dem Ganzen, der Menschheit dienen, und da der einzelne, der Regel nach, in seinem Wirken nicht bloß äußerlich, sondern innerlich gebunden ist an seine Volksart, so kann er seiner Menschen- und

Christenpflicht und Bestimmung nicht anders gerecht werden, als indem er sich dem nächsten großen Ganzen, das ihn umgibt, mit allen Kräften weiht, seiner Nation, seinem Vaterlande.

Denn in Wahrheit — diesen Gedanken in seiner Reinheit und Tiefe zu denken, damit wir an ihm uns stärken und läutern für die Arbeit der Werktage, das ist's, was der vaterländische Festtag, den wir alljährlich begehen, alljährlich mit immer sich erneuerndem Nachdruck von uns fordert. Er soll uns sagen, indem wir nach dem Thron und nach dem Herrscher hinblicken, in dem sich die Kraft und Ehre unseres Staates allen sichtbar zusammenfaßt, daß Gott diesem unserem deutschen Volke seine besondere Arbeit und Aufgaben für das Ganze seiner Menschheit auferlegt hat — z. B. die, daß wir jetzt, nachdem er uns, sein Volk, nach langer Schande Nacht so herrlich heimgesucht hat, durch unsere Opferwilligkeit den Weltfrieden aufrecht zu halten und den kindischen Rachegelüsten und den barbarischen Eroberungsvelleitäten in der Welt einen Zaum anzulegen haben — er soll uns sagen, daß wir als Preußen jetzt die Einheit der Nation innerlich auszubauen und fruchtbar zu machen berufen sind, wie unser Staat seither berufen war, sie in jahrhundertelanger Arbeit vorzubereiten und dann mit Einsetzung seines Lebens — zweimal in diesem Jahrhundert, 1813 und 1866 — zu schaffen; er soll uns sagen, daß beides nicht geschehen kann ohne ein starkes Königtum und ohne ein freies Volk; das alles sagt er uns auch mit dem einen Schlußwort, in dem zugleich die volle Beredsamkeit einer tausendjährigen Geschichte zu uns redet: der vollen Beredsamkeit der Geschichte von jenen dunkeln Zeiten an, wo (1228), von ihrem Großmeister entsendet, die ersten Deutschritter an den Ufern der Weichsel und Nogat erschienen, bis zu jenem gesegneten 18. Januar 1871, wo im Spiegelsaal des Versailler Schlosses König Wilhelm, als der erste einer gefällt es Gott langen Reihe deutscher Kaiser inmitten einer kriegerischen Versammlung ausgerufen wurde: es ist der alte und doch nie veraltende Heilruf auf unsern Kaiser und König.

9. Die Philologie im Kampf mit den Strömungen der Gegenwart*

Sie treten, hochverehrte Herren, in einem Raum zusammen, der, wenn einer, die Weihe geschichtlicher Erinnerungen hat. Es ist der Raum, in welchem diese Stadt seit Mitte des 15. Jahrhunderts ihre Gastfreundschaft Königen und Kaisern wie den mannigfachen Vereinigungen wissenschaftlicher oder technischer Kreise zu erweisen pflegt. Es ist der Raum, in welchem, um nur aus der letzten Zeit die Beispiele zu nehmen, im Jahre 1865 König Wilhelm I. noch in der schwülen Zeit vor den großen weltgeschichtlichen Entscheidungen die fünfzigjährige Zugehörigkeit dieser Provinz zum preußischen Staate inmitten einer großen Anzahl von Notabeln des Rheinlands gefeiert hat; es ist der Raum, in welchem fünfzehn Jahre später, am 15. Oktober 1880, der erste Kaiser des neuerstandenen deutschen Reiches eine noch viel glänzendere Versammlung deutscher Fürsten und hochstehender Vertreter aller Berufe und Bestrebungen um sich versammelt sah in dem Augenblicke, wo ein großer Akt von tiefster symbolischer Bedeutung, die Vollendung des Kölner Doms, die einst ebenso unmöglich schien als die Zusammenfassung der Nation zu einem wirklichen Staate, sich vollzogen hatte; es ist der Raum, in welchem dann ein Jahrzehnt

* Rede zur Eröffnung der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 25. September 1895 im großen Gürzenichsaale zu Köln gehalten.

später Seine Majestät unser jetziger Kaiser zum ersten Male von seiner guten Stadt Köln auf ihrem eigenen Boden begrüßt werden durfte: und wie viele Versammlungen, die gleich der unsrigen aus allen deutschen Landen besucht und beschickt und gleich der unsrigen durch die Teilnahme zahlreicher Gäste aus befreundeten und benachbarten Ländern geehrt und erfreut wurden, haben sich in dieser selben Zeit auf diesem Boden zusammengefunden.

Unser Verein, meine Herren, tagt zum ersten Male in Köln, und einigermaßen darf man sich wundern, daß er erst jetzt, nach achtundfünfzig Jahren seines Bestehens, den Weg hierher gefunden hat. Wenn das nicht bloßer Zufall ist, wenn man etwa geglaubt hat, daß in dieser Stadt, in der Handel, Verkehr, Industrie zuerst das Auge treffen, eine Versammlung von Philologen nicht so recht an ihrem Platze sein würde, so ist man im Irrtum gewesen. Wenn irgendwo — ich kann aus mehr als dreißigjähriger Erfahrung sprechen — so hat man hier in Köln den Wert aller und so auch derjenigen Bildung, die wir in strengerem Sinne als philologische oder gymnasiale bezeichnen, zu schätzen gewußt. Eine sehr große Anzahl solcher, welche Handel, Industrie, Technik zu ihrem Lebensberufe zu machen entschlossen waren, hat in dieser Stadt das Gymnasium bis zu seinem Abiturientenabschluß durchlaufen, und — setze ich hinzu — keiner von ihnen, soweit mein Blick reicht, hat es bereut; der Streit zwischen Gymnasium und Realschule, richtiger gesagt einer bestimmten Form der Realschule, der eine Zeitlang so lebhaft brannte, hat in unserer Stadt eine verhältnismäßig sehr unbedeutende Rolle gespielt und vor allem das freundliche Verhältnis der verschieden gearteten Schulen niemals getrübt, sowenig als es konfessionelle Gegensätze getan haben: es ist friedlicher Boden, den wir betreten, und so können wir in der Tat auch die gegenwärtige Lage der philologischen Studien in ihrem Verhältnis zum Gesamtleben der Nation hier mit mehr Unbefangenheit als an manchem anderen Ort überblicken.

Denn, verehrte Versammlung, darüber mit einigen Worten Orientierung zu suchen, — dieser Aufgabe darf heutzutage, wo die

Naivetät ruhiger Bildung so gut wie verschwunden ist und man zunächst die Philologie als Gymnasialwissenschaft in jedem Augenblick sich auszuweisen, sich kritisch zu rechtfertigen, zu legitimieren auffordert, derjenige, der zu einer so großen Versammlung von Berufsgenossen spricht, sich nicht entziehen. Er darf es nicht, wenngleich es den Anschein hat, als richteten sich die Anfechtungen nur gegen den einen Teil unseres Gebiets — die Gymnasialphilologie — oder einen Teil derselben, das Griechische und Lateinische des Gymnasiums; denn das akademische Latein und Griechisch wird von diesen Anfechtungen mitbedroht, und es wäre eine schwere Selbsttäuschung, vielmehr es ist eine schwere Verirrung, mit der sich da und dort ein Redner getröstet hat, daß ja doch in jedem Fall das akademische Studium, das Lateinische und Griechische als Wissenschaft im strengsten Sinne, als akademische Wissenschaft bleibe.

Irre ich nicht, so ist in dem Ansturm gegen das Lateinische und Griechische infolge der Konzessionen, welche die preußische neue Lehrordnung und die andern, welche ihr voraufgegangen oder nachgefolgt sind, gemacht haben, ein gewisser Stillstand eingetreten. Das Aufblühen der lateinlosen Realschule, das wir immer gewünscht haben und jetzt mit Freude gewahren, wirkt beschwichtigend; das Experiment der sogenannten Reform- oder Einheitsschule, über dessen Erfolg oder Nichterfolg vernünftigerweise erst nach einem oder zwei Jahrzehnten geurteilt werden kann, zwingt einigermaßen zum Abwarten: wir müssen, denke ich, diese relativ günstige Zeit benutzen, um den guten Gründen, mit denen wir die klassischen Sprachen als Grundlage der Bildung für die leitenden Klassen oder richtiger einen großen Teil der leitenden Klassen unserer Nation verteidigen und von denen kein einziger widerlegt ist, wieder mehr Eingang zu verschaffen und den vielgestaltigen Dilettantismus und das aufgeblasene Halbwissertum zurückzudrängen. Vor allem werden wir sie benützen müssen, um die Anregungen zu verwerten, welche die jüngste Unterrichtsneuorganisation, die man kurz die Schulreform nennt, gegeben hat: indem man deren Ziele und

letzten Zwecke billigt, wird man doch die Mittel und Wege zu diesen Zielen mit fachmännischer Gewissenhaftigkeit zu prüfen haben, und unsere Regierungen sind einsichtig und sind auch stark genug, solchen Erfahrungen des unmittelbaren Unterrichtsbetriebs und ihren Folgen für das Universitätsstudium Gehör zu geben und zu verschaffen. Mehr als je liegt uns ob, für unsere gute Sache den Beweis des Geistes und der Kraft zu liefern, wovon mir ein wesentlicher Teil darin zu bestehen scheint, daß man an die Stelle der überhandnehmenden großen Worte die bescheidene Tat, um mich philologisch auszudrücken, an die Stelle der großen Substantiva etwas mehr schlichte Adjektive und Verbalkonstruktionen setzt.

Der Kampf um die Schule freilich wird sicher nicht aufhören: zu stark sind die Mächte, welche in ihrem besonderen Interesse sie in ihre Hand und Herrschaft bringen wollen, weil ja nach einem der Tagesschlagworte, wer die Jugend hat, die Zukunft habe — und wir, die wir eben nicht wollen, daß irgendwer, irgend eine Partei, irgend eine große Kameraderie, sie nenne sich wie sie wolle, die Jugend habe, sondern daß diese Jugend vor allem sich selber habe, selber prüfe, selber Wahrheit und Richtschnur für ihr Leben finden lerne, wir werden diesem Kampfe nicht ausweichen dürfen und also auch nicht wollen. In diesem Kampfe gegen die Mächte, ich sage nicht der Finsternis, aber der Dämmerung müssen wir, dünkt mich, wieder zum frischen und fröhlichen Angriff übergehen — die kriegerischen Erinnerungen, die uns seit zwei Monaten umrauschen, wollen uns mahnen, auch bei unserem friedlichen Kampfe die Verteidigung angriffsweise zu führen —, und einige Worte über die bei diesem Kampfe zu befolgende Taktik müssen Sie mir heute schon zugute halten.

Vor allem wird und muß uns schon diese Versammlung sagen, daß Universität und Gymnasium, Hochschule und Mittelschule, hier ein gemeinsames Interesse, vielmehr gemeinsam ein nationales Interesse zu verteidigen haben. Denn eben dieser Gedanke hat die Philologenversammlungen ins Leben gerufen und ihnen den offiziellen Namen aufgeprägt, und die Wahrheit von der

Gemeinsamkeit der Lebensinteressen von Hoch- und Mittelschulen ist so handgreiflich, daß jedes Wort darüber Verschwendung wäre. Man kann aber nicht sagen, daß diese Wahrheit sich in den Kämpfen der letzten Jahrzehnte besonders wirksam erwiesen habe. Ich will keinen Vorwurf erheben, aber ich muß mit der Unumwundenheit, die Männer der Wissenschaft und Jugenderziehung sich schuldig sind, aussprechen, daß die akademische Philologie nachdrücklicher, als seither geschehen, in diesen Kampf eingreifen muß. Dem Gymnasiallehrer gegenüber nimmt sich der Dilettantismus und jener in der Welt so verbreitete platte Pragmatismus, der an rein aus der Sache geschöpfte Motive nicht glaubt oder nicht zu glauben vorgibt, den Vorwurf nicht übel, daß wir Lehrer, indem wir die Notwendigkeit historischer Bildung betonen und daran festhalten, daß für diese Bildung das beste Mittel die intensive, in gewissem Sinn und Maß produktive Beschäftigung mit dem Altertum und also dessen beiden Hauptsprachen sei, nur eben unsere eigene Sache führten, für unser eigenes (bekanntlich so fürstlich eingerichtetes) Haus, pro domo sprächen; — dem Universitätsprofessor gegenüber wird er das nicht wagen, weil er in ihm den Vertreter der Wissenschaft sieht und bekanntlich auch der platteste Philister und Anbeter des Marktnutzens einen großen Respekt vor der Wissenschaft entweder heuchelt oder meinetwegen ihn auch wirklich in seiner Art empfindet. Kommen Sie also, meine verehrten Herren von der Universität, ihrem hartangegriffenen Fußvolk zu Hilfe.

Das zweite ist, daß wir, auf der Universität und in der Schule, nichts nachlassen dürfen von der Strenge des Ideals. Was ist denn der *λόγος*, dem wir Philologen dienen? Kein anderer als der, von dem das Wort geschrieben steht, das durch die Jahrhunderte klingt: *ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος*, im Anfang war das Wort — es ist das weltschaffende, weltgestaltende Gotteswort, dem wir dienen, dessen Spuren und schaffende Kraft wir aufsuchen in den Entwickelungen des menschlichen Sprachsinnes und Sprachgeistes und seiner Hervorbringungen, für dessen Walten wir Sinn und Verständnis schärfen wollen: und von diesem Standpunkt aus irrt

uns auch der Vorwurf nicht, den man jetzt so oft gegen uns erhebt, — der Kleinlichkeit, des Spezialistentums und der Schulpedanterie, denn an dem Kleinen und Einzelnen arbeitet sich der Mensch in die Höhe wo er das Große begreift, und es ist ein sehr wohlfeiler Spott zu höhnen, daß wir uns um die Frage Cicero oder Kikero und ähnliche so viel Mühe geben: man kann jedes Ding auf Erden lächerlich machen, wenn man es aus seinem Zusammenhange reißt. Nur das muß man verlangen, daß wir alle, der Spezialist wie der Lehrer des Lateinischen in der Sexta eines Gymnasiums, sich des Zusammenhangs dieses Einzelnen mit dem Ganzen des Ringens nach Erkenntnis unter den Menschen, also mit der Wissenschaft, bewußt sei, und das eine große Verdienst darf man dem, was man gegenwärtig als wissenschaftliche Pädagogik oder als neuere Pädagogik bezeichnet, nicht absprechen, daß sie dem angehenden Lehrer nachdrücklich zu Gemüte geführt hat, daß er, wie bescheiden immer seine Aufgabe sich ausnehme, wenn er neunjährige Knaben deklinieren oder konjugieren lehrt, doch von Anfang an und auf jeder Stufe gleich sehr im Tempeldienst der Wissenschaft steht. Diese Wissenschaft der Sprachen ist, sollte man denken, jeder andern Wissenschaft ebenbürtig, weil sie die Voraussetzungen für alle andern schafft, und sie ist eben darum auch im höchsten Sinne nützlich, weil sie nicht den Nutzen des Augenblicks, des Marktes, des Tages im Auge hat, sondern in die Lebenstiefen der menschlichen Seele hinabsteigt und dort die Kräfte zu fassen und zu bilden sucht, mit denen der Menschengeist alles, auch die Kräfte der Natur, zu erkennen, zu beherrschen und zu seinen Zwecken, auch zu den praktischen Zwecken menschlichen Wohlbefindens und menschlicher Bequemlichkeit, zu lenken gelernt hat und fortwährend lernt. Auch wir sicherlich freuen uns der Fortschritte, die nach dieser Richtung täglich gemacht werden und zollen denen, die sie in erster Reihe errungen, unsere freudige Bewunderung: aber es wird auch in einigen Jahrhunderten oder Jahrzehnten, wenn wir oder unsere Nachkommen durch die Luft fliegen, wie wir jetzt an der Erde hinfliegen, darauf ankommen, wie diese Menschen innerlich

beschaffen sind, — ob von ihnen gelten wird, was der Dichter mahnend dem königlichen Jüngling zuruft: er solle Achtung haben für die Träume seiner Jugend, wenn er Mann sein werde, — daß die zu voller Selbstherrschaft und Männlichkeit erstarkte Menschheit Achtung und Verständnis bewahre für die Ideen und Ideale ihrer Jugendzeiten.

Zum dritten aber, indem wir an der Strenge des Ideals festhalten, dürfen wir nicht vergessen, daß es ein sehr praktisches Ziel ist, das unsere Wissenschaft und die von ihr bestimmte Schule verfolgt.

In der Rede, mit der am 8. April dieses Jahres Fürst Bismarck eine Adresse preußischer Lehrer beantwortete, sprach er von der Pflege der Imponderabilien, welche den Lehrern unserer Mittelschulen — und dies gilt auch von der akademischen Philologie — anvertraut sei, und er führte aus, von wie großem Werte es gewesen und immer sei, daß im Parlamente, im Heer, in der Industrie u. s. w. eine große Zahl solcher sich finde, welche durch diese Schule der Imponderabilien gegangen seien: sie zeigten vorzugsweise Verständnis für politische Situationen — wir dürfen hinzusetzen für verwickeltere menschliche Situationen überhaupt. Dies gilt sicherlich nicht für die Gymnasien allein, aber es gilt doch ganz besonders für diese. Und so sagen wir: es ist nicht davon die Rede, dem Gymnasium oder der akademischen Philologie ein Monopol der höheren Menschenbildung zu vindizieren, es ist recht und gut und notwendig, daß die größere Zahl auf rascherem Wege ohne Latein und Griechisch dem erwerbenden Leben zugeführt wird: aber das sagen wir und davon gehen wir aus, es ist im eminenten Sinn ein nationales Interesse, daß in unseren Parlamenten, in unserer Industrie, in unseren Stadtverordnetenversammlungen, in unserem Heere u. s. w. ein starkes Kontingent von solchen sei, die durch eine intensive Beschäftigung mit dem Altertum, d. h. der relativen Jugendzeit der Menschheit, ein tieferes Verständnis geschichtlichen Lebens sich erarbeitet haben. Ein solches tieferes Verständnis aber ist nur möglich, indem man dieses geschichtliche Leben

oder ein gutes Stück desselben miterlebt, es als Gegenwart empfunden hat. Gegenwart aber ist die Vergangenheit eines Volkes in seiner Sprache.

Endlich viertens, verehrte Versammlung, letztes und wichtigstes, A und O bei dem berühmten Kampfe ums Dasein, den auch wir führen, letztes und wichtigstes ist der Glaube an unsere Sache, jener Glaube, der die Verheißung hat, daß er Berge versetze — geschweige daß er jene Nebelwolken versetzen oder verscheuchen kann, die nur aus der Ferne sich wie Berge ausnehmen, wenn man ihnen aber näher rückt, sich in Dunst auflösen. Man läutet uns ja schon lange die Sterbeglocke, und so mächtig ist dieses Gerede geworden, daß da und dort Männer, die es sehr viel besser wissen könnten und wissen, einen Beweis ihrer Unbefangenheit damit geben zu sollen glauben, daß sie von einem nahen Ende unserer auf dem Altertum ruhenden Jugendbildung — vielmehr Bildung eines Teils unserer Jugend — wie von einer unvermeidlichen und beinahe gleichgültigen Sache reden und sich die Miene geben, als schauten sie schon nach Ersatzmitteln aus, wo man denn unter anderem glücklich die Philosophie als ein solches Ersatzmittel entdeckt hat: mit welchem Teile der Philosophie man in Sexta beginnt, hat man dabei freilich nicht verraten. Noch bei einer jüngsten Gelegenheit hat ein hochverehrter Meister ein großes Wort gelassen ausgesprochen: „Unsere an das Altertum angelehnte Jugendbildung geht zu Ende.“ Er scheint sich selbst zu widerlegen, wenn er hinzufügt: „Aber es ist leichter, die klassischen Studien zu deklassieren, als an die Stelle, die vor Zeiten Horaz und Homer eingenommen haben, Lessing und Goethe zu setzen.“ Vielmehr: wenn es mit der „an das Altertum angelehnten Jugendbildung zu Ende ginge“, so müßte es in deutschen Landen mit Lessing und Goethe, deren Jugendbildung sich bekanntlich auch an das Altertum angelehnt hat, und mit manchem andern schon zu Ende gegangen sein. Nein, meine Herren, noch sind Horaz und Homer an ihrer Stelle und sie sind uns, dank der fortschreitenden Philologie und Schulkunst, tatsächlich mehr, können wenigstens, sollen, werden uns mehr sein, als sie „vor

Zeiten" unsern Vätern, Großvätern und Urgroßvätern gewesen sind, und jenem morosen und pessimistischen Wort gegenüber möchte ich dieser Versammlung ein sehr optimistisches zurufen, das freilich nicht an gelehrter Stelle aufgelesen ist und von dem ich nicht weiß, ob es in einer so gelehrten Versammlung und in einem so feierlichen Augenblick ganz hoffähig ist. Eine Novelle — von Berthold Auerbach glaub' ich — führt uns einen wackeren Alten vor, der sich schwer durchs Leben hat schlagen müssen, eben wie unsere Philologie, der aber schließlich durch redliche Arbeit die feindlichen Mächte besiegt hat und an einem guten Tag, einem Tag, wie wir ihn heute erleben, mit frohem Sinn das unscheinbare, aber tiefe Glück, das ihm beschieden, wohlgeratene Kinder und Enkel, bescheidenes Haus ohne Sorgen, gutes Gewissen — jene Güter, um die einst Solon seinen braven Landsmann Tellos gepriesen — überschaut. Da mahnt ihn einer jener guten Freunde, wie wir sie alle kennen, die keine frohe Empfindung rein ausklingen lassen können, an seinen bei seinem hohen Alter doch recht nahe bevorstehenden Tod. „Oho," antwortet der Alte gutgelaunt, „oho, das Sterben — das wollen wir bis zuletzt aufsparen."

Ja, ja, meine Herren, — auch wir und unsere Philologie — das Sterben, das wollen wir bis zuletzt aufschieben. Das Bewußtsein, daß unsere Wissenschaft noch eine Lebensmacht in der zivilisierten Welt und in unserem Vaterlande ist, hat Sie und die werten Gäste von allerwärts hierher geführt, und nicht um tote Sprachen handelt es sich, wie die gedankenlose Phrase die alten Sprachen nennt, sondern um Sprachen, die wir mit gutem Recht als sehr lebendige bezeichnen dürfen: nicht allein, weil sie in einem Teil der heutigen europäischen Sprachen unmittelbar fortleben, sondern vor allem darum, weil sie und die von ihnen getragene und geschaffene Literatur und Gedankenwelt im tiefsten Sinn ein wertvollstes Mittel der Verständigung unter den sämtlichen Kulturnationen bildet. Auch diese Versammlung, so hoffen wir, wird unsere Lebenskraft nicht nur beweisen, sondern auch in jedem einzelnen, der ihre mannigfachen Anregungen empfinden wird, erhöhen. Wir fechten mit

fröhlichem Mut für eine gute Sache: und wir sind uns bewußt, nicht die Sache unserer Wissenschaft — unserer Brotwissenschaft, wenn Sie wollen — allein, sondern die Sache der Wissenschaft überhaupt — die Sache der Rechtswissenschaft, der modernen Sprachen, der Mathematik, der Naturwissenschaft und wie sie alle heißen, zugleich mit der unsrigen und durch die unsrige zu führen. Denn sie stehen und fallen, blühen und welken miteinander. Einem hervorragenden Germanisten hat Theodor Mommsen jüngst, die berühmte Dichtung Schillers paraphrasierend, das Wort zugerufen: „Des Volkes Schätze sind in eure Hand gegeben, bewahret sie." Meine Herren, stellen wir die ursprüngliche Lesart wieder her, nehmen wir unsern Stand noch etwas höher: was der große Dichter vor hundert Jahren den Künstlern zugerufen, gilt auch von den Männern der Wissenschaft, es ist der Gedanke, der jeden einzelnen ihrer Diener und jede ihrer Vereinigungen adelt: Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie!

Und somit erkläre ich diese dreiundvierzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet.

---

10. Kaiser Trajanus*

Hochwerte Festversammlung!

Die letzte patriotische Feier, die uns in diesem Saale vereinigt hat, galt dem 22. März 1797, dem Geburtstag Kaiser Wilhelms I. Dieser gute und große Herrscher gehört jetzt und für die meisten der hier Versammelten schon in vollem Sinne der Geschichte an: man wird ihn in künftigen Tagen noch oft am Ehrentage eines lebenden Herrschers zum Gegenstande geschichtlicher Betrachtung machen und an eine solche die patriotischen Wünsche für Fürst und Vaterland anschließen. Ich will aber heute, wo es mir wieder einmal vergönnt ist, am Geburtstag unseres Kaisers zu einer Festversammlung zu sprechen, vielmehr nach häufig beobachteter Sitte in eine weit entfernte Vergangenheit zurückgreifen und unseren Gedanken und Empfindungen an der Betrachtung eines längst entschwundenen Regentenlebens die Richtung zu geben versuchen, — eines Lebens, dessen Spuren allerdings auch jetzt nach fast zweitausend Jahren nicht völlig verwischt sind und das, wie dies bei Wilhelm I. der Fall sein wird, seinen Nachfolgern auf viele Jahrhunderte zum Vorbild gedient hat.

Es ist der populärste in der langen Reihe der altrömischen Kaiser, M. Ulpius Trajanus, von dem ich in dieser kurzen Stunde sprechen will, und ohne daß ich es breit auszuführen brauche, werden wir die Ähnlichkeiten und tieferen Beziehungen zweier

---

* Festrede zum Kaisergeburtstag am 27. Januar 1898.

typischen Gestalten der Weltgeschichte erkennen, deren Größe vornehmlich darauf beruhte, daß sie ungewöhnlich rühmliche Taten durch die Schlichtheit ihres Auftretens und zugleich durch die Tiefe der Auffassung ihrer großen Stellung als einer von der Gottheit ihnen auferlegten Pflicht geadelt und fruchtbar gemacht haben.

Unsere Aufgabe versetzt uns an das Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. Etwas über hundert Jahre her war es, daß das ungeheure römische Reich, die Schöpfung von acht Jahrhunderten, zu einem monarchisch regierten wurde, einer Monarchie, die dann im Jahre 70 durch ein Abkommen, das Vespasianus mit dem Senat traf, die sogenannte lex regia, zu einer Art konstitutioneller Monarchie wurde und nach Vespasians Tode auf ganz legitime Weise auf seinen Sohn Titus und weiterhin dessen Bruder Domitianus überging. Allein diese heilversprechende Entwicklung wurde durch Domitians Rückfall in die despotische Regierungsweise und im Jahre 96 durch seine Ermordung unterbrochen, und der vierundsechzigjährige Senator, der sich bereit finden ließ, die erste Stelle zu übernehmen, Coccejus Nerva, hatte die schwere Aufgabe, die Wahl des Senats gegenüber den in Rom garnisonierenden Gardetruppen, die mit Domitian nicht unzufrieden gewesen waren und die sich als eine Macht fühlten, zu behaupten. Ohne Zweifel im Einklang mit den führenden Männern des Senats tat er einen klugen und entscheidenden Schritt, indem er den Legaten des oberrheinischen Germaniens, Trajanus, der für den tüchtigsten Truppenführer damaliger Zeit und zugleich für einen Mann von tadelloser Vergangenheit und zuverlässigem Charakter galt, in einem feierlichen Akt auf dem Kapitol adoptierte, zu seinem Nachfolger und Mitregenten annahm. Die Nachricht von der hohen Stellung, die ihm übertragen war, erhielt Trajan hier zu Köln, und so groß war die Wirkung dieses Schrittes und der Zauber seines Namens, daß die Spannung der Lage im Mittelpunkt des Reiches sofort nachließ und der Erwählte nicht einmal nötig hatte, die Lösung seiner Aufgabe an der germanischen Grenze zu unterbrechen und auch als Nerva im Januar 98 starb, konnte er ruhig erst seine

Arbeit der Sicherung der Rheingrenze durch Festungsanlagen beendigen. Erst im Herbst des folgenden Jahres bezog er die kaiserliche Wohnung auf dem Palatin zu Rom.

Es geschah ohne Prunk: doch imponierte wie bei Kaiser Wilhelm die hohe Gestalt, die sichere militärische Haltung, der Ausdruck des Gesichts, in dem sich zugleich Milde und Festigkeit aussprach: neben ihm seine Gemahlin Plotina, von der alsbald ein Bonmot umgetragen wurde, das sie beim Einzug in den Palast geäußert habe — sie betrete diesen Ort so wie sie ihn einst zu verlassen gedenke. Trajan war jetzt sechsundvierzig Jahre alt, kein „Italiot“ von Geburt, er stammte aus einer Kolonialstadt, die einst der ältere Scipio auf spanischem Boden gegründet hatte. Die dort in Italika hochangesehene Familie der Ulpier erhielt besonderen Glanz durch seinen Vater, der mit Auszeichnung im judaischen Kriege gedient und es bis zum Prokonsul von Asien gebracht hatte. Wohl hatte man es bemerkt, daß der neue Prinzeps der erste „Ausländer“ (ἀλλοεθνής) sei, der zur höchsten Würde emporgestiegen: allein man nahm daran keinen Anstoß. Vor allem nicht im Senat, in welchem der altrömische Adel nur noch in verhältnismäßig wenigen Abkömmlingen fortlebte, und überhaupt war der altitalische oder stadtrömische Partikularismus in den Hintergrund getreten vor den allzu großartig gewordenen Verhältnissen und dem siegreich sich erhebenden Begriff des genus humanum, dem Stichwort einer neuen Zeit, vor dem das civis Romanus sum der republikanischen Zeit nicht mehr seinen vollen Klang bewahrte.

Trajan hatte, wie wir annehmen müssen, die gewöhnliche Erziehung eines vornehmen Römers — wahrscheinlich mit starkem Überwiegen ihrer militärischen Seite — empfangen, hatte im Zelte seines Vaters und weiter als Offizier dessen Feldzüge mitgemacht, im Orient gegen die Parther, am Rhein gegen germanische Grenzstämme gestanden, im Jahre 91 noch unter Domitian, der trotz seiner bösen Despotennatur tüchtige und loyale Männer zu schätzen und zu nützen wußte, das Konsulat erstiegen und dann die Verwaltung einer großen Provinz, des tarraconensischen Galliens ge-

führt, also für sein hohes Amt — denn so, als magistratus, wurde auch jetzt noch der Prinzipat angesehen — die denkbar beste Schule durchgemacht. An wissenschaftlichen Bestrebungen im eigentlichen Sinn, welche in dieser Ära des allgemeinen Friedens eine so große Rolle spielten — an der Wissenschaft, sofern sie in Theorie und System bestand, so wird man wohl das *ὅση ἐν λόγοις* des griechischen Darstellers deuten dürfen —, nahm er wenig Interesse, auch hier unserem Kaiser Wilhelm I. ähnlich, wußte sie aber wie dieser in ihrer Bedeutung für das handelnde Leben wohl zu würdigen. Seine Art enthüllt sich uns in seinen Briefen an den Statthalter von Bithynien — sie sind kurz, eine klare Willensmeinung ohne rhetorisches Beiwerk, ohne geistreiches Sichgehenlassen bekundend, und doch gewinnen sie durch eine überall hervorleuchtende Gutherzigkeit, die den soldatischen Mann ganz besonders wohl kleidet. Auch gehörte er wie Kaiser Wilhelm zu den Männern, die jede Aufgabe in ihre einfachen Bestandteile zu zerlegen wissen und die zwar unermüdlich fleißig, aber nicht aufgeregt arbeiten, dabei durch eine einfache Lebensweise und deren Lohn, eine gute Gesundheit, unterstützt werden.

Es drängte sich seinem natürlichen Verstande, der lange genug Zeit gehabt hatte, durch Beobachtung zu reifen und sich zu schärfen, von selbst auf, daß dies ungeheure Reich, in einer langen Kette von Kriegen zusammenerobert, allerdings in dem Sinn vor allem ein Militärstaat war, als das unvergleichlich organisierte, im Verhältnis zum Umfang des Reichs gar nicht besonders zahlreiche, aber dank der langen Dienstzeit und den an sie geknüpften Belohnungen aus Berufssoldaten bestehende Heer einen sehr wichtigen, ja in gewissem Sinne den wichtigsten Faktor im Staate bildete: noch vor knapp drei Jahrzehnten hatten die Legionen wie Völker gegeneinander gekämpft, um je ihren Imperator zu erheben. Eben dies aber legte ihm nahe, auch das bürgerliche Element, die Autorität des Senats, zu pflegen, den Domitian niedergehalten und terrorisiert hatte. Es war die Körperschaft, welche mehr noch als die Legionen die Gegenwart mit der Vergangenheit des Staates

verknüpfte, die Reichseinheit, das eigentlich Römische vertrat: das Kaisertum reichte nur drei Generationen weit, der Senat aber in die allerältesten Ursprungszeiten zurück: indem Trajan dieser Körperschaft die Ehre erwies, die ihrem Namen und ihrer Vergangenheit gebührte, hob er sie wieder und machte sie zu einer Stütze der Monarchie, der sie bei einem Manne, welcher das Heer in fester Hand hielt, niemals gefährlich werden konnte. Ein dritter Faktor war der frühere, längst abgesetzte oder unter Kuratel gestellte Souverän, die Bevölkerung der Hauptstadt. Um sie bei guter Laune zu erhalten, reichte es aus, mit Umsicht für ihre Beschäftigung und Ernährung zu sorgen, ihr dann und wann eine augenfällige Schenkung — Bauten, Wasserleitungen, Spiele — zu machen und sich ihr gelegentlich bei den Wagenrennen im Zirkus, den Gladiatorenspielen im Amphitheater zu zeigen. Das tat auch Trajan und wir lesen, daß er das letztere gerne tat: er teilte darin also den Geschmack seines Volkes, der sich längst dem ganzen Westen mitgeteilt hatte.

Er war aber wie Kaiser Wilhelm zu sehr Soldat, um nicht kriegerische Tätigkeit und Abwechslung zu lieben, und Staatsmann genug, um einzusehen, daß Kriegstaten und kriegerischer Ruhm noch immer den Bevölkerungen am meisten imponierten, und so hat er von den neunzehn Jahren seiner Regierung fast acht Jahre an der Spitze seines Heeres zugebracht. Wie sehr er sich hier in seinem Elemente fühlte, beweist die Äußerung, die er nach dem Siege über die Parther tat, als er von dem eroberten Ktesiphon aus den Tigris hinab bis ans Meer fuhr und ein nach Indien unter Segel gehendes Schiff gewahrte: „Dahin wär ich auch noch gegangen, wenn ich noch jung wäre.“ Hier nun zeigte er sich ganz als Kriegsmann: er teilt die Beschwerden des Dienstes wie die einfache Nahrung — den Speck, den Käse, die Poska, einen Trunk aus Essig und Wasser — des gemeinen Soldaten, man sieht ihn meist zu Fuß gehen, den Fluß als der erste überschreiten, unablässig die Soldaten mit Übungen und Alarmierungen beschäftigen, als Feldherr umsichtig und vorsichtig, nichts dem Zufall über-

lassend. Es liegt unserem heutigen Zwecke fern, seine Kriegszüge im einzelnen zu verfolgen. Die beiden dacischen Kriege 101 und 102, 105 und 106 n. Chr. machten dem Königtum eines hochstrebenden Barbarenfürsten ein Ende und sicherten die Donaugebiete, wie früher die Rheingrenze gesichert worden war, sie waren aber zugleich in hohem Grade ein Krieg im Interesse der Zivilisation. Militärische Kolonien, Heerstraßen, Brückenbau, Ansiedlung von Kolonisten aus dem Westen dienten dazu, namentlich den westlichen Teil des heutigen Königreichs Rumänien einigermaßen zu romanisieren, und wie weit dies gelungen, beweist neben mancherlei Denkmälern vornehmlich das dauerndste aller Denkmäler, die Sprache, die uns jetzt, wo das Land aufs neue mit dem westlichen Europa in nahe Berührung gekommen ist, zuweilen vertraut ans Ohr klingt und diese alte Römerzeit (timp Romanilor) ins Gedächtnis ruft. Der Krieg dagegen, den Trajan nach sieben Jahren friedlicher Regierung in seinen letzten Jahren führte, der armenische und der parthische, hat den Kaiser zwar weiter als jemals einen römischen Feldherrn vor ihm nach Osten bis Babylon am Euphrat und Ktesiphon am Tigris geführt und das Reich um einige neue Provinzen, Armenien, Babylonien, Assyrien, vermehrt, aber wie sehr diese Eroberung dem militärischen Selbstgefühl der Truppen und was von solchem noch in der Bevölkerung lebte, schmeicheln mochte, eine dauernde, geschweige fruchtbare Erwerbung waren sie nicht und schon sein nächster Nachfolger verzichtete freiwillig auf den prekären Besitz. Den Kaiser selbst belehrte noch im Sommer 117 ein furchtbarer Aufstand der Juden, der Cypern, Judäa, Unterägypten und Cyrene mit Greueln erfüllte, daß man genug zu tun hatte, wenn man die alten Provinzen mit orientalischer Bevölkerung sicher behaupten wollte. Vielleicht hat er selbst dies noch eingesehen: in Antiochia, seinem Hauptquartier, erkrankt übergab er den Befehl seinem Verwandten und Nachfolger Hadrianus und schiffte sich nach Italien ein, das er aber nicht wiedersehen sollte. Unterwegs zu Selinus in Cilicien starb er, August 117 n. Chr.

Ob die Motive, die den Kaiser zu diesem Kriege bestimmt haben, stichhaltig waren oder nicht, ob ihn richtige Einsicht und politische Notwendigkeit dabei leiteten, wird man nach dem Stand unserer Quellen nicht entscheiden wollen: alles in allem erwogen, wird man doch sagen müssen, daß Trajanus wie Kaiser Wilhelm zu den Fürsten gehörte, die zum Schwerte greifen, wo sie gewissenhafterweise müssen, und es dann auch ihrer Naturanlage und Erziehung gemäß mit Freudigkeit führen, den Krieg aber immer nur als einen Teil und nicht als den wichtigsten ihrer eigentlichen Regententätigkeit ansehen. Einen durchaus erfreulichen Anblick nun bietet uns diese Regententätigkeit, von der wir auch so weit unterrichtet sind, um uns das Bild des Mannes zu vergegenwärtigen. Vor allem einen Zug hat er mit unserem großen Kaiser gemein: er, der eines, das Militärwesen, gründlich und als Fachmann verstand, verschmähte es, was doch dem Herrscher eines großen Reichs, der sich schnell über alles durch die besten Kenner unterrichten lassen kann, so leicht gemacht ist, als der Viel- oder Alleswissende zu erscheinen. Vielmehr ließ er da, wo er nicht sachverständig war, bescheiden aber mit selbständiger Einsicht urteilend, die Männer des Fachs gewähren. Deshalb war er überall gut und gern bedient, und es gibt ein ansprechend modernes Bild, wenn wir bei Plinius lesen, wie er in einer verwickelten Erbschaftssache eine Kommission von Juristen um sich versammelt, sie auf seine Villa einladet, sich nicht verdrießen läßt, lange und ernsthafte Sitzungen mit ihnen abzuhalten, dann sie zur Tafel zieht, die keineswegs den raffinierten Luxus zeigt, an den wir gewöhnlich bei Mahlzeiten des kaiserlichen Roms denken: hier waltet dann das Gespräch ungehemmt bis tief in die Nacht, oder die Gesellschaft wird gelegentlich mit Musik unterhalten. An den Äußerlichkeiten der höchsten Stellung zeigt er keine besondere Freude, sein Auftreten bleibt würdig, aber einfach: mit Audienzen, Gerichtssitzungen, Kommissionsberatungen der mannigfaltigsten Art, Besichtigung von Bauten, Anhören von Vorträgen über die verschiedensten Dinge, Durchmusterung der Berichte, die durch Kuriere oder mit der kaiserlichen Post eingegangen sind,

Diktieren seiner Entscheidungen, wozu man noch eine nicht geringe Last von Repräsentationspflichten nehmen muß, war sein Tag reichlich und überreichlich ausgefüllt. Wir haben nur die Korrespondenz mit einem Statthalter einer nicht gerade besonders bedeutenden Provinz während eines kurzen Zeitraumes, einhunderteinundzwanzig Briefe oder Billette: aber wenn man sieht, welche unbedeutenden Dinge der etwas ängstliche und pedantische Beamte seinem Dominus vorträgt — Ausbau eines Theaters in Nicäa, Wasserleitung in Nikomedien, Einrichtung einer Badeanstalt in Prusa, Adressen oder Deputationen bei der Feier des kaiserlichen Geburtstags, Bewachung der Gefängnisse durch öffentliche Sklaven oder durch Soldaten, Religionsskrupel, ob man einen verfallenen Tempel der Magna Mater ausbessern solle oder an einem andern Ort einen neuen aufbauen dürfe —, so kann man sich einen Begriff machen von der Masse und Verschiedenheit der Dinge, welche täglich der Entscheidung des Kaisers unterbreitet wurden und sich der kurzen, knappen, klaren, zugleich von humaner Gesinnung und von gutem praktischen Sinn und Verstand zeugenden Antworten des Kaisers freuen.

Berühmt unter diesen ist jene Antwort, die er dem Plinius auf dessen Anfrage in Betreff der in seiner Provinz zahlreich auftauchenden Christen gegeben hat. Eigentlich zum erstenmal trat hier das ungeheure Problem, der Konflikt der reinen Gottesreligion mit der bunten Götterwelt vieler Völker und Jahrhunderte, voll in den Gesichtskreis der Regierenden und man merkt es der Anfrage des Plinius wohl an, in welche Verlegenheit schon in seinen ersten Stadien das Problem diese Regierenden setzte. Man hatte die wachsende Zahl der Christiani schon an der Verödung mancher Heiligtümer und an der geringen Nachfrage nach Opfertieren bemerkt. Die Frage war, ob man nach den bestehenden Verordnungen über das Vereinswesen verfahren — das Christsein als solches bestrafen solle oder nur die wirklichen Vergehungen, die sich an diesen Namen knüpfen würden, also etwa die Weigerung, den Göttern oder dem Bilde des Kaisers zu opfern. Die Antwort des

Kaisers zeigt den verständigen und gutartigen Mann. Er vermeidet den Ausdruck Todesstrafe, supplicium; man darf die Leute nicht aufspüren, werden sie angegeben und überführt, dann sind sie zu bestrafen; wer leugnet, Christ zu sein, und den Tatbeweis liefert, indem er zu unsern Göttern betet — von seinem eigenen Bilde sagt er nichts —, wird nicht weiter behelligt. Denunziationen ohne Nennung des Gewährsmannes sind nicht zu berücksichtigen, sie geben ein schlechtes Beispiel und passen nicht in unser Zeitalter — nicht in ein Zeitalter, in welchem der Begriff des genus humanum und der Humanität eine Wahrheit zu werden begann.

In diesen Einzelentscheidungen, zahlreich, zahllos, wie sie waren, und dem Verfahren der Regierungsmacht in ihrem Sinn lag das Hauptverdienst dieser Regierung, die keine despotische, aber eine durchaus persönliche war und sein mußte. Bei einem energischen Regenten wie Trajan wirkte sie rasch und durchgreifend. Nicht genug kann sich der treue Untertan Plinius tun in der Schilderung der Segnungen dieser monarchischen Tätigkeit, welche sogar das Wunder vollbringt, dem lebenspendenden Lande Ägypten, als einmal die befruchtende Nilüberschwemmung ausbleibt, mit den Mitteln des Reichs das Leben zu erhalten, und ein tieferer Geist, sein Freund und Zeitgenosse Tacitus, zeigt, daß dieses persönliche Regiment mit der Freiheit wohl vereinbar sei, indem er „das seltene Glück dieser Zeiten“ preist, in denen man denken dürfe was man wolle und sagen was man denke. Derselbe humane Geist wie in den Einzelentscheidungen spricht aus den Gesetzen, die unter Trajans Regierung erlassen worden sind und bei deren Vorbereitung er sich eines Beirats tüchtiger Juristen bediente. Er hatte hier die Auswüchse des cäsarischen Despotismus auszurotten, wie er denn dem Unwesen der Angeberei, der Delationen, die zu einem förmlichen Gewerbe geworden waren, ein Ende machte und das Programm aussprach, daß es besser sei, wenn einmal eine Übeltat (facinus) unbestraft bleibe, als wenn ein Unschuldiger bestraft werde. Lebhaft aber beschäftigten ihn und die Zeit soziale Fragen und in dieser Beziehung ist — neben dem, was zur Verbesserung des

Loses der Sklaven geschah — die große Maßregel wichtig, zu der ihm seine gute Finanzverwaltung die Möglichkeit gab, die freie Bevölkerung Italiens zu heben durch eine große Stiftung, eine Alimentation, die bestimmt war, freien, aber wenig bemittelten Familien die Ernährung und damit die Erziehung ihrer Kinder zu erleichtern. Von den zwei großen Ruinen, an denen man das Andenken an den verdienten Kaiser im heutigen Rom sich erneuern kann, der Siegessäule auf dem Trajansforum mit ihren unzähligen Szenen aus dem dacischen Kriege und den stark beschädigten Reliefplatten auf dem römischen Forum — welche eben diese Stiftung, den Kaiser, wie er der Italia und ihren Kindern die Hand entgegenstreckt, darstellen — ist es diese, an der man heute mit besonderer Bewegung verweilt. Die Maßregel kam in der Hauptstadt selbst etwa fünftausend Kindern, im übrigen Italien, das zu diesem Zweck in eine Anzahl von Alimentationsbezirken geteilt wurde, vielleicht der zehnfachen Zahl und mittelbar einer noch viel größeren Anzahl zugut, da wir aus Plinius sehen, daß des Kaisers Beispiel bei reichen Privaten vielfach Nachahmung fand: wie man überhaupt findet, daß die führenden Kreise der italischen Gesellschaft und ebenso die reichen Leute der Provinz in Stiftungen und Geschenken aller Art, in Bauten, Wasserleitungen, Schulen, Bibliotheken, die sie auf ihre Kosten anlegten, von ihrem Vermögen einen löblichen Gebrauch machten und dabei einen rühmlichen Lokalpatriotismus kundgaben, der in diesem Reiche jetzt gewissermaßen die naturgemäße und einzige Form des Patriotismus geworden war.

Und dies, das kaiserliche Beispiel, war neben den Einzelentscheidungen und den Gesetzen das Bedeutungsvolle und Segensreiche dieser Regierung: kaum je hat sich diese Seite des monarchischen Regiments großartiger geltend gemacht als in dieser Blütezeit des römischen Kaiserreichs, in den vierundachtzig Jahren der Regierungen des Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marcus Aurelius. Und so begann für diesen Mann wie für unsern Kaiser Wilhelm eine neue Wirksamkeit mit seinem Tode, die sich schon bei seinem unmittelbaren Nachfolger Hadrianus zeigte und

mit jeder ferneren Generation zunahm. Aus der oft dem Eutropius nacherzählten Anekdote, daß man spätere Imperatoren mit dem Wunsche begrüßt habe „sei glücklicher als Augustus und besser als Trajanus“, können wir wenigstens so viel entnehmen, daß das Trajano melior, das „besser als Trajan“ schon einen sprichwörtlichen Klang hatte und die Volksstimme mit dem Namen das Ideal eines römischen Imperators bezeichnete, so wie sie bei uns mit dem Namen Wilhelms I. das Ideal eines deutschen Kaisers bezeichnen wird.

Der erste, meine Freunde, der sich zu diesem Ideal bekannt hat, ist unseres jetzigen Kaisers Majestät gewesen, und wir dürfen ihn glücklich preisen, daß er die Ideale nicht in der Ferne, nicht erst bei Griechen und Römern zu suchen brauchte, sondern sie im eigenen Hause fand. Es ist einer der vielen Vorzüge des preußischen Königtums, daß unsere Fürsten nicht bloß eine ehrenvolle Stelle in einer Reihe hoher Magistrate wie die römischen Imperatoren, sondern auch eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der vorwaltenden Familie, in der Geschichte eines Hauses einnehmen oder erstreben müssen. Und ebenso, von einem anderen Ausgangspunkt angesehen, ist es der große Vorzug unserer deutschen Monarchie vor der einstigen römischen, daß hier in Kraft der Erblichkeit der Krone das Verhältnis zwischen Volk und Herrscher kein gemachtes, kein durch Wahlen, also oft genug durch Zufall begründetes, sondern ein natürlich gegebenes ist. Denn es ist eine mehr als naive Vorstellung, daß durch Wahl, wie immer gestaltet sie sei, immer der beste Mann an die erste Stelle berufen werde: die Geschichte des römischen Prinzipats beweist es zum Überfluß und am klarsten durch die Ausnahme, die wir soeben betrachtet haben. Nicht minder verkehrt ist es, wenn man in der Erbmonarchie und ihrem Träger nichts sieht als eine Institution, und z. B. einen Vorzug der englischen Monarchie darin findet, daß dort Person und Charakter des Herrschers den Institutionen gegenüber eine ziemlich gleichgültige Sache sei. Halten wir vielmehr daran fest, daß bei uns noch das natürlich richtige Verhältnis besteht — daß hier, meine

ich, wie überall in der Welt die Persönlichkeit erst der Stellung ihre wahre Bedeutung gibt — daß wir also in unserm König nicht bloß eine Institution ehren, sondern eine lebendige Persönlichkeit, an deren Entfaltung, Betätigungsweise, Charakter alles, alt und jung, menschlichen Anteil nimmt — erkennen wir den Segen, der darin liegt, daß glücklicherweise die deutsche Monarchie und das preußische Königtum ein verfassungsmäßiges geworden und dabei ebenso glücklicherweise ein patriarchalisches geblieben ist.

Wohl also, werte Festgenossen, gilt an diesem Tage unser Heilruf stets dem Kaisertum, dem wiedergewonnenen Königtum unserer Nation, er gilt aber zugleich und vor allem dem Manne: und besonders freudig erschallt er heute, wo wir noch unter dem frischen Eindruck des jüngsten Ereignisses unserer vaterländischen Geschichte stehen, daß durch Wilhelm II. Tatkraft die schwarzweißrote Fahne an fernen Küsten im Dienst des vaterländischen und des menschlichen Fortschritts, ja recht im Dienste des genus humanum zukunftverheißend aufgepflanzt worden ist. Und so, als ein vaterländisches Familienfest, wollen wir auch diese heutige Feier begehen und betrachtet wissen und dem Haupte dieser vaterländischen Familie, in dessen Händen die Macht und Ehre dieser großen Nation sicher ruht, auch unsern bescheidenen Festgruß entbieten.

11. Zum 18. Januar 1901*

Meine Freunde und Hochansehnliche Versammlung!

Die Erinnerung an den großen geschichtlichen Akt, der sich heute vor zweihundert Jahren in Königsberg abgespielt hat, die Krönung des Kurfürsten Friedrich III. zum König von Preußen, soll sich diesmal, so ist der Wille Sr. Majestät, mit der Feier des Kaiserlichen Geburtstages verschmelzen, oder sofern von Schulfeiern die Rede ist, an deren Stelle treten. Und so müßte denn der Festredner sein Augenmerk darauf richten, dieser Jugend und dieser Versammlung die Bedeutung dessen, was damals geschehen, zu erklären: er müßte zeigen, wie seit 1648 die Heilung unseres totkranken Volkskörpers nicht mehr vom Haupte aus, dem Habsburgischen Kaisertum, sondern nur von den Gliedern, den Territorien aus gesucht werden konnte; er müßte erzählen, wie unter dem Großen Kurfürsten der größte dieser Territorialstaaten, der Kurstaat Brandenburg, die Mission antrat, für ein neues Deutschland der Kern- und Sammelpunkt zu werden; wie Kurfürst Friedrich III., keiner der bedeutenderen seines Hauses und nicht gerade von sehr hohen oder tiefen Motiven geleitet, die Konjunktur benützte, um den Königstitel anzunehmen und ihn seinen Nachfolgern zu vererben als eine Mahnung, zur königlichen Krone auch die königliche Macht hinzuzuerwerben und wie der große Friedrich diese Mahnung des Geschickes verstand, Preußen zur europäischen

* Rede beim Abschied vom Amt gehalten.

Großmacht und damit zugleich zum wirklichen Führerstaat in Deutschland erhob. Er müßte zeigen, wie dieser Staat in den schrecklichen Jahren 1806—1807 halb zertrümmert am Boden lag, mit ihm in Todeszuckungen die deutsche Nation, wie aber doch das preußische Königtum noch aufrecht stand und in der großen Volkserhebung des Jahres 1813 seinen Staat und mit ihm etwas wie ein deutsches Nationalleben wieder aufrichtete; wie dann, sehr langsam, sehr allmählich, unter allerlei Not und Verwirrung, in einzelnen, in immer mehreren, zuletzt seit 1848 in einer großen sich bildenden politischen Partei die Erkenntnis reifte, daß diese preußische Königskrone und sie allein das Wahrzeichen eines neuen lebenskräftigen deutschen Staates sein könne; wie diese Erkenntnis, ehe sie durchdrang, noch einmal eine Entscheidung mit den Waffen verlangte und im Jahre 1866 fand, bis in der Ebene von Sedan die beiden großen Strömungen unserer Geschichte, der preußische Staat und die deutsche Nation ihre Wellen vereinigten und dann in Versailles — welch eine Wendung durch Gottes Fügung — an diesem selben 18. Januar das neue deutsche Kaisertum proklamiert und damit vollendet wurde, wozu zweihundert Jahre früher die Keime in den Boden gelegt worden waren — ein neues deutsches Kaisertum vereinigt mit der preußischen Königskrone. Diese doppelte und doch einheitliche Krone ruht, ein sicheres Erbe der Dynastie wie der Nation, auf dem Haupte unseres Kaisers, dessen Geburtsfest wir heute vorausnehmend, aber sonst nach alter Sitte feiern.

Denn wie bedeutungsvoll immer die Erinnerung sei: der Lebende hat recht und es ist, ob auch die Geburtsstunde des Königtums in Preußen heute im Vordergrunde der Gedanken steht, doch der Geburtstag des Kaisers, der uns zusammenführt und mit ihm werde ich mich denn auch in dem, was ich Ihnen noch sagen möchte, beschäftigen.

Es ist das letztemal, hochwerte Versammelte, daß es mir vergönnt ist, dieser Jugend und deren Angehörigen und Freunden unserer Schule die Bedeutung des vaterländischen Tages an meinem

Teile fühlbar zu machen. Vielleicht zum achten- oder neuntenmal in den fünfunddreißig Jahren meines hiesigen Wirkens geschieht es, und wir haben in diesen fünfunddreißig Jahren die Feier hier unter sehr verschiedenen Verhältnissen und Lagen unseres Staates und des großen Vaterlandes zu begehen gehabt, so daß ich dieses wichtige Stück unseres Schullebens nach seinen verschiedenen Seiten habe ins Auge fassen und durchdenken müssen. Darum möchte ich bei dieser letzten Gelegenheit eben dies vaterländische Fest selbst zum Gegenstand nehmen und davon sprechen, wie es hier, seitdem die Anstalt als eigenes Gymnasium und bald unter Aufprägung des Königlichen Namens als Königliches Friedrich-Wilhelms-Gymnasium besteht, mit diesem Feste gehalten worden ist und welche Bedeutung für das Leben und die Gesamtaufgabe unserer Schule wir ihm zuschreiben dürfen.

Da tritt denn vor allem eines entgegen: es ist der einzige regelmäßig wiederkehrende Festtag, in welchem in eindrucksvoller Weise der Zusammenhang der Werktagsarbeit der Schule mit Staat und Vaterland ihren Schülern entgegentritt und wo gegenüber den kirchlichen Festen auch der Dienst an Land und Staat mit etwas wie religiösem Nimbus umkleidet erscheint. Wohl haben wir bei Gelegenheit auch andere Tage und andere Männer gefeiert: das fünfzigjährige Bestehen unserer Anstalt z. B. im Jahre 1875, Gedenk- und Jahrhundertfeiern großer Männer unseres Volkes, Schiller, Luther, Theodor Körner, zuletzt noch Goethe, oder auch damals noch lebende Größen unserer Nation wie Bismarck oder Moltke; auch ernste Trauerfeiern haben wir begangen, wie beim Hinscheiden unseres guten und großen Kaisers Wilhelm I. und jenes so schönen und so traurigen Heldenbildes, des unvergeßlichen Kaisers Friedrich III.: doch aber ist der Geburtstag des Herrschers unser einziger und eigentlicher, weil regelmäßig wiederkehrender Festtag geblieben. Auch die Feier des Tages von Sedan, der sich so gut zu einem Fest der Jugend geeignet hätte, hat, weil dieses größte Ereignis der deutschen Geschichte in den Ferienmonat fällt, hier in den rheinischen Städten nicht recht aufkommen können.

Es hätte nun vielleicht nahe gelegen, auf diesen einzigen Tag gleichsam alle stärksten patriotischen Eindrücke zu konzentrieren, in den Festreden, den Liedern, den Deklamationen von Deutschtum und Preußentum zu reden und zu singen, die Person des Herrschers immer wieder im blendenden Glanze der Feststimmung auf dem Hintergrunde der Geschichte seines Hauses vorzuführen, auch wohl patriotische Dramen und Festspiele einzuüben, die patriotischen Redner unter den Schülern der oberen Klassen aufzusuchen. Statt dessen finden wir, daß das Fest bei uns immer einen einfachen, ich darf nicht sagen nüchternen, aber ruhig getragenen Charakter gezeigt hat. Daß es bei uns diese Entwicklung genommen hat, das lag allerdings zu gutem Teile daran, daß unsere Schule lange keine eigenen Festräume zur Verfügung gehabt hat, sondern sich bis zum Jahre 1878 zu diesem Zweck den Isabellensaal des Gürzenich hat einräumen lassen müssen und auch als sie endlich hier ihre eigene Aula bekam, gleichwohl genötigt war; für diese Feier ein geräumigeres Lokal in der Nachbarschaft aufzusuchen, bis auch dies seit 1884 unzugänglich wurde und wir nun doch uns auf unsere eigene Aula einrichten mußten, die für eine solche Gelegenheit offenbar zu klein ist und dramatische oder musikalische Aufführungen in größerem Stil von vornherein gar nicht gestattet.

Sehen wir uns nun aber nach den Themen um, welche die wechselnden Festredner unseres Kollegiums ihren Reden zugrunde gelegt haben, so finden wir freilich auch in nicht ganz geringer Zahl solche, die unmittelbar der preußischen Geschichte entnommen auf ganz geradem Wege auf die Person des Landesherrn hinführten: einige große Männer oder edle Frauen des Herrscherhauses, bedeutende Kriegs- oder Staatsmänner, oder große Schlachttage oder Friedensschlüsse der preußisch-deutschen Geschichte, — daneben aber doch viele scheinbar ganz entlegene Redeaufgaben: einen großen Mathematiker oder Naturforscher, Gauß und Alexander von Humboldt, einen griechischen Gesetzgeber, einen römischen Kaiser, den Entdecker der neuen Welt, Kolumbus, oder gar die auswärtige Politik des römischen Senats und anderes, oder Gegenstände aus

der Kölnischen Geschichte, einen deutschen Dichter neuerer Zeit, oder gewichtige Fragen aus der Entwicklungsgeschichte des griechischen Geistes — Gegenstände also, deren Zusammenhang mit dem Geburtstag des Landesherrn mindestens nicht unmittelbar einleuchtete und von dem Redner oder dessen Zuhörern erst mit einiger Mühe aufgesucht werden mußte.

Und wenn wir den musikalischen und deklamatorischen Teil unserer Programme seit etwa vierzig Jahren durchmustern, so ergibt sich dasselbe, denen, die bei einer solchen Gelegenheit den preußischen und jetzt nebenbei auch den allgemein deutschen Patriotismus ausschließlich „gepflegt" wissen wollen, fast befremdliche Bild, — volkstümliche Gesänge, ja harmlose Volkslieder zwischen den ausdrücklich für solche Feiern komponierten Kantaten, und vollends wenn ich die von unsern Schülern aller Klassen in diesem Zeitraum vorgetragenen Gedichte überblicke, so finden wir neben den auf allen Programmen erscheinenden besonderen preußischen oder deutschen Gedichten oder versifizierten Anekdoten eine bunte Menge scheinbar oder wirklich weit abliegender Stoffe. Was hat es für eine Beziehung zu dem Ehrentag unseres kaiserlichen Herrn, wenn von einem unserer Primaner die Verse vom Bienenstaat aus Virgils Georgika oder die Thersitesszene aus der Ilias vorgetragen wurde? oder wir durch sechs, sieben Sextaner hintereinander die berühmten Rätsel Schillers vom Pflug und vom Auge, vom Blitz und vom Regenbogen vortragen ließen oder von einem Sekundaner die Engelskirche von Anatolikon von Schwab? oder gar eine kleine Aufführung von Quintanern veranstalteten, indem wir sie in einer Reihe aufmarschieren und dann einen nach dem andern seinem Nebenmann jene alten wohlbekannten Scherzfragen

> Welcher König ist ohne Thron
> Und welche Knechte erhalten keinen Lohn?

vorlegen und von diesem die Antwort empfangen ließen:

> Der Zaunkönig ist ohne Thron
> Und die Stiefelknechte erhalten keinen Lohn

und so ferner durch die Reihe. Das ist doch, konnte man zu

hören bekommen, keine Feierlichkeit und erzeugt keine feierliche Stimmung.

Darauf werde ich antworten: nein, aber es erzeugt neben der ernsten und gehobenen eine fröhliche und beide zusammen erzeugen eine natürliche Stimmung und eben diesen natürlichen Charakter wollten wir wie allem, was auf dem geweihten Boden der Schule geschieht, auch seinen Festen und diesem Fest insbesondere geben und bewahren.

Und hier, meine Freunde und verehrte Versammelte, wollen wir klar und deutlich aussprechen, was unserer Auffassung nach dieses Fest des Kaiserlichen Geburtstages, das uns heute in einer besonders wirksamen historischen Beleuchtung entgegenglänzt, im Leben der Schule bedeuten soll. Ich sage, die Feier des Kaiserlichen Geburtstages soll allerdings im hohen Sinn den nationalen Charakter tragen und dieser nationale Charakter auf deutschem Boden besteht nicht darin, daß man, wie auf französischem, englischem oder spanischem Boden, mit rhetorischem Prunk den nationalen Stolz auftürmt und damit, wie oft! das oberste Gesetz, das auf diesem heiligen Grunde der Jugendbildung walten soll, den Wahrheitssinn, verstört: sondern national auf deutschem Boden ist — und das ist eine kostbare und man muß es gestehen, teuer erkaufte und bezahlte Erbschaft aus unserer Geschichte —, daß wir frisch hineingreifen dürfen in die ganze Welt des Schönen und Großen, Altertum, Christentum, Orient, Okzident, was irgendwo und wenn auch in entlegener Zeit und fremdem Volk Schönes, Edles, Herzerhebendes geschehen ist und in Lied oder belebter Schilderung seinen Widerhall gefunden hat, — was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, wie die Schrift sagt, — das kann und darf an diesem vaterländischen Festtage von unserer Jugend, für unsere Jugend vorgeführt werden. Und dadurch, sollte ich denken, wird auch der Herrscher geehrt, den Gott und die Geschicke unseres Landes an die Spitze des reichen Lebens unserer Nation gestellt haben. Wie? es sollte dem Charakter dieses

Tages, wo sich auch unsere Jugend mit der des ganzen Reichs im Geiste um den Thron versammelt, widerstreiten, wenn wir ein Stück aus der Rede, die vor zweitausend Jahren Perikles den für ihre Stadt gefallenen athenischen Bürgern gehalten hat, vortragen hören — es sollte nicht unsern Patriotismus mitschwingen lassen, wenn der Redner bei dieser Gelegenheit die Gefallenen dadurch ehrt und ihre Hinterbliebenen tröstet, daß er mit Feuerworten schildert, für welche Stadt sie ihr Leben dahingegeben haben — den Überlebenden die hohe Bestimmung dieser ihrer Stadt, der Bildungsstätte der ganzen hellenischen Nation, vor Augen stellt in Worten, die uns in diesen Zeiten besonders sympathisch berühren, „unsere Kühnheit hat den Zugang zu jedem Meer und zu jedem Land erzwungen und überall haben wir immerdauernde Denkmäler hinterlassen". Es sollte unserem Patriotismus Eintrag tun, wenn wir aus Platos Apologie, dem vollkommensten Ausdruck eines reinen Gottesbewußtseins, das dem vorchristlichen Altertum erreichbar war, einen Teil der Rede des Sokrates vor seinen Richtern vortragen ließen, aus welcher der höchste Seelenadel eines von seiner durch die Gottheit ihm auferlegten Pflicht durchdrungenen Mannes zu uns spricht, indem er zugleich, ohne der Wahrheit und diesem höchsten Pflichtgebot etwas zu vergeben, mit Pietät sich den Gesetzen seines Landes fügte, unter deren Schutz er siebzig Jahre hat wirken dürfen? Es sollte so schwer sein, wo uns in dem schwungvollen Gedichte Uhlands die altitalische Sitte der Aussendung der Jugend eines Jahres zu neuer Volkspflanzung vorgeführt und in sinnige Beziehung mit der weltgeschichtlichen Bestimmung des römischen Staates gebracht wird, in dem priesterlichen Worte

Ihr habt vernommen was dem Gott gefällt,
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still —
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt:
Das ist der Weihefrühling, den er will —

eine Mahnung an diese Jugend unseres Vaterlandes zu vernehmen, die denn doch, auch sie, einen Weihefrühling, einen heiligen

Lenz im Dienst eines Staats von großer Bestimmung darstellt? Und wenn der altgriechische Dichter Äschylos, der den großen Kampf bei Salamis, in welchem in den griechischen Gewässern das Schicksal der Welt auf viele Jahrhunderte entschieden wurde, selbst mitgemacht hat, diesen Schlachttag uns schildert, von dem Augenblicke an, wo die Sonne über den gegeneinandergerichteten Schiffen aufgeht, bis zu dem Augenblick, wo die feindlichen Schiffe erst einzeln, dann in ganzen Geschwadern flüchtend das offene Meer zu erreichen suchen und der persische König, der, von Schreibern umgeben, vom Lande aus dem Kampfe zugesehen hat, sein Gewand zerreißt und seinen Krieg gescheitert sieht — sollte es so schwer sein, von da den Weg zu finden zu den weltgeschichtlichen Schlachten unserer Tage, wo an einem ähnlichen Septembertage bei Sedan dieselbe Sache, die Sache der Freiheit, der nationalen Selbstbestimmung gegen einen sinnlosen Eroberungsdrang entschieden ward?

Es hat eine Zeit gegeben, werte Versammelte, wo man mit Kunst und Tendenz Königtum und echauffierten Borussianismus oder Bavarismus oder andere Partikularismen an solchen Tagen zur Schau stellte und dadurch auf die Jugend zu wirken meinte. Das war — so lange her ist es nicht — als die Zustände in unserem Vaterlande noch überall den Charakter der Ungesundheit und der Unwahrheit trugen. Die Ereignisse von 1866—1870 haben in unser Volks- und Staatsleben nicht nur Klarheit, sondern auch Wahrheit gebracht, sie haben jener zweifachen Wahrheit, an die wir heute im Gedanken an das, was vor zweihundert Jahren geschehen, mit besonderem Nachdruck erinnern dürfen, von der Einheit von Volk und Herrscher in diesem Lande und von der Einheit des preußischen Staates und der deutschen Nation, zum Durchbruch geholfen, und unser Volk ist zur Nation und dadurch ihrer großen Bestimmung in der Welt inne geworden. Das ist nichts Selbstgemachtes, es ist das göttliche Walten in der Geschichte, jenes Deus lo volt der begeisterten Menge, die in alten Tagen auf dem Felde von Clermont zum Zuge nach dem heiligen Lande rief, ein Wort, das weniger laut aber um so nachhaltiger in den Herzen

unserer Volksgenossen widerklingen soll. Für diese gottgewollte Bestimmung des großen Volkes der Mitte, im Herzen Europas, bedürfen wir nicht bloß eines starken Königtums, wie es heute vor zwei Jahrhunderten zuerst in die Erscheinung trat, und eines willenskräftigen Königs, sondern eines Volkes, das diesem Königtum und seinem Träger weder in geistlos byzantinischer Scheinhuldigung, noch mit nörgelnder und blasierter Kritik, sondern mit natürlicher und gesunder Begeisterung zur Seite tritt. Zu würdigen, schlagkräftigen, vielseitig tüchtigen Gliedern dieses Volkes diese unsere Jugend zu erziehen, das ist das Geschäft unserer Werktage und das ist auch die Bestimmung dieses Festtages. Diese Jugend soll an solchem Tage von dieser Stätte den Eindruck hinwegtragen, daß der einzelne nur in dem Maße etwas bedeutet, als er einem großen Ganzen angehört und einer guten Sache dient, daß, wenn einst ein von Macht und Glanz berauschter Monarch das oftgehörte Wort gesprochen hat vom Staate, der er selber sei, unser, der deutsche Kaiser, mit mehr Recht, stolz zugleich und bescheiden, von sich sagen kann und wir alle mit ihm: das Vaterland bin ich, — sie soll diesen Gedanken und wenn auch zunächst nur die Empfindung, mit hinübernehmen in die Arbeit der Werktage — dann vollbringt diese Feier, was sie soll, die Erhebung, wie unsere Sprache es treffend nennt — die Erhebung des einzelnen über sein enges Ich und seine beschränkte Interessensphäre, die Erhebung über das sich immer wieder aufdrängende Gemeine. Ja, in der Tat, was der Dichter vom Kriege sagt: „Alles erhebt er zum Ungemeinen", das gilt auch von vaterländischen Gedenk- und Festtagen wie der heutige.

Und die Erwachsenen — die Freunde, die wir in diesem für sie so wenig zureichenden und bequemen Raum auch diesmal begrüßen dürfen, was nehmen sie mit sich? Nehmen sie etwas mit sich, was sie nicht ebensogut bei jeder andern Feier dieser Art finden würden? Zuerst und zunächst das Gesamtbild dieser großen vaterländischen Schule — für jeden, auch wer nicht als Vater oder Mutter oder ehemaliger Schüler sozusagen unmittelbar dabei

interessiert ist, ein erhebender und erquickender Anblick, namentlich auch für solche, die wie ich die Schwelle des Greisenalters längst überschritten haben und sich sagen dürfen, daß hier für das Vaterland Kräfte heranwachsen, die im Grunde genommen — das dürfen wir doch von unsern deutschen Gymnasien und ihrer Arbeit seit fünfzig Jahren rühmen — doch besser gerüstet und zubereitet ins Leben und in den vaterländischen Dienst hinaustreten, als wir es einst gewesen sind. Aber nicht bloß eine erhebende — ich möchte sagen eine verjüngende Kraft haben diese Schulfeste und diese feiernde Jugend. Uns Alte beherrscht der Geist der Geschäfte, und unsere Sorge, von der das alte und neue Dichterwort sagt, daß sie mit dem Seefahrenden zu Schiffe steigt und hinter dem Reiter sich aufs Pferd setzt, auch ernste Sorgen um unser Volk und Land — begleiten uns auch in die Festsäle. Davon weiß die Jugend nichts, die ohne Neben- und Hintergedanken sich dem Gefühl und dem Geist der Stunde, dem Genius des Tages überläßt. Davon uns mit berühren und ergreifen zu lassen, dem unmittelbaren Eindruck uns einmal wenigstens ohne Widerstand hinzugeben, das kommt oder komme über uns, wann und wo immer wir einen vaterländischen Tag dieser Art gemeinsam mit der Jugend begehen. Wir, wir Alten meine ich, *wissen*, was wir an unserm Königtum besitzen, was das deutsche Volk an seinem so schwer und so spät wiedergewonnenen Kaisertum und an unserm jetzigen Träger dieser Krone besitzt, eben der heutige Tag erinnert uns ja daran, wie die Geschichte in nimmer ruhender Arbeit das absolute Königtum in das verfassungsmäßige umgeschmiedet und die gemeinsame staatsbauende Tätigkeit von Fürst und Volk zu einem Staatsgrundgesetz gemacht hat: die Jugend *fühlt* die andere Seite des Königtums, die uns erhalten geblieben ist, die schlichte patriarchalische, welcher der König nicht eine Institution, nicht ein Paragraph der Verfassung, sondern das ragende Haupt des großen Hauses, das uns alle umschließt, der Vater des Vaterlandes ist, und die in ihrem Kaiser vor allem den tatkräftigen, ritterlichen Mann sieht und ehrt. Denn, hochwerte Versammelte, beides ist wahr, das konstitutionelle

wie das patriarchale, beides ein hohes nationales Besitztum, und so darf ich Sie noch einmal auffordern, wiederum, auch heute an diesem Ehrentag des preußischen Königtums jugendlich mit der Jugend und aufrichtig wie die Jugend den Festgruß und Heilruf zu erheben, das Lebehoch dem Kaiser! Der Erbe und Träger der preußischen und der mit ihr vereinigten deutschen Krone, Kaiser Wilhelm II. lebe!

12. Das Konstanzer Konzil und die kirchliche Reformbewegung des 15. Jahrhunderts *

Werte Herren und Berufsgenossen!

Ich möchte heute, wo es mir zum zweitenmal vergönnt ist, vor Ihrer mir so sympathischen Vereinigung zu sprechen, Ihre Aufmerksamkeit richten auf einen der interessantesten Abschnitte der europäischen Geschichte, nämlich die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts und die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts. Was die Zeit und ihre handelnden Personen so interessant macht, sind die kirchlichen Bewegungen, die sich vielfach mit den Bewegungen der Gegenwart berühren. Auch damals handelte es sich um das Verhältnis, das man kurz bezeichnet als das der Kirche und des Staates, und zugleich um das Verhältnis der einzelnen Menschenseele zum kirchlichen Leben.

Es ist bekannt, daß der Kampf zwischen Kirche und Staat, zwischen Papsttum und Kaisertum die Jahrhunderte des Mittelalters füllt und daß von der Mitte des 13. Jahrhunderts ab, mit dem Sturze der Staufischen Kaiser das Papsttum das Feld behauptete und längere Zeit der Papst als die einzige höchste Autorität der europäischen Gesellschaft galt. Allein neben der großen Idee einer die ganze Menschheit gleichmäßig umfassenden Gemeinschaft hatte sich mehr und mehr eine andere wirksame Idee in der

* Vortrag vor dem zweiten religionswissenschaftlichen Ferienkursus rheinischer Elementarlehrer zu Bonn 1904.

Welt ausgebildet, nämlich die des nationalen Staates, der Nationen in ihrer Besonderheit, und diese Idee des nationalen Staates war in einem europäischen Lande, in Frankreich, selbst schon zu einer Art von Religion geworden. So kam es, daß im Anfange des 14. Jahrhunderts diese beiden Ideen: das universelle Papsttum und das nationale Königtum in Frankreich in einen schweren Konflikt gerieten. Eben jener Papst Bonifazius VIII., der in seiner Bulle Unam sanctam (1303) die Ansprüche des Papsttums aus dem Sieg, den es über das Kaisertum erfochten hatte, bis in ihre äußersten Konsequenzen verfolgte, der dogmatisch festsetzte, daß von den beiden Schwertern, von denen die Stelle im Evangelium spricht und die man mit kecker Symbolik deutete, dem geistlichen und dem weltlichen, dem Priestertum und dem Königtum, das eine Schwert, das geistliche, vom Priester, das andere, das weltliche, das materiale nach Wink und Zulassung des Priesters geführt werden müsse und daß es jeder Kreatur zur Seligkeit nötig sei, dem römischen Bischofe zu gehorchen, — eben dieser Papst wurde durch einen rücksichtslos zugreifenden König vergewaltigt, in seinem eigenen Lande überrascht und gefangen gesetzt, wenn auch am andern Tage befreit. Der Sieger war in diesem Fall der König von Frankreich. Als bald darauf nach Bonifazius' Tode ein französisch gesinnter Papst gewählt wurde unter dem Einfluß der französischen Krone, nahm dieser, Klemens V., seit 1305 seinen Sitz in Avignon. Dieser Konflikt ward in Deutschland aufgenommen und Ludwig der Bayer geriet in einen ähnlichen Streit mit dem Papste, der ganz unter französischem Einflusse stand. Er zeigte sich allerdings weniger kraftvoll als der Franzose; indes wurde doch von den Kurfürsten zu Rhense und nachher auf einem Reichstag zu Frankfurt der Grundsatz ausgesprochen, daß die Wahl zum römischen König und künftigen Kaiser der päpstlichen Bestätigung nicht bedürfe. Das war 1338. Nun gelang es allerdings, das Papsttum aus der französischen Umklammerung insofern zu befreien, als im Jahre 1377 Papst Gregor XI. dem Drängen der römischen Bevölkerung nachgab und seinen Sitz nach Rom verlegte, wo er im folgenden

Jahre starb. Das Unheil aber ward alsbald noch größer. Es wurde in dem Konklave von 1378 in Rom Urban VI. in einer etwas tumultuarischen Weise gewählt, und da den zu großen Herren gewordenen Kardinälen seine Strenge nicht gefiel, so trennten sich die französischen Kardinäle und wählten ihrerseits einen Papst, einen Franzosen, Klemens VII., der nach Avignon zurückkehrte.

Damit begann die große Kirchenspaltung, das sogenannte Schisma, das etwa vierzig Jahre dauern sollte. Man hatte zwei Päpste, einen zu Avignon, einen zu Rom. Nun können Sie sich denken, in welchen Zustand dadurch die christliche Gesellschaft geriet. Wer wollte entscheiden, wer der richtige Papst sei? Jeder verfolgte den andern samt seinen Anhängern mit allen geistlichen Waffen und Anathemen, und Leute, welche damals durch irgend einen Zufall an einen mohammedanischen oder heidnischen Hof verschlagen waren, mußten sich sagen lassen, daß die Christen es jetzt gut hätten: sie hätten jetzt zwei Götter; wenn der eine nicht helfe, dann helfe der andere. Aber wie sollte man aus dem Zwiespalt herauskommen? Man dachte an freiwillige Abdankung der beiden und regelrechte Wahl eines neuen, man dachte an Schiedsgerichte, allein das widersprach der Idee des Papsttums. Hier war nur ein rettender Gedanke: die Berufung eines allgemeinen Konzils, einer Vereinigung der Bischöfe der ganzen christlichen Welt. Dieser Gedanke, der niemals ganz geschlummert hatte, erwachte jetzt mit großer Stärke. Schon Ludwig der Bayer hatte in seinem Streite mit dem Papste auf ein solches Konzil hingewiesen. Jetzt nahmen die Universitäten — die Wissenschaft — diesen Gedanken lebhaft auf. Wer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die in unserem Vaterland durch das Jahr 1848 bezeichnete Bewegung verfolgt hat, der kann sich einen ungefähren Begriff machen, wie ein solcher Gedanke alles mit sich fortreißt und unwiderstehlich wird. Damals war es der Gedanke, daß die vielen Nöte und Schäden unseres deutschen Vaterlandes durch ein deutsches Parlament geheilt werden könnten. Mit diesem Gedanken: der deutschen durch ein Parlament zu schaffenden Einheit, verband sich der einer großen freiheitlichen

Reform, und so war es auch hier. Mit dem Gedanken zur Hebung der Kirchenspaltung verband sich ein anderer: daß dieses Konzil dann auch eine Reform der Kirche im großen zuwege bringen solle. Das Stichwort lautete: Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Die Organe der Verbreitung dieser Ideen waren die Universitäten, insbesondere Paris und Oxford. Was den Gedanken eines solchen Konzils noch besonders nahe legte, das war der Fortschritt der Ketzerei, die Anfechtung der Fundamente der Kirche durch die radikalen Geister, wie 1848 in unserem Vaterlande namentlich auch die Furcht vor dem wachsenden Radikalismus den Gedanken der Berufung eines deutschen Reformparlaments hervorrief. So stark wurde allmählich die öffentliche Meinung, daß sich auch die Kardinäle der beiden Päpste von Avignon und Rom nicht mehr ihr versagten.

Und so kam in der Tat durch eine Vereinbarung der Kardinäle ein Konzil im Jahre 1409 zu Pisa zustande, das erste der großen Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts. Es war eine stattliche Versammlung. Man zählte 24 Kardinäle, 300 Äbte, daneben 120 Magister der Theologie, 300 Doktoren des römischen Rechts, so daß also das wissenschaftliche Element in reichem Maße vertreten war. Hier auf diesem Konzil wurde zunächst, um dem Schisma ein Ende zu machen, die Absetzung der beiden Päpste beschlossen und die Wahl eines neuen ins Werk gesetzt: Alexander V. Die Frage der Reform wurde auf diesem Konzil noch nicht gelöst und konnte noch nicht gelöst werden, weil dies eine längere Vorarbeit voraussetzte. Das Konzil löste sich auf, jedoch mit der bestimmten Absicht, daß demnächst ein neues versammelt werde. Wenn man aber gemeint hatte, daß dadurch das Schisma, die Zwiespältigkeit der Päpste beseitigt sei, so war dies eine Täuschung. Den beiden herrschenden Päpsten in Avignon und Rom fiel es nicht ein, dem Absetzungsdekret zu gehorchen und man hatte nun vielmehr drei statt zwei Päpste. Das Schisma blieb und ebenso blieb die Pein des Zwiespalts, der die Gesellschaft spaltete und aufregte. Das Übel wurde immer unerträglicher, auch deshalb, weil durch die

verschiedenen Länder, die dem einen oder andern Papste zugetan waren, die Politik in das Kirchliche hineinspielte; die Mittel der Gelderpressung, die früher schon ausgeheckt waren, wirkten mit dreifacher Stärke. So kam es denn, daß der neue Papst, der nach Alexanders Tode gewählte Johann XXIII. sich mit dem damaligen deutschen König Sigismund auf ein neues Konzil verständigte. Eine deutsche Stadt Konstanz am Bodensee sollte der Ort des Konzils sein. Am 5. November 1415 wurde dasselbe eröffnet. Das Äußere dieses Konzils war glänzend. Es bewies, wie sehr der kirchliche Gedanke noch die Gemüter beherrschte: eben wie einst im Jahre 1848 die ganze Welt auf das Frankfurter Parlament schaute und es Augenblicke gab, wo diese Versammlung allmächtig erschien, weil hinter ihr eine unzweifelhaft alles durchdringende öffentliche Meinung stand. Das Konzil wurde zugleich zu einem europäischen Kongreß, wo auch alle möglichen politischen Fragen zum Austrage kommen sollten, und es wird erwähnt, daß die Zahl der Besucher, die in dem kleinen Städtchen zusammen waren, zwischen 30000 und 80000 geschwankt habe. Es waren zugegen bei der Eröffnung: ein Papst (Johann XXIII.), 3 Patriarchen, 33 Kardinäle, 20 Erzbischöfe, 326 Bischöfe, 24 Äbte und 1800 Priester. Nun war die in protestantischen Kreisen gewöhnliche Geschichtsdarstellung lange Zeit die: daß hier ein falsches Reformkonzil getagt habe, das im Grunde genommen aus Leuten bestanden hätte, die selbst zu tief in die alten Mißbräuche verstrickt gewesen seien, um eine Besserung herbeiführen zu können oder auch nur zu wollen. Das ist ganz falsch. Es ist ein großartiger Anblick, dieses Konzil zu Konstanz, und zum Verständnis der folgenden Vorgänge muß man von vornherein davon ausgehen, daß die Liberalen, die Reformpartei, hier auf dem Konzil die Mehrheit hatten und zunächst die Lage beherrschten. Es handelte sich hier bei diesem Konzil um nicht mehr und nicht weniger als um die Neugestaltung der katholischen Kirche als einer konstitutionellen Monarchie, sodaß der Papst künftighin in Verbindung mit einem periodisch zu versammelnden Konzil, in welchem die Kirche ein Organ stetigen Fortschreitens gefunden haben

würde, regieren sollte. Ein gewaltiger Gedanke, wenn man bedenkt, daß die Kirche ein Völkerbund war und sich hier auf diesen regelmäßig zu berufenden Konzilien alle christlich-europäischen Völker zusammenfinden sollten.

Was das Konstanzer Konzil zu lösen hatte, war dreierlei: eine Sache der Einigung, eine Sache der Reform und eine Sache des Glaubens. Diese drei Aufgaben müssen wir als leitenden Faden festhalten.

Zunächst handelte es sich darum, dem Schisma, der Dreizahl der Päpste ein Ende zu machen. Johann XXIII. hegte die Hoffnung, endlich von dem Konzil doch als der alleinige Papst gewählt oder anerkannt zu werden. Darin aber täuschte er sich, weil seine Vergangenheit danach war, daß die liberale Partei an eine solche Wahl nicht denken konnte. Was in den verschiedenen Parteischriften über ihn gesagt ist, geht über das Glaubhafte hinaus. Man muß bedenken, daß die Polemik jener Tage und die Feindschaft jener Tage sich keinerlei Zügel und Maß anlegte: soviel aber ist sicher, daß, wenn auch nur der zehnte Teil der Verbrechen, deren man ihn beschuldigte, wahr ist, seine Vergangenheit doch eine sehr bedenkliche war. Wie er nun merkte, daß von einer Neuwahl seiner Person nicht die Rede war, verließ er heimlich das Konzil, aber er wurde zurückgebracht und in Haft genommen. Er wurde auf das Schloß Gottleben gebracht, wo damals auch ein böhmischer Prediger, der Ketzerei angeklagt, Johannes Huß, in Gewahrsam saß. Das Konzil ging jetzt mit großer Entschiedenheit vor: in den Vollversammlungen vom 26. und 30. März 1415 stellte es die Erklärung auf, welche seine Souveränität aussprach und die ein vollkommenes Gegenstück bildet zu dem, was am 19. Juli 1870 in dem vatikanischen Konzil dekretiert worden ist. Es erklärte, daß dieses Konzil, welches im Namen des heiligen Geistes rechtmäßig versammelt sei und die streitende katholische Kirche vorstelle, seine Macht unmittelbar von Christus empfangen habe, und daß deshalb jeder, welchen Standes er auch sei, wenn auch päpstlichen, in allem, was den Glauben und das Schisma, ingleichen die Reform an

Haupt und Gliedern betreffe, ihm zu gehorchen schuldig sei. Es ist also hier das Konzil als das unfehlbare Organ der Kirche ausdrücklich hingestellt, als der eigentliche Souverän der Kirche, während bekanntlich am 19. Juli 1870 beschlossen wurde, daß der Papst von sich selbst, ex sese, nicht in Kraft und durch Zustimmung der Kirche, unfehlbar sei. Kraft dieser Erklärung wurde nun der Prozeß gegen den Papst Johann XXIII. instruiert und er wurde des Papsttums entsetzt. Auch mit den beiden andern Päpsten wurde man fertig. So hatte das Konzil seinen Willen in der ersten Hauptfrage durchgesetzt. Es erhob sich aber etwas anderes dazwischen, nämlich die Sache des Glaubens, der Prozeß gegen den der Ketzerei angeklagten böhmischen Prediger Johannes Huß. Es lag hier unzweifelhaft eine große Gefahr vor: in demselben Augenblick, wo das Konzil seine Macht betätigt hatte, den Papst zu entsetzen und bis zur Neuwahl eines neuen Papstes zu herrschen, war die Einheit der Kirche durch radikale Anschauungen bedroht, deren Vertreter man in dem böhmischen Prediger vor sich zu haben glaubte.

Die liberale Mehrheit des Konzils wollte die Kirche reformieren, sie auf gereinigter Basis erneuern, aber unter Festhaltung ihrer Glaubensgrundlage und ihrer Disziplin und ihrer Rechte. Nun waren aber seit geraumer Zeit Bestrebungen vorhanden, welche diese Grundlehren der Kirche theoretisch untergruben und auch praktisch bekämpften. Wenn wir uns als Repräsentanten dieser gegeneinanderstehenden Richtungen das Konzil und den böhmischen Prediger Johannes Huß vorführen und die Sache verstehen wollen, so müssen wir zunächst den Vorläufer des Johannes Huß ins Auge fassen: John Wiclef oder Wycliffe, der 1324 in einem nordenglischen Städtchen geboren, als Professor in Oxford gelebt hat und 1384 gestorben ist. Dieser englische Universitätsprofessor ist derjenige, der eigentlich zum erstenmal und zwar von den verschiedensten Punkten aus im Prinzip die alte Kirche angefochten hat. Er ist in der Tat für die in der deutschen Reformation des 16. Jahrhunderts zum Durchbruch gekommenen Ideen

der Vorläufer gewesen. In England war der kirchenpolitische Streit schon lange im Gang, seitdem England im 13. Jahrhundert rechtlich ein Lehen des Papstes war. Dadurch aber, daß König Johann ohne Land sich als Vasall des Papstes erklärt hatte, war eine ganze Menge von Streitigkeiten entstanden: 1374 hatte auch Wiclef als Mitglied einer königlichen Gesandtschaft mit päpstlichen Gesandten in Brügge zu verhandeln gehabt. Es scheint, daß er hauptsächlich in dieser Zeit noch tiefer in die kirchlichen Schäden hineingesehen hat. Die ganze Frage war infolge des Schisma brennend geworden. Wiclef war ein logischer Kopf, es schloß sich ihm eins ans andere an, so daß er eine Art von System ausbaute, das allerdings mit dem kirchlichen nicht mehr vereinbar war. Dieser Universitätslehrer wandte sich in zahlreichen kleinen Flugschriften an die gebildete Gesellschaft, an den Adel insbesondere; und so kam es, daß man in Rom aufmerksam wurde und der römische Papst Gregor XI. im Jahre 1377 fünf Bullen gegen ihn und eine Vorladung nach Rom erließ. Das führte zu nichts. Wiclef hatte an der Universität eine feste Stellung, er hatte auch bei den leitenden Klassen der englischen Nation, dem Adel insbesondere, bedeutenden Anhang. In der Zurückgezogenheit seiner letzten Jahre schrieb er sein Hauptwerk Trialogus (Dreigespräch) und 1384, nicht weiter angefochten, obgleich 1382 auf einem Konzil in London eine Anzahl seiner Sätze als ketzerisch verurteilt worden war, ist er gestorben. Seine Ideen stimmen mit denen der deutschen Reformatoren wesentlich überein, ohne daß irgend ein unmittelbarer Zusammenhang bestand. Luther hat Wiclefs Schriften entweder gar nicht oder nur sehr oberflächlich gekannt. Mit der deutschen Reformation hat Wiclef vor allem den Begriff der Kirche gemein, die er sehr idealistisch faßt. Die Kirche besteht von aller Ewigkeit her und es bilden sie die zur Seligkeit Bestimmten, die Prädestinierten. Nur diese bilden die wahre Kirche, während die andern, die nicht zur Seligkeit Ausersehenen, zwar in der Kirche, aber nicht von der Kirche sind. Er wendet sich ferner dann mit allem Nachdruck gegen die kirchliche Sakramentslehre und vor allen Dingen gegen

eines ihrer Dogmen, das von der Transsubstantiation, das, seitdem es abgeschlossen worden, eigentlich das Fundament des priesterlichen Ansehens war und ist. Mit dem größten Nachdruck bekämpfte er die Lehre, daß durch das Wort des Priesters Brot und Wein in Leib und Blut Christi verwandelt werde, daß die Substanz verwandelt sei, während die Akzidenzien, Gestalt, Geschmack u. s. w. blieben, das bekämpft er mit biblischen und logischen Gründen und mit großer Heftigkeit. Überhaupt aber blieben von den sieben Sakramenten ihm nur die der späteren deutschen Reformation: Taufe und Abendmahl übrig. Er eifert ferner gegen die Schlüsselgewalt der kirchlichen Oberen, gegen den Heiligendienst, er will nichts wissen von dem berühmten Schatze der Kirche, der aus dem überfließenden Verdienste Christi und der Heiligen gebildet würde und in den der Papst hineingreife, um Ablaß zu spenden. Er widerlegt es mit dem einleuchtenden Grunde, daß sittliches Verdienst unmöglich übertragen werden könne: die Verdienste können nur an der Person dessen haften, der dieses Verdienstliche wirklich getan habe. Sie können nicht äußerlich und mechanisch übertragen werden, wie dies mit einer Ware geschieht, und in diesem Zusammenhang wendet er sich auch gegen den Ablaß. Er geht dann, und das ist sehr verständlich, auf die Heilige Schrift als die einzige Autorität zurück, und er hat seine letzten Jahre daran gesetzt, die Heilige Schrift aus der Vulgata ins Englische zu übersetzen. Er hat also auch das Schriftprinzip, das Prinzip: die Schrift allein zur Grundlage des Glaubens zu machen, schon ausgesprochen. Wir müssen auch darauf hinweisen, daß in jener seiner Lehre von der Kirche doch auch schon der große Satz, den die deutsche Reformation wieder hergestellt hat, die Lehre von dem allgemeinen Priestertum jedes Christen enthalten ist.

Als nun seit dem Jahre 1378 das Schisma eingetreten war und die daraus hervorgehenden Mißbräuche sich mehr und mehr entwickelten, da sah sich Wiclef veranlaßt, nunmehr mit voller Kraft in den Streit einzugreifen. Von da beginnen seine polemischen Schriften und er mußte sich die Frage vorlegen: wie macht man

diesem Zustande ein Ende und von wem ist die dringend notwendige Reform der Kirche zu erwarten? Vom Papste kann dabei keine Rede sein, das Papsttum ist ja selbst der Sitz der Krankheit. Oder etwa von einem Konzil? Ein Konzil, wo abgestimmt wird, durch Mehrheit bestimmt wird, das kann unmöglich das Rechte finden und die Reformation durchsetzen. Die einzigen, die hier helfen können, das sind die Laien, und dieser Punkt war in seiner Lehre vielleicht derjenige, der ihn den kirchlichen Gewalten am meisten gefährlich erscheinen ließ. Das ist dasselbe, was anderthalb Jahrhunderte später Luther in einer seiner ersten reformatorischen Schriften ausgesprochen hat, ob Gott durch den Laienstand seiner Kirche aufhelfen wolle. Das führte weiter zu einer gleichfalls das ganze Gebäude der alten Kirche umstürzenden Behauptung, daß die Benefizien der Geistlichen als Almosen der Gemeinden anzusehen seien und daß die Gemeinden das Recht haben, wenn ihr Geistlicher sich Sünden zu schulden kommen lasse, ihm das Almosen zu entziehen, also ihn abzusetzen. Hier war also dem Gebäude der Hierarchie der einfache Satz entgegengesetzt: der Geistliche ist Diener der Gemeinde, mit andern Worten: er ist Beamter wie andere auch, wie denn auch die Reformation nach dieser Anschauung ihren geistlichen Dienst eingerichtet hat. Er hat einen Anfang gemacht, seine Ideen weiter zu verbreiten durch einen Verein der armen Priester, das waren Geistliche, die ihm anhingen und die als Reiseprediger England durchzogen und nach Wiclefschen Grundsätzen lehrten. Es läßt sich denken, daß die Hierarchie solchen Lehren gegenüber nicht gleichgültig blieb. Da sind denn 1382 durch ein Londoner Konzil seine Sätze als ketzerisch verurteilt worden, und dann nach kurzer Zeit, als eine neue Dynastie in England aufkam, wurde diese Bewegung gewaltsam unterdrückt. Die Reaktion, die in England eingetreten war, wird charakterisiert durch das Gesetz de comburendo haeretico — Ketzer müssen verbrannt werden.

Allein während in England die Doktrinen Wiclefs mit Gewalt unterdrückt wurden, hatten sie sich in einem ganz entfernten

Lande, in Böhmen, eine große Stellung errungen und verstärkten hier das reformatorische Element, das schon lange sich Bahn gebrochen hatte. Es waren zufällige Dinge, die hier mitspielten, und die Studierende von Prag nach Oxford führten, welche dann von dort die Schriften Wiclefs nach Prag herüberbrachten. Auch hier war es die Universität, in welcher die freieren Ansichten eine große Stärke erlangten; hier in Prag, wo eine solche 1348 gegründet worden war, herrschte ein sehr reges geistiges Leben und verbreitete sich von da aus über das Land Böhmen, das überhaupt unter der vortrefflichen Regierung Karls IV. (1347—1378) ein kulturausstrahlender Herd geworden war. Wir haben hier einige bedeutende Prediger zu nennen: Waldhausen, Militsch, Mathias von Janow; diesen letzteren hat auch Huß noch gehört. Die Schriften Wiclefs wurden seit den achtziger Jahren dort in Prag eifrig gelesen und so auch von dem jungen Johannes Huß aus Hussinetz. In zahlreichen Abschriften gelangten sie nach Prag. Huß ist aus einem böhmischen Dorfe Hussinetz, hat in Prag studiert und wir müssen gleich bemerken, daß er nicht gerade ein hochbegabter Mann war, aber seine Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit waren allgemein bekannt. Was seine theologischen Anschauungen betrifft, so war er zunächst streng kirchlich-gläubig. Er wird 1393 Baccalaureus und Magister der Philosophie, hat aber den theologischen Doktorgrad nicht erlangt. Seine Hauptstärke ist offenbar die Predigt gewesen. Diesen Beruf bekam er auszuführen in einer von einem reichen Privatmanne gestifteten Kapelle. Das Predigen übte damals noch einen ganz andern Einfluß auf die Gemüter aus als heutzutage. Die religiösen Fragen, die geistlichen Dinge beherrschten den Gesichtskreis der Menschen und bestimmten auch die Tagesfragen in ganz anderer Weise als jetzt, so daß eine Predigt damaliger Zeit gewissermaßen zugleich eine politische oder soziale Rede war, und mit ungewöhnlicher Beredsamkeit hat Huß diesem Berufe obgelegen, der, wie natürlich, gestützt sein muß durch eine tadellose, fleckenlose Persönlichkeit, die wir bei Huß unzweifelhaft finden. Er ist lange Zeit nicht in Konflikt mit den kirchlichen

Gewalten gekommen. Er stand mit dem Erzbischof, der 1403 gewählt worden war, bis zum Jahre 1408 ganz gut. Die kirchlichen Verhältnisse aber durchdrangen sich, seitdem das Schisma den Horizont beherrschte, vielfach mit den politischen, und zugleich war damals schon in Böhmen ein Keim des Zwiespalts zwischen dem tschechischen und deutschen Element. Huß war geborener Tscheche und stand also den Deutschen in gewissem Sinne feindlich gegenüber. Es kam zu Streitigkeiten an der Universität, die Tschechen glaubten sich benachteiligt, weil sie in Universitätsangelegenheiten nur eine Stimme hatten, während die Deutschen und die andern Nationen deren vier hatten. Es kam über der Frage: wie man sich zu Alexanders V. Wahl zu verhalten habe, zu Differenzen und zur Katastrophe an der Universität, wonach die Tschechen vier und die übrigen Nationen nur eine Stimme haben sollten, was einen großen Streit mit den nichtböhmischen Studenten und Professoren zur Folge hatte. Bei diesem Streit kam Huß, vielleicht nicht ganz mit seinem Willen, an die Spitze der tschechischen Partei zu stehen. Er ward Rektor der Universität, und nun kam es auch zum Zwiespalt mit seinem Erzbischof Sbynek. Dieser war für Alexander V., der in Pisa gewählt worden war, während die vorwaltende Partei und auch Huß, auch der König Wenzel, mit dem Huß ganz besonders gut stand, vorläufig neutral blieben. Der Erzbischof sah mit Besorgnis das Wachsen der Wicleffschen Anschauungen und erwirkte im Jahre 1410 eine päpstliche Bulle gegen die Wicleffschen Schriften, und zugleich, was direkt gegen Huß gerichtet war, verbot er das Predigen in Kapellen. Es wurde ein großes Autodafé der Wicleffschen Schriften veranlaßt; es kam zu Appellationen an Papst und König und zu Tumulten in Prag. Und da Huß nun fortfuhr zu predigen, trotz des Verbots des Predigens in Kapellen, so erfolgte nunmehr der Bann seitens des Erzbischofs 1411, der von allen Kanzeln herab verkündigt wurde. Zugleich wurde Prag unter Interdikt gelegt. Der Konflikt schärfte sich 1412 durch eine päpstliche Bulle, welche einen Kreuzzug gegen Neapel forderte. Wer den Kreuzzug unterstützte,

erhielt Ablaß. Huß zog sich eine Zeitlang auf Bitten des Königs Wenzel von Prag zurück, fuhr aber fort zu predigen. Er schrieb in dieser Zurückgezogenheit sein Hauptwerk, die Schrift über die Kirche, die fast wörtlich Wiclefs Schriften entnommen war, und wodurch er solidarisch mit dem schon Verurteilten erschien. Vor allen Dingen aber war das natürlich gegen alle kirchliche Ordnung und Anschauung, daß er, trotz des über ihn verhängten Bannes, fortfuhr zu predigen.

Mittlerweile war die Konzilienbewegung weitergegangen. Scharfsinnige Häupter der liberalen Partei erkannten sehr gut die allgemeine Bedeutung der böhmischen Vorgänge. Man erkannte in diesen Kreisen, daß an der Spitze der böhmischen Bewegung eben dieser Magister Huß stehe und daß es nötig sei, daß das Konzil darin ein Machtwort spreche, der Ketzerei also einen Riegel vorschiebe. Huß war auf das Gesuch König Sigismunds, der mittlerweile die ausschlaggebende Persönlichkeit geworden war, auf dem Konzil zu erscheinen veranlaßt worden. Er reiste dorthin. Kurz nach seiner Ankunft in Konstanz wurde er in Haft genommen. Nach Absetzung des Papstes Johann XXIII. nahm das Konzil die Angelegenheit des der Ketzerei beschuldigten Huß auf, und damit treten wir ein in die letzte, entscheidende, ergreifende Szene.

Wenn man meint, daß hier ganz einfach Gut und Böse, Recht und Unrecht klar liegen, so irrt man. Es ist hier vielmehr ein tragischer Konflikt, wenn es in der Geschichte jemals einen solchen gegeben hat. Auf der einen Seite steht das Konzil, dem Anspruche nach die Kirche selbst, repräsentiert durch ein ökumenisches Konzil, eine Versammlung, welche die ganze Christenheit umfaßt und vertritt und zwar souverän vertritt; es ist die Kirche ihrer großen Idee nach, gleichsam in Abendbeleuchtung, und es ist ein von einer Reformpartei und von Reformideen beherrschtes Konzil, das wir hier vor uns haben. Welch ein Ausblick war das, wenn die Beschlüsse oder Ideen, die in der achtunddreißigsten und vierzigsten Sitzung des Konzils niedergelegt wurden, zur Ausführung gelangten: daß alle fünf Jahre und später alle zehn Jahre

ein allgemeines Konzil, periodisch also, zusammentreten solle; daß, wenn ein Schisma eintrete, das Konzil souverän zu entscheiden habe; daß auf diese Verfassung der Kirche, die also dem Papsttum eine wirkliche Vertretung der christlichen Gemeinschaft zur Seite stellte, der jedesmalige Papst beim Antritt seines Amtes verpflichtet sei und vereidigt werde! Wenn diese Verfassung ins Leben trat, wenn alle zehn Jahre ein solches Konzil zusammentrat, so war damit ein Organ einer stetigen Fortbildung gegeben. Einzelne begeisterte Männer der liberalen Partei sprachen sogar schon von Aufhebung des Zölibats, von Hereinziehung der griechischen Kirche in diesen Völkerbund. Es ist, als wenn hier ein Organ hätte geschaffen werden können, durch das die Christenheit auf dem Wege friedlicher Entwicklung zu ihren höchsten Zielen geführt werden sollte. Und nun stand ihm, dem Konzil, gegenüber ein einfacher, bescheidener böhmischer Prediger, kein Mann von besonderer Gelehrsamkeit noch besonderen Geistesgaben. Er war der Ketzerei angeklagt und im Grunde genommen mit Recht. Er selbst aber hatte keine Klarheit darüber, behauptete nichts Ketzerisches gesagt zu haben; mit einer merkwürdigen Unbefangenheit trat er diesem Konzil gegenüber. Er war angeklagt des Zusammenhanges und der Solidarität mit Wiclef, und besonders, das wurde durch Zeugen erhärtet, sollte er auch die ketzerische Lehre Wiclefs vom Abendmahl bekannt haben. Das leugnete er. Allein seine anderen Sätze hatte er bekannt, ohne zu merken, daß er damit eine Grenze überschritten hatte. Der eine Satz war, daß, wenn Gott einem Menschen den Auftrag gegeben habe zu predigen, daß er dann predigen müsse, ohne sich um den Bann oder andere kirchlichen Strafen zu kümmern. Es leuchtet ein, daß damit ein Satz ausgesprochen ist, mit dem die geordnete kirchliche Hierarchie nicht bestehen konnte. Das zweite aber, worin er auch ganz unbefangen eine große Ketzerei aussprach, war dies, daß er gleich beim ersten Verhör äußerte: Wenn auch nur der Geringste des Konzils ihn von seinem Irrtum überzeuge, dann wolle er gerne widerrufen. Man sagte ihm: Es ist nicht unsere

Sache, dich zu überzeugen, sondern du mußt dich unterwerfen. Nicht Unterweisung, sondern Unterwerfung ist die Frage. Am 5. Juni im Refektorium des Franziskanerklosters kam der Satz zur Sprache. Es entstand ein Tumult; das war etwas, was durchaus der kirchlichen Anschauung widersprach, daß ein einzelner Mann vom Konzil überzeugt sein wollte. Beim zweiten Verhör kam auch seine Abendmahlsauffassung zur Sprache, und hier leugnete er auf das bestimmteste, Wiclefsche Ansichten zu haben. Im Verlaufe des Verhörs äußerte er auf die Frage: was er denn von Wiclef denke, in derselben schlichten, fast naiven Weise: er möchte einst dahin kommen, wo die Seele Wiclefs sei. Und hier hat er auch schon ausgesprochen, was im Grunde genommen doch auch eine Ketzerei war, nämlich vom Konzil an Christus zu appellieren. Er stellte sich dadurch außerhalb des kirchlichen Standpunktes, denn die Voraussetzung war eben, daß Christus in dem Konzil durch seinen Geist gegenwärtig sei.

Nun hatte sich seine Sache insofern verschlimmert, als mittlerweile in Böhmen einer seiner Anhänger und Freunde das Abendmahl in beiderlei Gestalt austeilte, und Huß hatte das auch gebilligt, aber erst, nachdem es auf dem Konzil ausdrücklich verboten worden war. Und das zweite, was seine Sache verschlimmerte, war, daß Wiclef, mit dem er einst im Himmel zusammenzukommen hoffte, auch vom Konzil feierlich verurteilt worden war. Am 4. Mai 1415 wurden dessen Bücher ins Feuer geworfen, seine Gebeine sollten verbrannt und in die Winde gestreut werden. Die Solidarität zwischen Huß und Wiclef war soweit erwiesen, daß die Mehrheit des Konzils ihn mit diesem zusammenwarf. Allein so war es doch nicht, daß das Konzil, wie man es vielfach dargestellt hat, ihn durchaus zum Tode hätte bringen wollen, vielmehr war es diesem darum zu tun, daß er öffentlich *widerrufe* und namentlich auch die, fälschlich ihm schuld gegebene, Wiclefsche Abendmahlslehre widerrufe. Das Urteil wurde aufgeschoben und man versuchte ihn in seinem Kerker zu bestimmen, daß er öffentlich widerrufe. Das lehnte er ab. Das eigentlich Schöne an dem Charakter

dieses Mannes ist dies: man wollte ihm den Widerruf erleichtern, und einer der Konzilsväter kam zu ihm in den Kerker und sagte ihm, er solle sich nicht lange sträuben, was das Dogma vom Abendmahl betreffe so sage er ja, er hätte Wiclefs Ansichten niemals geteilt: das sei eine Verneinung, und der Widerruf, der sei ja auch eine Verneinung; das komme auf eins heraus. Da hat dieser bescheidene Mann die großen Dialektiker abgewiesen durch die einfachen Worte: Widerrufen heißt etwas zurücknehmen, was man bekannt hat; er habe aber diese Lehre niemals bekannt und deshalb könne er auch nicht widerrufen. Und nun allerdings, da er nicht widerrufen wollte, blieb dem Konzil nichts anderes übrig, als den Leib zu töten, da sie den Geist nicht hatten bezwingen können. Nachdem er noch vier Wochen im Kerker zugebracht hatte, erfolgte das letzte Verhör, in dem zugleich das Urteil gefällt werden sollte. Am 6. Juli war die Plenarversammlung. In dieser wurde das Urteil gefällt. Noch einmal rief Huß, den man nicht mehr zum Worte kommen ließ, daß er vom Konzil an Christus appelliere. Das Urteil ward gefällt. Er wurde zunächst seiner piesterlichen Abzeichen entkleidet und ward dem weltlichen Arm übergeben. Noch ist bei dieser Gelegenheit des Kaisers Sigismund zu gedenken, mit dessen Geleitsbrief er nach Konstanz gekommen war. Darauf hat man vielleicht zu viel Wert gelegt. Es war unmöglich, daß der Mann zurück nach Böhmen gehen konnte, wo sein Erscheinen den Aufruhr entflammt hätte. Es ist rechtlich die Frage auch immer noch etwas zweifelhaft, genug, er wurde dem weltlichen Arm übergeben nach dem Grundsatze, daß die Kirche kein Blut vergieße, sie läßt es nur vergießen. Nachdem man ihm die Ketzermütze aufgesetzt, wurde er abgeführt. Daß er mit voller Fassung zu Tode ging, sehen wir daraus, daß er, als er auf den Scheiterhaufen gebunden war, noch ein geistliches Lied zu singen begonnen hat. Ein anderer weiß von einem ausgestoßenen Schrei, das ist gleichgültig, genug; er erlitt am 6. Juli 1415 den Feuertod.

Wir haben hier also eine große Tragödie vor uns. Wir haben Gegensätze, die unversöhnbar sind, von denen jeder in seiner

Weise Recht und Unrecht hat. Hier ist überhaupt im gemeinmenschlichen Sinne von Recht und Unrecht nicht die Rede, sondern es treten sich hier zwei Prinzipien gegenüber, auf der einen Seite das Prinzip der kirchlichen Autorität, auf der andern Seite das Prinzip des freien Gewissens. Huß ward getötet kraft des bestehenden Rechts, aber unterworfen hat er sich nicht, und darin liegt die ungeheure weltgeschichtliche Bedeutung dieses Prozesses. Ein Reformkonzil bringt einen reformatorischen Mann zum Tode. Es kam zu dieser Reform der Kirche an Haupt und Gliedern nicht mehr. Man hatte damit zu lange gezögert, die Stimmung, die öffentliche Meinung, die hinter dem Konzil anfangs so gewaltig gestanden hatte, war verraucht, und nunmehr erhob sich die Frage — und sie wurde gegen die reformatorische Richtung entschieden —, ob man erst die Reformen ins Werk setzen oder erst den neuen Papst wählen solle. Das letztere empfahl sich, weil die Menschheit einmal daran gewöhnt war, eine solche höchste Spitze zu sehen, weil insbesondere das Konzil ja gerade zu dem Zweck zusammenberufen war, um dem Schisma ein Ende zu machen. Genug, man beschloß das. Nachdem man die allgemeinen Grundzüge der Reform festgestellt hatte, wurde im November 1417 Martin V. zum Papste gewählt, ein gemäßigter Herr, der aber sehr wohl seinen Vorteil erkannte und sich bereit erklärte, mit den einzelnen Nationen über Abstellung der Mißbräuche zu verhandeln. Dadurch wurde aber die Gesamtreform sachte beiseite geschoben, und so verließ denn am 16. Mai 1418 in Wahrheit der Papst das Konzil als Sieger. Die Reform an Haupt und Gliedern war gescheitert. In Böhmen sehen wir, wie nach der Verurteilung des Huß plötzlich der Radikalismus sein Banner erhebt. Es erfolgt die gewaltige Revolution der Hussitenkriege, die sich lange siegreich behauptete. Wie dann diese hussitische Bewegung allmählich niedergeschlagen wird, da greift man das Werk der Reformation wieder auf. Es wird das Konzil von Basel berufen, das nach verhältnismäßig langer Sitzung doch auch mit nichts endigt, als mit ganz geringen Erfolgen der Reform. Und nun

folgt eine Zeit, die der Zeit nach 1848 bis 1866 oder 1870 ähnlich ist, eine Zeit der feigen Anbequemung, der Mittelmäßigkeiten, der materiellen Fortschritte, wo die Menschen, da die großen geistigen Ideen der Konzilienbewegung gescheitert sind, sich von den idealen Dingen immer mehr abwenden. Und dennoch schreitet der Geist fort, bis er in Martin Luther ein neues Organ findet. Wer von Gott den Auftrag erhalten hat zu predigen, so ist auch sein Gedanke, muß das tun, ohne auf Bann und Acht Rücksicht zu nehmen, das heißt also, wo ein Mensch im Innersten ergriffen und durch göttliche Einwirkung eine bestimmte Überzeugung gewonnen hat, eine bestimmte Überzeugung vertritt, daß da keine irdische Gewalt ihn bändigen und zwingen kann und darf, solches zu unterlassen. Dieser Gedanke des böhmischen Mannes ist es, was Luther in Worms das Wort hat sprechen lassen: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Und was uns an diesem Prozeß des Huß ergreift und was durch diesen schlichten Mann für immer eine Macht geworden ist, auf protestantischem Boden geworden ist: wer einmal in seinem Leben tief von einer Wahrheit erfaßt ist, — daß der sich nicht von irgend einer äußeren Gewalt besiegen läßt. Denn stets ist uns, wenn wir Christen sein wollen, das Privilegium gesichert, daß wir von jedem Konzilium oder Konsistorium, das heißt von jeder sichtbaren kirchlichen oder anderen Gewalt appellieren können an Christum, das heißt an den ewigen Gedanken der Kirche Christi.

II. Schulreform und Verwandtes

13. Schulreform*

I.

Die Reform unseres höheren oder mittleren Schulwesens, welche in den Tagen der Dezember-Konferenz vom vorigen Jahre das Publikum so lebhaft beschäftigt hat, scheint augenblicklich das Interesse weiterer Kreise nur in mäßigem Grade zu beschäftigen. Von der Kommission, welche auf Grund der Konferenzbeschlüsse neue Lehr- und Schulordnungen gestalten soll, vernimmt man wenig: von den Eindrücken, welche diese Kommission auf der großen Generalstabsreise in Ratzeburg, Gießen und Ulm erhalten, spricht nur da und dort eine kurze Zeitungsnotiz, und es ist auch nicht ersichtlich, was Männer wie Schrader oder Stauder etwa, die in ihrem langen amtlichen Leben Hunderte von Schulen kennen gelernt haben, dabei viel Neues erfahren haben können. Dagegen ist in den eigentlichen Fachkreisen die Aufregung groß, und man sieht mit schweren Besorgnissen dem nächsten Schuljahr, dem Ostertermin 1892, entgegen. Man hat hier eben Zeit gehabt, in die Lehrpläne von 1882 sich einzuarbeiten, Erfahrungen zu sammeln und zu verwerten und sieht nun abermals einer Zeit der Versuche, der neuen Probleme, schwerer Arbeit und unvermeidlicher Mißgriffe entgegen, von denen einer, der in diesen Blättern kürzlich unter dem Titel „Die Geschichte im Krebsgang" eingehend behandelt worden ist, bereits vor aller Augen liegt.

* Kölnische Zeitung 1891.

In Fluß gekommen ist die Sache durch jene bekannte Petition um durchgreifende Schulreform, die mit etwa 23000 Unterschriften im Jahre 1889 dem preußischen Kultusminister vorgelegt worden ist. Die Dinge haben aber zunächst einen ganz anderen Gang genommen, als die Hauptförderer der Petition, die Führer der Agitation für die Realgymnasien um Verleihung der akademischen Rechte an diese Anstalten, das heißt deren Umwandlung in Vorbereitungsanstalten für die Universität, erwartet haben. Die Anhänger des humanistischen Gymnasiums besorgen erhebliche Schädigung der von ihnen erstrebten Bildung, welche auf gründlicher sprachlich-historischer Durcharbeitung der antiken Gedankenwelt beruht, aber sie sehen sich nicht in ihrer Existenz bedroht; die Realgymnasien dagegen sind durch die ihnen sehr unerwartete Wendung der Dinge auf der Dezember-Konferenz in die Lage versetzt, um ihr Leben zu kämpfen. Und so erhebt sich auch in diesen Kreisen, zu spät fürchten wir, die Frage, ob es überhaupt wohlgetan war, die Reformfrage in der umfassenden Gestalt einer großen Umwandlung der bestehenden Organisation unseres höheren Schulwesens aufzuwerfen, ob es nicht richtiger gewesen wäre, sie auf Reformen im einzelnen, Lehrerausbildung, Behandlung einzelner Unterrichtsfächer, Vermehrung der lateinlosen Schulen u. s. w., zu beschränken. War denn, so fragt man jetzt auch in diesen Kreisen, unser Unterrichtswesen in der Tat so mangelhaft, daß eine „durchgreifende Reform" notwendig sein soll? Es ist, im allgemeinen gesprochen, auf diesem Boden so treu und fleißig gearbeitet worden als auf irgend einem andern Gebiete des öffentlichen Dienstes; auch sind die Ergebnisse doch nicht so schlecht, wie unter anderm das Jahr 1870, viele Stimmen des Auslandes und neben ihnen der klare Augenschein beweisen. In der Tat ist es Zeit, dem sehr oft auf höchst oberflächliche, nicht etwa Gründe, sondern bloße Räsonnements sich stützenden Reformgerede gegenüber an das unzweifelhaft Gute und Große zu erinnern, das unsere Gymnasien, wir meinen auch die Realgymnasien mit, unserm Volke vermitteln; mit allem Nachdruck betonen wir, daß ein Bedürfnis gebieterischer

und dringender Art, wie es auf dem Gebiete der Steuergesetzgebung vorigen Jahres sich gezeigt hat, auf dem Gebiete unseres Mittelschulwesens nicht vorhanden war und nicht vorhanden ist. Es ist sehr leicht, dem Publikum alle möglichen Schäden an unsern Gymnasien aufzuzählen, weil an einem so komplizierten Organismus, wo es sich darum handelt, sehr zahlreiche und sehr verschiedenartige Menschen, Lehrer, Schüler, bei einem bunten Vielerlei von Unterrichtsfächern, mit eingehender Berücksichtigung der Altersstufen, der konfessionellen Voraussetzungen, der Gewohnheiten, Anschauungen und Vorurteile der verschiedenen Elternhäuser einem sicher erkannten Ziele zuzuführen, eine ganze Menge von Fehlern gemacht werden können, und folglich, so wie die menschlichen Dinge einmal sind, auch gemacht werden. Das wird auch so bleiben, selbst wenn uns der schönste Lehrplan, wie einst Mohamed der Koran, in einem Einband von Seide und Edelsteinen durch den Engel der Offenbarung vom Himmel heruntergebracht würde.

Die Frage der Notwendigkeit einer umfassenden Reform oder Neugestaltung hängt doch ab von der Art, wie man ihre Vorfrage beantwortet, nämlich die: ob unser Lehrerstand im großen und ganzen sich gegen diese wirklichen und möglichen Fehler verstockt, in einem alten Schlendrian also verharrt, wie man ihm da und dort in der Tat vorgeworfen hat, und darnach eines energischen Eingreifens der Staatsmacht, der legislativen oder exekutiven, bedarf? Wir verneinen diese Frage auf Grund der Beobachtung eines halben Jahrhunderts, und wir möchten dazu beitragen, durch einige beruhigende Worte in dieser Richtung unser Publikum in die richtige Reformstimmung zu versetzen. Eine richtige Reformstimmung, mindestens auf einem Gebiete, wo mit Stürmen und Drängen gar nichts auszurichten ist, möchten wir glauben, nähert sich mehr der optimistischen als der pessimistischen Auffassung. Ein häufig gebrauchtes Wort sagt uns, daß das Bessere der Feind des Guten sei; das mag sein, aber ebenso wahr und im vorliegenden Falle sehr viel brauchbarer ist ein anderes, nämlich dies — das Gute ist der Freund des Besseren.

In Wahrheit haben wir nicht auf das Jahr 1889 und seine 344 Vorschläge noch auf die Rezepte aller möglichen Reformvereine gewartet, um zu reformieren. Wir sind seit zwei Menschenaltern in unserm höhern Schulwesen in einer sehr energischen Reformtätigkeit begriffen. Wir mögen den Blick wenden wohin wir wollen — nach jeder Seite des vielseitigen Lebensgebiets, das wir betrachten, so haben wir Fortschritte zu verzeichnen. Handelt es sich um das Gleichgewicht oder die Ausgleichung von geistiger und körperlicher Anstrengung, die Abwechslung von Arbeit und Erholung — wer kann leugnen, daß darin nicht nur verständigere Grundsätze gelten als vor fünfzig Jahren — sondern auch nach solchen wirklich verfahren wird: die Sorge um die Gesundheit der Schüler hat, wie die neueste Spucknapfverordnung beweist, bereits Dimensionen angenommen, welche sie den Schülern selbst, die sich gar nicht so gesundheitswidrig vorkommen, zu einem Gegenstand des Spottes machten. Handelt es sich um Verteilung der Lehrfächer über die verschiedenen Tagesstunden — um das Maß der häuslichen Arbeiten für jedes dieser Fächer — um die verständigste, für den Schüler fruchtbarste Art dieser Arbeiten — wieviel ernstes Nachdenken, wieviel eingehende Beratung wird jetzt diesen Dingen gewidmet, die man noch vor fünfzig Jahren ruhig ihrem eigenen Gesetze überließ! Handelt es sich um die Behandlung der alten Klassiker im Unterricht — beiläufig eine Sache, die mindestens ebenso schwierig ist als ein Rezept zu verschreiben oder einen Kostenanschlag anzufertigen oder eine Predigt zu disponieren —, so müßte man doch sehr undankbar sein, wenn man nicht anerkennen wollte, daß die Quantität von Abgeschmacktheit, toter Gelehrsamkeit, geistloser Pedanterie, mit der früher Homer und Horaz und Demosthenes und Tacitus behandelt worden sind, stark abgenommen hat, und dagegen der richtige Grundsatz — Erklärung der Sache durch die Sprache, der Sprache durch die Sache — So schnell als möglich, so langsam als nötig — mit einem Wort, die sprachlich-sachliche oder echt historische Methode, sich bei sehr vielen, wir wagen zu sagen, bei der Mehrzahl der Lehrer siegreich durchgerungen hat. Nichts für

ungut, aber im Durchschnitt, meinen wir, wird in unsern deutschen Gymnasien ebensogut gelehrt als in unsern Kirchen gepredigt oder an unsern Tribunalen Recht gesprochen oder von unsern Doktoren geheilt wird. Und auch in Beziehung auf diejenigen Fächer, deren Vernachlässigung unsern Gymnasien von den Außenstehenden so oft vorgeworfen wird, Mathematik, Naturwissenschaften, neuere Sprachen einschließlich Deutsch, Geographie, ist eine ununterbrochene und auch erfolgreiche Reformtätigkeit, die nicht von heute und von gestern ist, zu beobachten. Wichtiger noch scheint uns, daß man mit wachsender Klarheit und Energie nach innerer Verbindung des Vielen unter einheitlichen Gesichtspunkten strebt — Latein und Griechisch nicht mehr wie noch zur Zeit unserer Väter als letzten Zweck, Selbstzweck, behandelt, sondern sie als Mittel zu einem höchsten Zweck, der Erziehung durch Wissenschaft betrachtet — als Fächer, an denen der unmündige Geist allmählich die Fähigkeit gewinnt, allen übrigen Lernstoff wissenschaftlich zu verarbeiten, Wissen in Können umzusetzen, und damit die Grundlage sich vorbereitet für das Studium desjenigen besondern Faches, welches seine Lebensaufgabe bilden wird. In der Dezember-Konferenz war gelegentlich von der „neuen Methode" die Rede: eine solche einzige unfehlbare Methode gibt es leider nicht: blind aber müßte man sein, wenn man nicht anerkennen wollte, daß unsere Lehrerwelt im allgemeinen ein größeres Maß von Nachdenken als jemals früher auf das Wie des Unterrichtens, seine psychologischen Voraussetzungen, die Auswahl des Lehrstoffes, die beste Art der Überleitung des vom Lehrer Gewußten in das Bewußtsein des Schülers verwendet. In diesem Sinne kann man gewiß sagen, daß die „Methode" fortgeschritten sei. Nehmen wir noch hinzu, daß der Verkehr zwischen Lehrer und Schüler einen natürlicheren Charakter trägt, das barbarische Prügelregiment, das noch unsere Jugend beherrschte, mitsamt seiner wilden Poesie so gut wie verschwunden ist und selbst der Vorrat an groben Kraftworten und negativen Kosenamen, in denen die alte Generation so stark war, allmählich auf die Neige geht, so werden wir doch wohl berechtigt sein, zu sagen, daß auch

unsere Mittelschulen mit der Zeit fortgeschritten sind, und wir wollen, gestützt auf urkundliches Material — Abiturientenakten von zwei Menschenaltern an einer großen rheinischen Anstalt — unsern Mitbürgern hierdurch die Versicherung geben, daß alles, was in Broschüren und Zeitschriften da und dort von kläglichen Resultaten und Bankerott der alten Methode und dergleichen zu lesen ist, eben dahin gehört, wo die blassen Wangen und die zerrütteten Nerven und andere Truggespenster spuken.

Wir wissen wohl, welchem ärgerlichen Einwand wir hier begegnen werden. Man wird von dem Hochmut, der Selbstgefälligkeit, Selbstgerechtigkeit der Fachleute sprechen, welche dem Publikum mit Achselzucken und überlegenem Lächeln auf Klagen und Rügen antworten, die doch dadurch nichts von ihrem Recht und ihrem Gewicht verlieren, weil sie nicht in fachmännischer Sprache vorgebracht wurden. Man tut uns unrecht: wir erkennen das viele Mangelhafte, Verkehrte, Verbesserungsbedürftige, das auf dem Boden unseres höheren Schulwesens wuchert, in sehr weitem Umfange an, wir sind der Meinung, daß die Stimme des Publikums gar sehr zu beachten ist, ja, daß jede Reform, wenn sie wirksam sein soll, mit der Aufklärung des Publikums beginnen muß, und weil denn einmal Reform die Losung ist, wo sich jeder seinen Goldklumpen wünschen darf, so wollen auch wir nicht blöde sein und einige solche Wünsche namhaft machen, welche sich allerdings auf minder kostbare, leichter zu erreichende, ohne Umsturz und ohne allzu große Anstrengung durchzuführende Dinge beziehen.

II.

Es hat jemand irgendwo gesagt: der wertvollste Beitrag zur Schulreform würde sein, wenn das Gerede darüber aufhörte. Wir finden, daß der Mann recht hat. Die Masse dessen, was über den Gegenstand alle Tage zum guten Teil mit völliger Unkenntnis oder, was vielleicht schlimmer ist, mit halber Kenntnis der Sache geschrieben wird, ist so ungeheuer, daß die guten und auf reicherer Erfahrung und ernsterem Studium beruhenden Kundgebungen nur

noch zufällig und unter besonders glücklichen Umständen beachtet werden: unter anderm würde ein glänzendes Ergebnis der Kommissionsarbeit sein, wenn sie eine Schulorganisation zuwege brächte, die wenigstens auf einige Zeit uns den Genuß jenes wertvollsten Beitrages — das Aufhören des unaufhörlichen Klapperns der Reformmühle — ermöglichte. Leider dürfen wir uns dieser sanguinischen Hoffnung nicht hingeben. Eine Neuorganisation unserer Schulen, sie möge so fein ausgedacht sein als sie wolle, wird niemanden befriedigen, sehr viele verbittern oder verwirren, und wenn jene in der Theorie höchst lobenswerte vielberühmte Resolution der Dezember-Konferenz von der größeren Freiheit, die man den einzelnen Schulen — oder einzelnen Schularten? — zu lassen beabsichtige, in die Praxis umgesetzt wird, so wird sie zunächst eine Ära der Experimente heraufführen, an welche wir nur mit dem äußersten Mißbehagen denken können.

Indes wir wollten unsere Wünsche zu Papier bringen, nicht in eitlen Klagen uns ergehen, denn zu einem grämlichen Pessimismus ist die Zeit und auch das Gebiet, auf dem so viel Einsicht und guter Wille waltet und wo man sich am letzten Ende der unverwüstlichen Kraft der Jugend getrösten darf, nicht angetan und zum Verzweifeln ist es im schlimmsten Falle immer noch Zeit.

Für einen Teil unserer Wünsche ist es allerdings, fürchten wir, da das Reformwerk schon mit Ostern 1892 ins Leben treten soll, also spätestens Weihnachten 1891 doch denen, die es betrifft, mitgeteilt werden muß, zu spät. Die Realgymnasien werden zwar nicht, wie es den Anschein hatte, mit einem Schlage verschwinden, aber sie werden sich von dem Schlage, den sie im Dezember vorigen Jahres erhalten, nicht mehr ganz erholen, also nicht mit dem frischen Glauben und Vertrauen an den eigenen Stern weiterleben, die man jeder Schule wünschen muß; das humanistische Gymnasium aber, dem wir eine Zeit ruhiger Arbeit auf dem Boden der 1882er Lehrpläne, dem äußersten, unserer Ansicht nach alleräußersten, was es an Konzessionen an den sogenannten Realismus allenfalls noch vertragen kann, gewünscht hätten — das humanistische Gymnasium

wird sich auf eine weitere Schmälerung der Zeit für die alten Sprachen, auf Verminderung seiner Stundenzahl überhaupt und damit Schwächung der Arbeitskraft seiner Schüler und daneben auf Eindringen einiger neuen Fächer — des Englischen z. B., weil die Buntheit noch nicht bunt genug ist — gefaßt machen müssen, und man wird seine Lehrer, denen man jetzt nicht nur alles Mögliche, sondern mehr und mehr vieles Unmögliche zumutet, mit guten Worten auf ihre eigene Vortrefflichkeit und die noch größere Vortrefflichkeit neuester Methoden hinweisen, welche das Geheimnis lehren, durch ein Sieb ein Faß zu füllen, dem man den Boden ausgeschlagen hat.

Indes wie wir von der guten Organisation des Unterrichts an unsern Gymnasien nicht alles Heil erwarteten, so fürchten wir von einer Verschlechterung dieser Organisation noch nicht sofort das Verderben. Die Hauptsache beim Lehren ist der Lehrer — was man bisher über den 344 oder wie viele es jetzt sind Reformvorschlägen zu übersehen in der Tat in Gefahr war — und auf diesen, sollte man denken, wichtigsten Teil unserer Schule beziehen sich unsere Wünsche und Reformvorschläge, die den Vorzug haben, erfüllbar, wenigstens nach und nach erfüllbar zu sein und von denen der größere Teil auch nicht einmal Geld kostet, wie der Leser vielleicht fürchtet.

Darüber allerdings verlieren wir keine weiteren Worte, daß die materielle Stellung der Lehrer unserer höheren Schule in angemessener Weise geregelt, also verbessert werden muß, und wir sind in der Lage, diese Reform für sehr dringend zu halten, und billigen auch die Formel, den Lehrerstand nach Analogie des Richterstandes zu behandeln, vollkommen. Mag das im einzelnen sich nicht vollständig decken, als Leitmotiv müssen wir es durchaus gutheißen, und zwar aus einem Grunde, den man über den großen Reformworten und -bildern häufig übersieht, den wir aber aus der unmittelbarsten Wahrnehmung schöpfen können. Eine jahrzehntelange reichliche Beobachtung an Schülern der obersten Gymnasialklassen hat uns eine große Anzahl von Zöglingen gezeigt, die sich zum

höheren Lehrfach sehr wohl geeignet haben würden, denen aber, als Söhnen wohlhabender Familien, dieser Gedanke entweder gar nicht gekommen oder, wo die Lust sich regte, rasch wieder vergangen oder ausgeredet worden ist, und umgekehrt haben wir eine zwar nicht gleich große, aber doch keineswegs geringe Anzahl von solchen gesehen, die an sich weder besondere Begabung noch besondere Neigung zu diesem Berufe besaßen, ihn aber dennoch erwählten oder vielmehr ergriffen, weil sie, aus armer Familie, auf diesem Wege allein sich durchzuschlagen und verhältnismäßig früh sich, wenn auch noch so kümmerlich, allein zu erhalten hofften. Nun leuchtet ein, daß es bei keinem Berufe — den geistlichen etwa ausgenommen — von unmittelbarerem Werte ist, daß er mit Neigung ergriffen werde, daß unter denen, welche ihn ausüben, möglichst viele seien, welche ihn aus Neigung ergriffen haben. Daraus folgt, daß man mindestens alles vermeiden sollte, was unmittelbar von seiner Ergreifung abschrecken muß, um so mehr, als der Gymnasiallehrerstand hinsichtlich seiner Rekrutierung an einem gar nicht zu beseitigenden Übel leidet, von dem die andern Berufe frei sind. Alle andern Berufe, den des Richters, des Arztes, des Geistlichen, kann sich der Knabe, der über einen zu ergreifenden Lebensberuf nachsinnt, idealisieren, weil er ihn nicht kennt, wenigstens nicht genauer kennt: den des Gymnasiallehrers glaubt er zu kennen und wird ihn sich nicht leicht idealisieren: er kennt mindestens eine Schattenseite dieses Berufs genau, tagtäglich sich vier bis sechs Stunden mit ihm selbst und seinesgleichen und mit Dingen, wie er denkt oder sich sagen läßt, quälen zu müssen, die er in den Jahren, in denen die Berufswahl sich wo nicht schon entscheidet, doch vorbereitet, nur als Zwang oder vorwiegend nur als Zwang empfindet. Unter diesem Gesichtspunkt vorwiegend betrachten wir die Gehalts- oder Stellungsverbesserungsfrage. Es ist im höchsten Grade erwünscht, daß dem Lehrerstande — eben wie dem Stande der Richter, Verwaltungsbeamten und Offiziere etwa — möglichst viele solche beitreten, die von Anfang an aus freieren, minder gedrückten Lebensverhältnissen kommen und die, setzen wir hinzu, eben darum denn auch leichter

dasjenige Maß von unabhängiger Gesinnung finden werden, das heute, wo man auf allerlei kindischen Luxus so großen Wert legt, zu einer einfachen Lebenshaltung gehört, die wir allerdings allen Beamten und unserer ganzen Gesellschaft, vor allem aber dem Lehrer, wünschen.

Es scheint uns in der Tat wichtiger, das Geld für diese Reform, die materielle und damit in gewissem Sinne auch moralische Hebung der Stellung des Lehrerstandes, flüssig zu machen, als dasjenige, welches dazu gehören würde, jenen Konferenzbeschluß wahr zu machen, nach welchem keine höhere Schule über 400 Schüler zählen „sollte". Dieses „Sollte" ist freilich, wie mehrere seiner Geschwister in den Konferenzprotokollen, ausnehmend billig.

Unsere weiteren Reformen kosten kein Geld; sie beziehen sich, wie man mit bekannter Vorliebe für abstrakte Substantive sich auszudrücken pflegt, auf das Verhältnis von Schule und Elternhaus — auf die Beziehungen zwischen Lehrern und Eltern, Lehrern und Publikum, wie man einfacher sagen würde. Von Mißachtung des Lehrerstandes, über die man zuweilen klagte, haben wir im Kreise unserer Beobachtungen im allgemeinen wenig wahrgenommen, wohl aber, daß man von Haus aus viel zu viel und zu vielerlei von Lehrer und Schule verlangt und deshalb die ganze Wirksamkeit der Schule falsch beurteilt. Ehe in dieser Beziehung nicht richtigere Anschauungen durchdringen, wird keinerlei Reform das Publikum befriedigen und die Mittelschulfrage nicht zur Ruhe kommen. In der Tat hat die Berliner Konferenz unter anderm sehr klar gezeigt, wie übel es mit dem Verständnis dessen, was eine Gymnasial- oder Realanstalt, eine Schule der mittleren Gattung kann, selbst in hochgebildeten Kreisen steht. Kein Stand ist erbarmungsloser einer von vornherein irregeführten Kritik ausgesetzt als der Lehrerstand. Was in der Schule geschieht — dem Schüler irgendwie auffällt, wird von diesem mit der der Jugend natürlichen Übertreibung zu Hause berichtet und hier in der Regel weiter vergrößert oder vergröbert: die eigenen Versäumnisse und Fehler in der Erziehung merkt man nicht, sonst würde man sie ja nicht begangen haben,

und so wird denn, was in der Kinderstube schon verfehlt worden, der Schule zur Last geschrieben, weil sich hier erst die Folgen geltend machen, und desgleichen wird am andern Ende auf der Universität, wo der Professor es nicht versteht zu lehren, das heißt seinen Vortrag der Fassungsfähigkeit seiner Zuhörer anzupassen, die Schuld des geringen Erfolges der Vorbereitungsanstalt zugeschrieben, gleich als wenn diese auch die Anfangsgründe aller Fachwissenschaften bis zu dem Punkte beibringen könnte, wo der Fachlehrer nur noch vorzutragen, nicht mehr zu lehren brauchte. In der Tat geht der Unfug weit und muß einmal frei heraus gekennzeichnet werden. Der Theologe gibt den Gymnasiallehrern die Verbreitung dessen, was er den Unglauben nennt, schuld, und ruft nach mehr Religionsstunden, wie der Mediziner nach mehr Naturwissenschaft, und wie andere, die zu träge waren, die Universitätsferien zu benutzen, nach Englisch oder Italienisch, der Volkswirtschaft oder was nicht sonst. Heute soll der Lehrer ein Stück Arzt sein, um die erste Hilfe bei etwaigen Unglücksfällen zu leisten, morgen ein Stück Polizei, wenn es gilt, einen Schüler, den der Vater zuvor mit dem nötigen Geld ausgestattet hat, von allzuhäufigem Wirtshausbesuch abzuhalten; dabei verlangt man, daß er mit der Wissenschaft, seiner Wissenschaft, seinen drei oder vier Wissenschaften fortschreite, vor allem mit der, welche jetzt für ihn die Wissenschaft aller Wissenschaften sein soll, der Pädagogik, aus der ihm dann, nach einigen von den Großen, diktiert wird, daß er für jede seiner Lektionen „wenigstens zwei Stunden Vorbereitung“ nötig habe. Nehmen wir noch hinzu, daß er auch noch der Bewegungsspiele, der Spaziergänge, des Schwimmens, Schlittschuhlaufens u. s. w. sich befleißigen solle, so sind wir in der Theorie bereits über den vierundzwanzigstündigen Arbeitstag hinausgeschritten.

Wir sagen dies keineswegs aus ärgerlichem Gemüte: die innere Befriedigung, welche die Lehrtätigkeit dem, der sie nicht, indem er sie ergriffen, ganz wider seine Natur gewählt hat, gewährt — diese Befriedigung ist so groß, daß sie durch dergleichen verkehrte Redereien nicht getrübt werden kann. Das aber sagen wir, daß keine

Reformdekrete, keine neue Organisation, keine noch so fein ausgeklügelten Lehrpläne irgend etwas helfen werden, so lange man in den beteiligten Kreisen nicht sich darüber klarer ist als in diesem Augenblick, was ein Gymnasium oder sonstwelche sechs- oder neunklassige Anstalt überhaupt leisten kann: denn wo ein Soll ausgesprochen wird, muß man sich erst über das Kann klar sein. Darüber sich zu verständigen, ein Organ zu schaffen, durch welches die Männer von Fach sich mit den Bedürfnissen der verschiedenen Lebenskreise in beständiger Fühlung erhalten können, und umgekehrt die Vertreter dieser verschiedenen Lebenskreise mit den Schulkundigen — dies wäre der Hauptreformvorschlag, den wir zu machen hätten. Ein Anfang dazu war die Dezember-Konferenz: wir wünschten, daß aus ihr sich eine regelmäßige, organische Einrichtung entwickelte.

Vorläufig müssen wir uns aber bescheiden: als ein letztes Wort werden wir auch die zu erwartende Arbeit der Siebenerkommission nicht anzusehen haben. Wir alle bessern uns bekanntlich nur allmählich und haben alle Tage an uns zu bessern, und so auch unsere Schulen. Darüber, was geschehen kann mit den vorhandenen Lehrern, Schülern, Eltern, Geldern, Fächern u. s. w., erbitten wir uns vielleicht die Aufmerksamkeit der Leser, wenn die sogenannte Reform in sichtbaren Akten, Verfügungen, Verordnungen vorliegt. Einen Einfluß auf dieselbe in ihrem jetzigen Stadium, paradox, wie es klingen mag, hat niemand, und eine eigentliche Freude daran hat auch niemand, am wenigsten die, welche an derselben mitzuwirken berufen sind.

---

14. Das Reformgymnasium auf dem Bremer Philologentage*

Das letzte Heft dieser Zeitschrift hat die Verhandlungen mitgeteilt, die auf dem jüngsten Philologentag in Bremen teils in der Versammlung des Gymnasialvereins teils in der pädagogischen Sektion gepflogen worden sind und deren unzweifelhaft wichtigster, das Interesse der Schulwelt am meisten fesselnder Teil sich auf die große Frage des Reformgymnasiums bezogen hat. Diese Verhandlungen haben freilich auch an dem gelitten, an dem alle bei solchen Versammlungen sich abspielenden Verhandlungen leiden, an dem auch unter anderm die Berliner Konferenz vom Jahre 1890 in hohem Grade gelitten hat — dem Mangel an Zeit. Man kann in den wenigen Stunden einiger wenigen Tage pädagogische Fragen von großer Tragweite nur besprechen, nicht wirklich durchsprechen, um so weniger, als wir in wirklicher Diskussion noch sehr wenig geübt, dagegen zu breiter Ausführung in Vorträgen und Reden von alters her sehr geneigt sind; man erreicht höchstens, daß ihre oder einige ihrer wichtigsten Momente, fast möchte man sagen nach der Ordnung des Zufalls an die Oberfläche treten, und sie haben deshalb ihren Hauptgewinn nicht für die Diskutierenden selbst, sondern für diejenigen, die, wie der Schreiber dieser Zeilen diesmal getan, sich geflissentlich nicht selbst eingreifend an der Debatte beteiligen, sondern sich lernbegierig bescheiden, den

* Humanistisches Gymnasium 1899.

Gründen und Gegengründen, Reden und Gegenreden aufmerksam zuzuhören, um das, was sie sonst schon über den Gegenstand gehört, gelesen und gedacht haben, nach Bedürfnis zu ergänzen und zu berichtigen. Sie erinnern uns, diese in der Gegenwart so zahlreichen Verhandlungen, einigermaßen an die Religionsgespräche des 16. Jahrhunderts: beide Parteien schreiben sich den Sieg zu, bekehrt wird niemand und belehrt nur der eine oder der andere Zuhörer, der schon auf halbem Wege zu einer Überzeugung vorgeschritten ist. In der pädagogischen Sektion wenigstens ist uns aufgefallen, daß vielfach die entgegengesetzten Reden gleich starken Beifall und zwar zum Teil von denselben Zuhörern gefunden haben.

Auch in einem andern Punkte glich die Verhandlung in Bremen einem solchen Religionsgespräch, z. B. dem berühmten von Marburg im Jahre 1529 — nämlich darin, daß die Gegner sich persönlich näher kennen lernten und neben dem einen Hauptpunkt, in dem sie verschiedener Meinung sind, auch der neun oder neunundneunzig inne werden konnten, in denen sie übereinstimmten. Diesen Eindruck hatten wir bei der ersten Erwiderung Reinhardts auf den Vortrag von Professor Fritze, und ebenso später bei einem Vortrag, den der Direktor der Wöhlerschule, eines Reformrealgymnasiums, am 4. November vorigen Jahres auf dem Gürzenich zu Köln vor einem ansehnlichen Publikum, das aus Männern und Frauen vom Fach und für Schulfragen sich interessierenden Laien bestand, gehalten hat und den ich an dieser Stelle mitberücksichtigen möchte. Ich möchte hier gleich bemerken, daß ich dem in diesem Vortrag, der mittlerweile im Druck erschienen ist, entwickelten Lehrplan des Reformrealgymnasiums gegenüber mit dem Ausdruck meiner Sympathie nicht zurückhalten will, und es dürfte Zeit sein, darüber wieder einmal ein offenes Wort zu sagen. Dieser Lehrplan erscheint mir in der Tat sehr viel vernünftiger als der seit 1892 dem preußischen Realgymnasium auferlegte, den wir so frei sind herzlich schlecht zu finden. Er hat sämtliche Fehler, die das Realgymnasium vor der Reform vom Jahre 1882 hatte, wieder ein-

gesetzt, z. B. die Verkehrtheit zurückgeführt, das Lateinische nach dem Prinzip der gleitenden Skala zu behandeln, die diesem Fach gegönnte Zeit mit jeder höheren Reifestufe zu schmälern und dadurch ein Mißverhältnis zwischen dem, was man vom Schüler fordern könnte und also müßte, und seiner wirklichen Leistungsfähigkeit hervorzurufen, ein Mißverhältnis, das notwendig zum Raten, also zur wissenschaftlichen Unwahrhaftigkeit führen muß; desgleichen die zweite, daß er den Begriff eines zentralen Fachs wieder gänzlich beseitigt, von Untertertia an 7 Unterrichtsfächer mit 5, 4, 3 Stunden nebeneinander herlaufen läßt. Daß diese Anstalten seitdem krank sind, ist unverkennbar; einige sind schon verschieden, und nicht wir, wohl aber andere haben den Verdacht ausgesprochen, daß ihnen damals von feindseligen Händen mit Gift vergeben worden sei. Der Frankfurter Plan nähert sich demgegenüber dem württembergischen Realgymnasium, also den Gesichtspunkten, die einst Paulsen in der Konferenz vom Jahre 1890 ausgesprochen hat, und diesem Plan gegenüber hätten wir unsererseits auch kein Bedenken rücksichtlich der Einräumung der akademischen Rechte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese Organisation die wesentlichen Pflichten, für akademische Studien vorzubereiten, zu erfüllen imstande wäre, wozu das preußische Realgymnasium nach der Organisation von 1892 unserer Meinung nach nicht imstande ist.

I.

Reinhardt sowohl als Ziehen erklären sich als Humanisten, und sie sind es unzweifelhaft. Sie und ihre Mitarbeiter erkennen den Wert und die Notwendigkeit einer historischen Bildungsgrundlage, die keine andere sein kann als die lateinische oder lateinisch-griechische, vollkommen mit warmen und aufrichtigen Worten an. Reinhardt hat dies dem das Reformgymnasium so nachdrücklich ablehnenden Vortrag Fritzes gegenüber mit aller Entschiedenheit betont, und so möchten wir unsererseits nichts sagen, was etwa dem Schlußworte Luthers in dem erwähnten Marburger Gespräch gliche: „Ihr habt einen andern Geist als wir." Es hat

uns vielmehr in dieser Beziehung ein Wort Reinhardts in der Tat überrascht: „Wenn wir das alte Gymnasium" — das Gymnasium, wie es vor 1882 war — „hätten behalten können, mir und meinen Kollegen wäre es nie eingefallen, den Versuch zu machen, der hier" — von Dr. Fritze — „kritisiert wird": ein männliches und ein klärendes Wort, von dem wir Akt nehmen müssen. Wir wären also in dem Punkte einig, daß das Gymnasium 1882 und 1892 erheblich geschädigt worden ist: diese Schädigung eben war es, die Reinhardt und seine Gesinnungsverwandten getrieben hat, einen neuen Weg zu suchen, auf dem der humanistische Gedanke noch fruchtbar, und besser fruchtbar gemacht werden könnte als in dem beschädigten alten Gymnasium: wir werden diesem Versuch mithin als einem von befreundeter Seite kommenden gegenüberzutreten haben. Die Sache verlangt, daß ich mir hier eine kleine Abschweifung gestatte. Gelegentlich bekomme ich zu hören oder zu lesen, daß selbst ein so konservativer oder ultrakonservativer oder stockphilologischer Schulmann wie meine Wenigkeit sich mit „der Reform" ausgesöhnt habe; das habe ich nicht; ich halte das, was sich die Reform von 1892 nennt, soweit sie das Gymnasium und das Realgymnasium betrifft, durchaus für eine Verschlechterung unseres höheren Schulwesens, und kein ehrlicher Fachmann verhehlt sich dies, was jetzt schon mit Händen zu greifen ist. Aber um an diesem Schulwesen pessimistisch zu verzweifeln, solange es noch zu handeln gilt, widerstrebt mir allerdings, da es zum Verzweifeln noch immer Zeit und doch noch nicht alle Hoffnung verschwunden ist, der ernsthaften Sachkenntnis dem Dilettantismus gegenüber wieder zu ihrem guten Rechte zu verhelfen. Es gibt freilich großwortige Pseudohumanisten, die, nachdem sie selbst abgewirtschaftet haben, sich eine neue Position zu schaffen trachten, indem sie dem modischen Gerede von irgend welcher neuen Zukunftsschule, ohne Griechisch, ohne Latein, aus lauter modernen Bausteinen aufgerichtet, ihre Dienste darbieten: zu dieser Art von Pädagogen gehört weder Reinhardt noch ich. In der Tat kommen wir Stockphilologen und Althumanisten durch das nachdrückliche humanistische Bekenntnis

Reinhardts in eine beinahe seltsame Position. Indem der Frankfurter Lehrplan das Lateinische erst in Untertertia und das Griechische erst in Untersekunda beginnt, dann aber mit Volldampf 10, 10, 8, 8, 8, 8 beziehungsweise 8, 8, 8, 8 Wochenstunden fordert, übt er offenbar einen Druck auf die übrigen Fächer, die sich einigermaßen, Französisch 2, 2, 2, 2, 2, 2, Geschichte von II inf. an 2, 2, 3, 2, Mathematik 3, 4, 4, 3, behelfen müssen — ganz abgesehen davon, daß die Wucht zweier historischen Sprachen wie Latein und Griechisch von selbst schon den jugendlichen Geist und sein wissenschaftliches Interesse zu präokkupieren geeignet ist. Wir hören freilich die Botschaft, daß der intensivere Betrieb des Deutschen, Französischen und Rechenunterrichts in den unteren Klassen in dieser Hinsicht eine glückliche Nach- oder Vorauswirkung üben werde, allein uns fehlt der Glaube: und so könnte es am Ende gar dahin kommen, daß wir, wir Stockphilologen, uns dieser „modernen" Fächer annehmen müßten. Wir fürchten in der Tat, daß ein Teil der Freunde oder falschen Freunde des Reformgymnasiums von dem humanistischen Bekenntnis Reinhardts schlecht erbaut sein werden — diejenigen nämlich, die in der Frankfurter Reform nur eine Abschlagszahlung auf ihre Forderung ausschließlich sogenannter moderner Bildungsstoffe sehen.

Reinhardt glaubt der geschichtlichen Entwicklung zu folgen und will mit einer neuen Organisation das humanistische Prinzip retten, weil eben in Kraft dieser geschichtlichen Entwicklung eine Beschränkung der Realien im Gymnasium nicht mehr zu erreichen sei. Eine solche Beschränkung wollen wir gar nicht. Wir haben im Gegenteil dem realistischen Moment selbst in unserm Betrieb des Lateinischen und Griechischen einen breiten Raum geschaffen, und was die geschichtliche Entwicklung betrifft, so hat G. Schulze unseres Erachtens sehr treffend darauf hingewiesen, daß es bei dieser Entwicklung, der Entstehung des Realgymnasiums und der Hintansetzung der echten, nämlich lateinlosen Realschule sehr menschlich, sehr pragmatisch zugegangen ist, und sehr pragmatisch und nicht so ganz immanent „historisch" ist es auch bei

den Reformen von 1882 und 1892 zugegangen. Wir möchten aber überhaupt mit diesem Phantom, dem Mißbrauch, der mit dem Begriff der geschichtlichen Entwicklung getrieben wird, etwas ins Gericht gehen. Es mag richtig sein, daß in unserer Zeit alles Technische, Neusprachliche, Moderne, Mathematische, wie man es heißen mag, eine sehr große, unseretwegen eine größere Rolle spielt, als zu irgend einer früheren Zeit: daraus folgt noch gar nichts für jenen Unterricht, der unsere Knaben von ihrem neunten Jahre an für das Studium jener Fächer langsam vorbereiten und allmählich fähig machen soll. Es könnte ja sein, daß für das selbständige Erlernen, das intensive Studium, die sichere Aneignung und spätere Beherrschung jener und einiger anderen Fächer die Beschäftigung mit einigen und besonders den beiden geschichtlich wichtigsten Fremdsprachen die beste Vorbereitung wäre, — es könnte sein und ist in der Tat so, daß die zehn-, zwölfjährigen Knaben mehr Mathematik und Naturkunde, als ihnen jetzt zu teil wird, gar nicht vertragen weil nicht verarbeiten könnten: das Wichtigste aber zu jeder Zeit und an jedem Ort ist für die Knaben und Jünglinge unserer Nation, denen der Besuch und die Absolvierung einer höheren Schule gymnasialer Art gegönnt war, das gewesen, daß sie sich an einigen wenigen wissenschaftlichen Gegenständen für alle übten und vorbereiteten, daß sie denken, daß sie arbeiten, intensiv arbeiten, daß sie deutsch — d. h. denken und deuten lernten. Wenn die Verfechter des Reformgymnasiums uns beweisen oder plausibel machen können, daß diese Vorbereitung, von Sexta bis Prima, auf ihrem Wege besser — nicht etwa leichter — zu jenem Ziele führt, so sollen sie gewonnen haben.

II.

Das Reformgymnasium Frankfurter Systems also unterscheidet sich von dem althumanistischen dadurch, daß es einen gemeinsamen Unterbau für alle höheren Schulen, VI—IV aufrichtet, bei dem das Latein verschwunden ist und dagegen Deutsch mit 5, 4, 4 gegen 4, 3, 3, Französisch mit 6, 6, 6 gegen 0, 0, 4, Rechnen mit 5, 5, 5

gegen 4, 4, 4 angesetzt ist. Latein setzt in III inf. mit 10 Stunden ein — 10, 10, 8, 8, 8, 8 gegen 7, 7, 7, 6 (7), 6 (7) 6, (7); Griechisch in II inf. mit 8, 8, 8, 8 gegen (6, 6), (6, 6), 6, 6, 6, 6: wogegen dann Französisch von III inf. an 2, 2, 2, 2, 2, 2 gegen 3, 3, 3, 2, 2, 2, Mathematik mit 4, 4, 3, 4, 4, 3 gegen 3, 3, 4, 4, 4, 4 steht.

Die Vorteile, die man sich oder die man uns von dieser Organisation verspricht, sind teils äußere teils innere. Jene sind, vorausgesetzt daß man überhaupt so unterscheiden will oder darf: die Erleichterung der Entscheidung für die Eltern, auf welcher Schulart ihre Söhne weiterlernen sollen; die Erleichterung des Übergangs von einer Schule zur andern auch in höheren Klassen; der soziale Vorteil, daß die Söhne der Eltern von verschiedener Berufsart und mithin bis auf einen gewissen Grad auch verschiedener Gesellschaftsschicht längere Zeit den einen gemeinsamen Bildungsweg gehen; und noch einige andere, auf die aber besonnen abwägende Männer, wie Reinhardt und Ziehen, selbst kein Gewicht legen. Rücksichtlich der andern können wir uns dem Vortrage von Fritze anschließen: als die eigentlich aristokratische Institution erscheinen uns die Vorschulen, und diese werden auch von dem Frankfurter System nicht berührt; übrigens haben wir in Städten, wo Gymnasien und Oberrealschulen u. s. w. zusammen zu finden waren, weiter keine besonderen Nachteile als Folge der frühen Differenzierung wahrgenommen, und daß der Übergang vom Gymnasium aufs Realgymnasium nach dem Frankfurter System auch noch in III sup. oder II inf. und sup. noch leicht möglich ist, können wir nicht für einen irgend ins Gewicht fallenden allgemeinen Vorteil halten, sondern nur etwa in den vereinzelten Fällen, wo ein solcher Übertritt das unzweifelhaft Richtige und Ratsame ist: und was das erste betrifft, daß die Eltern sich längere Zeit besinnen und beobachten können, ob ihr Knabe mehr realistisch oder humanistisch veranlagt ist, so bleibe ich bei der Meinung, daß diese Entscheidung von den Eltern oder von dem etwa sie beratenden Lehrer jetzt durch Beobachtung des Verhaltens zum Lateinischen nach

dem ersten oder spätesten zweiten Schuljahr mit größerer Sicherheit getroffen werden kann, als nach dreijährigem Besuch des lateinlosen Unterbaus. Die Thesen Hornemanns und der beachtenswerte Aufsatz im Januarheft 1900 der Leipziger Jahrbücher, der das Wesentliche seines in der pädagogischen Sektion zu Bremeu gehaltenen Vortrags wiedergibt, reden von der Bestimmung des Gymnasiums als eines „Auslesemechanismus": dieser Mechanismus würde besonders und würde frühe durch das Lateinische wirken. Ich bin ein Gegner der vornehmen Substantive, ich würde, sachlich zustimmend, lieber einfacher und bescheidener und deswegen vielleicht richtiger sagen: die für gymnasiales und überhaupt für längeres und höheres Studium schlechthin Ungeeigneten oder sehr wenig Geeigneten erkennt man mit voller Sicherheit an ihrem Verhalten zum Lateinischen und kann sie dann nach einem, spätestens eineinhalb oder zwei Jahren einer geeigneteren, lateinlosen Schule zuweisen. In den übrigen Fällen ist die Wahl der Schule meist Sache des Entschlusses, bei dem bekanntlich immer allerlei Faktoren mitwirken oder mitsprechen und so völlig klar, daß man die Entscheidung aus reiner Vernunft treffen kann, liegen die Dinge nicht in allzuvielen Fällen. Die Fälle, in denen ein Schüler, der eigentlich auf die humanistische Bank gehört hätte, sich auf die realgymnasiale oder realistische verschlagen sieht und umgekehrt werden auch bei dem neuen System nicht viel seltener und nicht viel häufiger sein, als bei dem alten, und wir wollen es nur gestehen, daß wir, wenn der abziehende Untersekundaner nur brav gelernt hat, darin auch kein sonderliches Unglück sehen.

Das alles sind keine entscheidenden Gründe und sie haben den Reformplan nicht hervorgerufen. Dieser ist tieferen Erwägungen entsprungen: die Erlernung des Lateinischen und Griechischen, das Verständnis der alten Literatur und der in ihr sich spiegelnden oder offenbarenden Welt, mit einem Wort, die humanistische Bildung wird schneller und sicherer erzielt, wenn man diese Sprachen erst in etwas gereiftem Alter beginnt: der Plan also ist an sich der rationellere: ob das richtig ist, wird die Erfahrung zu er-

weisen haben, ein günstiges Präjudiz dafür geben die bis jetzt zutage getretenen Erfolge.

Beides ist nicht identisch, und Reinhardt selbst weiß sehr wohl zwischen dem schwerwiegenden Begriffe Erfahrung und dem der Erfolge einzelner Anstalten und einiger Jahre zu unterscheiden. Wir müssen uns zunächst mit dem meist sehr oberflächlich gefaßten Begriffe der Erfahrung, einem Wort, das den Mitsprechenden und den Agitatoren sehr leicht über die Lippen geht, etwas auseinandersetzen. Erfahrungen im Kleinen und auf kurze Zeit zu machen ist leicht, beweist aber auch nicht viel: Erfahrungen im Großen dagegen, mit einem bestimmten Schulorganismus und unter der sehr großen Verantwortung, einen solchen Organismus als nachahmungs- oder verbreitungswürdiges Muster zu empfehlen oder abzulehnen, ist sehr schwer und verlangt namentlich einen längeren Zeitraum. Wir halten an dem alten Gymnasium fest, eben weil diesem und diesem allein eine solche lange und im Großen vollzogene Erfahrung zur Seite steht: hier kann man in der Tat von Erfahrung an Generationen, an Hunderttausenden, in langen und verschiedenartig bestimmten Zeiträumen sprechen. Sind diese Erfahrungen so übler Art gewesen? Ich denke, daß die Geschichte des abziehenden Jahrhunderts, wenn irgend etwas, so dies mit voller Deutlichkeit zeigt, daß unsere vielgeteilte Nation bei allen Schäden doch das eine hohe und sehr wirksame Gut besaß, eine gut unterrichtete zu sein — sie ist in der trüben und politisch so unfruchtbaren Zeit von 1815—1848 und weiter von 1852 an gleichwohl stetig fortgeschritten; sie hat die große Krisis von 1848 überstanden ohne eigentlichen Umsturz; sie hat, ihr preußischer Teil wenigstens, im Jahre 1866 bei der allerschwersten Probe nicht versagt, und es hat dann die geeinte Nation im Jahre 1870 das umfassendste und großartigste Examen, in das je eine Nation eingetreten, überaus gut und glücklich vor ganz Europa bestanden. An den großen Entdeckungen und Erfindungen und allem Aufschwung und Umschwung, der in der Richtung der Industrie, des Handels, der Technik liegt, haben die aus ihren Gymnasien Hervor-

gegangenen denn doch ihren redlichen und rühmlichen Anteil gehabt, und wenn wir dafür ein Zeugnis aus jüngster Zeit haben wollen, so finden wir es z. B. in der Rede, die jüngst ein weitblickender englischer Staatsman, Lord Rosebery, in Chatham gehalten hat, wo dieser im Hinblick auf den recht mangelhaften Verlauf des Examens, das seine Nation soeben in Südafrika zu bestehen hat, von Deutschland rühmt, es sei infinitely more painstaking and scientific in its methods as we are, unendlich viel strenger und wissenschaftlicher in seinem Lehren als England — das heißt mit andern Worten: sein höheres (und sonstiges) Schulwesen sei dem englischen weit überlegen. Es wird also doch wohl so übel nicht sein, dieses höhere Schulwesen: und gut war es in diesem ganzen Jahrhundert namentlich darin, daß seine Lehrer und Leiter niemals stille standen, und daß sie, was das Gymnasium insbesondere betrifft, der vernünftigen Erwägung der heutigen Lebensbedingungen sich nicht verschlossen, sondern naturwissenschaftlichen und andern, angeblich modernen Unterricht dem Gymnasialorganismus einfügten, ohne dessen Lebensgesetz zu schädigen.

Soviel einstweilen von der Erfahrung: nun ein Wort von den Erfolgen. Auf solche beruft sich Reinhardt, und auf seine eigenen Wahrnehmungen und die seiner Kollegen gestützt sagt er, daß es keine Scheinerfolge seien: was wir gerne zugestehen, und zuzugestehen gar nicht umhin können, da diese Erfolge auch von ganz unbeteiligten und zugleich urteilsfähigen Beobachtern im wesentlichen bestätigt werden. Die Leistungen der Schüler hinsichtlich der klassischen Lektüre seien denen der entsprechenden Klassen des alten Gymnasiums gleich, wo nicht besser: diese Schüler, die Latein erst mit III inf. angefangen, lesen in Obersekunda Virgil, Livius ebenso gewandt, sicher, verständnisvoll, als die althumanistischen Obersekundaner, desgleichen im Griechischen Homer, Xenophon, Lysias. Wir bezweifeln diese Erfolge nicht, leugnen aber, daß solche Erfolge, an einer einzelnen und vielleicht an einigen Anstalten gemacht, irgend etwas für die Notwendigkeit oder Wünschenswürdigkeit einer Verallgemeinerung dieser Organisation beweisen, und behalten

uns auch das Urteil über Natur und Tragweite dieser Erfolge noch vor.

Das Frankfurter Experiment wird von einem hervorragend tüchtigen Schulmann gemacht, der von sehr tüchtigen Kollegen unterstützt wird; es wird gemacht mit dem Feuer des ersten Entdeckers und ersten Beobachters, nach wohlerwogenem Plan, dessen einzelne Teile gut ineinandergreifen; in einer an Anregungen reichen Stadt, an einem Gymnasium von wenig über 300 Schülern, was wohl das denkbar günstigste Frequenzverhältnis — nicht zu groß und nicht zu klein — ist. Die Frequenzziffern der einzelnen Klassen sind entsprechend, das Durchschnittsalter der Oberprimaner ist in dem Programm von 1899, dem wir die Notizen entnehmen, gleichfalls überaus günstig, zu 18,2 angegeben. Außerdem: die Schüler wissen und wenn sie es nicht wüßten, so würden sie es durch die zahlreichen und hohen über die Bühne gehenden Interviewers erfahren, daß viele Augen auf sie gerichtet sind. Dies Moment wird auf jedes Schülermaterial stark, und in mehr als einer Beziehung auch günstig wirken, es wirkt aber besonders stark auf das hier besonders zahlreiche Kontingent jüdischer Schüler. Das Progamm von 1899 zeigt zu Anfang des Sommerhalbjahres 205 evangelische, 26 katholische, 6 dissidentische, 118 jüdische Schüler; unter den 18 Abiturienten sind 10 jüdische, 5 evangelische, 3 katholische. Wir haben nie im Verdachte des Antisemitismus gestanden, sind aber gewöhnt, wo es sich um ein wichtiges öffentliches Interesse handelt, ohne Umschweif zu reden. Ich will sagen, und davon habe ich allerdings an einer Anstalt von 18 Klassen in beiläufig 33 Jahren die nötige Erfahrung machen können, daß die jüdischen Schüler bei jeder Art von Inspektion, stets wo es galt sich zu zeigen, besonders eifrig, besonders unbefangen, um nicht zu sagen, besonders dreist gewesen sind, daß sie mit sich selbst und dadurch auch mit ihrer Klasse Ehre eingelegt oder einzulegen vorzugsweise beigetragen haben, und es müßte doch wunderbar zugehen, wenn dieses Motiv — ich will es einstweilen das Motiv des Ehrgeizes nennen — nicht ganz besonders zur Geltung käme bei einer Anstalt,

an der ein starkes Drittel aus jüdischen Schülern besteht. Wir könnten auch anders sagen: wollten wir ein Experiment mit einer neuen Unterrichtsorganisation machen, von deren Richtigkeit wir so überzeugt wären, wie Reinhardt es ist, so würden wir uns dazu eine Anstalt wie das Frankfurter Goethegymnasium wünschen, ein mittelgroßes Gymnasium mit einem starken jüdischen Schülerkontingent. Honny soit qui mal y pense.

Eben deswegen können wir hier über unsere Bedenken nicht wegkommen. Wir bezweifeln die Erfolge nicht, wir reden nicht von Scheinerfolgen: aber wir bezweifeln stark, ob es die letzten und ob es diejenigen gymnasialer Erziehung sind, die wir für unsere deutschen Gymnasien im ganzen wünschen sollen. Was Kenntnisse in Latein und Griechisch und alles dasjenige betrifft, was mit Verstand und Gedächtnis bei lateinischer und griechischer Lektüre und notabene bei einem das mittlere Maß der Güte überschreitenden Unterricht erfaßt und erworben werden kann, das werden Schüler nach dem Frankfurter System gleich gut erreichen können, wie nach dem alten: aber wir können nicht die Zuversicht gewinnen, daß jene in gleichem Maße den unwägbaren tiefen Gewinn mit hinwegtragen werden, den wir mit der alten Einrichtung erreichen wollten, und auch in dem allem Menschlichen verordneten bescheidenen Maß wirklich erreicht haben und den Goethe einst mit dem Ausdruck „Ruhige Bildung" bezeichnet hat. Wir fürchten mit einem Wort, daß der Same auf dem neuen Acker zwar nicht ganz aber doch zu einem guten Teil zu der Art gehört, die bald aufgeht, dieweil sie nicht tiefe Wurzel hat.

Und hier ist der Punkt, an dem für uns jede Transaktion, jedes Kompromiß für das Reformgymnasium — nicht das Reformrealgymnasium, wie wir wiederholen — unmöglich ist. Wir verwerfen im Prinzip unbedingt für das Gymnasium als die Vorbereitungsanstalt für das, was man in früheren Zeiten gar nicht uneben die gelehrten Berufe genannt hat, — für das Gymnasium als wissenschaftliche Vorbereitungsanstalt im strengen Sinn, den Beginn des grundlegenden wissenschaftlichen Sprachunterrichts mit dem

Französischen oder irgend einer andern neueren Sprache, einschließlich des Deutschen, das für neunjährige Knaben ein wissenschaftlicher Gegenstand in jenem strengen Sinn gar nicht sein kann noch auch sein soll. Für den ansehnlichen Teil der deutschen Jugend, der berufen ist, in irgend einer Art und Form das Panier strenger, uninteressierter Wissenschaft hochzuhalten, für die künftigen Richter, Lehrer, Geistlichen und so viele andere verlangen wir einen frühen Anfang mit einem Wissen, das keinen einleuchtenden Marktnutzen gewährt, einem Wissen um des Wissens willen, das allerdings Keime alles, auch des weiterhin auf das sogenannte Praktische sich richtenden Denkens in sich enthält, aber nicht unmittelbar diese seine Beziehungen zum Tages- und Marktleben erkennen läßt; wir brauchen ein Wissensgebiet, ein Wissenssubstrat, an dem der Knabe, nicht erst der vierzehnjährige, stufenweise sich die wichtigsten Begriffe, soziale, ethische, politische u. s. w., Staat, Religion, Recht, Krieg, Friede, Freundschaft und die vielen hundert andern denkend erarbeitet, und wir verlangen, daß er in diesem denkenden Arbeiten, das ihm die tägliche Vergleichung des Fremden mit dem Eigenen, der fremden mit der Muttersprache möglich macht, lebe, sich in dasselbe hineinlebe. Hier ist Form zugleich Inhalt, Lernen zugleich Erziehung, und wir haben den fundamentalen Irrtum aller Feinde oder falschen Freunde des humanistischen Gymnasiums, wie etwa Perthes, immer darin gefunden, daß sie meinten, es handle sich bei dem Streit nur um Lateinlernen oder Nichtlateinlernen, um ein rascheres oder langsameres, um bequemeres oder lästigeres Lateinlernen, während es sich doch um ein viel Wichtigeres, um alle die ethischen, psychologischen, philosophischen, die wissenschaftlichen Momente handelt, die man — und die auch sieben-, neun-, zehn-, zwölfjährige Knaben — am Lateinischen, dem weiterhin das Griechische sich gesellt, am besten lernen, weil es eine historische Sprache ist, das heißt eine solche, die mit jeder Vokabel, die der Knabe lernt, zugleich ein Stück Geschichte mit sich führt. Der Wissensgegenstand, den wir als den zentralen suchen, kann das Deutsche nicht sein, denn der Reichtum oder

die Gesetze unserer Muttersprache gehen ihren Söhnen eben erst durch Vergleichung mit einer andern Sprache auf; es kann die Naturgeschichte nicht sein, weil der Knabe ihr gegenüber sich bis zur obersten Stufe hin ganz überwiegend rezeptiv verhalten muß, die Knaben, wie Fritze sehr richtig bemerkt, vor einem gewissen Alter mit dieser oder ähnlichen Wissenschaften — auch der Geschichte z. B. — nicht produzierend arbeiten, nichts schaffen können, wie sie auf sprachlichem Gebiet eine Wahrheit schaffen, indem sie den deutschen Satz in den der andern Sprache und umgekehrt übersetzen; es kann endlich weder das Englische noch das Französische sein, weil bei diesen Sprachen der Gegenwart und des lebendigen Marktes ganz notwendig und ganz mit Recht ein praktisches utilitarisches Moment sich einmischt, ja vordrängt: das Französische z. B. wird anders geschrieben als gesprochen, was für den Knaben ein schlechthin Irrationales, etwas seiner Sextanervernunft Widerstrebendes ist: und daß man mit einem solchen Irrationalen den Unterricht an einer Anstalt, die von Sexta bis Prima durch Wissenschaft zur Wissenschaft, von Vernunftstufe zu Vernunftstufe, nicht bloß von Kenntnissen zu Kenntnissen führen soll, nicht beginnen darf, sollte einleuchten. Daß man, wie Reinhardt und die Seinen sagen, das Lateinische und Griechische, wenn man es später beginnt, leichter oder wie einige gar rühmen, spielend lernt, ist uns vielmehr ein Grund gegen diese Einrichtung: nicht spielend, in strenger Arbeit sollen sie es lernen. Das Lateinische als Erziehungs- und Bildungsmittel gerade für diese Frühstufe, die Jugend des Gymnasiums und des durch sie vertretenen Teils der Nation, hat für uns einen absoluten Wert. Die Beschäftigung mit dieser aus guten geschichtlichen Gründen zu besonderer Klarheit und Schärfe ausgeprägten Sprache eines Volkes, das uns wie den übrigen Kulturvölkern Europas in und mit dieser Sprache den Ertrag vieltausendjähriger Kulturentwicklung überliefert hat, soll nicht erst mit dreizehn, vierzehn Jahren beginnen, wo die Schüler und namentlich jene obengenannten 118 den „Nutzen" dieser Beschäftigung begreifen, sondern schon früher, wo sie diese Beschäftigung

nur erst als Pflicht, als ein Soll oder Muß empfinden und aus ihr zunächst nur die Befriedigung geleisteter Arbeitspflicht ziehen. Es gibt einen großen, den größeren Teil unseres Volks, den wir hochhalten wie irgend was, dem der Schulunterricht sofort nach der Seite des Praktischen, Nützlichen, fürs Leben Brauchbaren entgegentritt. Auch diesem Unterricht ist sein Adel und sein Ideales beigesellt: aber der „gemeinsame Unterbau", der auch dieses Element schädigen würde, darf doch nicht auf Kosten derjenigen errichtet werden, deren besondere Mission es sein wird, die Wissenschaft und die ethischen Kräfte, die wir mit diesem Namen bezeichnen, gleichsam priesterlich zu pflegen. Eben dem furchtbaren Realismus dieser Zeit gegenüber müssen wir diesen, den gymnasialen Idealismus rein erhalten, und was wir gegen das Reformgymnasium einwenden und auszusprechen für Pflicht halten, ist dies, daß hier in bester Meinung dieses Moment unserer Nationalerziehung geschädigt wird zu Gunsten der andern, bei denen man auch beim wissenschaftlichen oder wissenschaftlich scheinenden Arbeiten stets nach dem unmittelbaren Nutzen fragt.

Einer unserer klarblickendsten Schulmänner und der auch noch die Fähigkeit sich bewahrt hat, sich ehrlich und ernstlich in guter Sache zu entrüsten, G. Wendt, hat bei der Verhandlung in der pädagogischen Sektion, indem er mit Nachdruck die Kräfte, die in der lateinischen Sprache liegen, hervorhob, auch den Patriotismus angerufen, der ihm verbiete, in der französischen Sprache und der entsprechenden Literatur die richtige Nahrung für unsere Knaben zu erblicken: ein Argument, das die moderne Blasiertheit ganz erstaunlich und höchst unzeitgemäß finden wird. Wir hätten uns vielleicht, weil wir die Herren kennen, etwas diplomatischer ausgedrückt: aber der Sache nach können wir Wendt nicht Unrecht geben, und im Grunde stimmt damit auch ein so tüchtiger und einsichtiger deutscher Realschulmann wie Schlee in Altona überein. Wir lernen französisch, weil wir mit dieser großen Kulturnation leben müssen und weil wir viel von ihr lernen können: aber das wissenschaftliche Zentrum für unsere in streng wissenschaftlichem Geist zu

erziehende Jugend kann sie nicht bilden. Gewiß kann man ein ganz guter Patriot sein auch auf dem Boden der neuen Ordnung, aber auch unser Patriotismus sagt uns in diesem streitigen Falle, daß wir an der alten Ordnung festhalten müssen, daß die Knaben, welche dem Studium entgegengeführt werden sollen, erstmals und von früh auf an einer Sprache geschult werden sollen, die ihnen mit jedem Worte sagt, was sie auch schon ihren Vätern und Vorvätern gesagt hat, daß ihr Leben und Arbeiten nicht bloß der Gegenwart angehört, sondern mit Arbeit und Leben aller früheren Geschlechter, mit dem großen Lebenszweck des genus humanum in Zusammenhang steht.

---

15. Rückblick auf die schulpolitischen Ereignisse des Jahres 1900*

Das letztverflossene Jahr ist an bedeutungsvollen Ereignissen auf unserem Gebiete ganz ungewöhnlich reich gewesen. Mein Recht, über diese Ereignisse vor Ihnen zu sprechen, entnehme ich dem Umstande, daß ich bei den wichtigsten derselben als Augen- oder Ohrenzeuge und sogar in bescheidenem Maße Mithandelnder zugegen gewesen bin: und daß ich mittlerweile aus dem aktiven Schuldienst ausgeschieden bin, wird mir bei dieser Versammlung keinen Eintrag tun. Ein Schulmann des Gymnasiums, der Mittelschule, bin ich meiner Lebtage gewesen und werde es bleiben, wenn ich auch meinen Abschied in der für mich erfreulichen und ehrenvollen Weise erhalten habe, daß ich als eine Art Pater conscriptus, genannt Honorarprofessor, den echten Patres, den Universitätssenatoren, angereiht worden bin. Es gehört, um dies gleich hier vorwegzunehmen, zu den erfreulicheren Wirkungen unserer jüngsten Entwicklung in Preußen, daß wieder mehr Fühlung hergestellt oder gesucht wird zwischen Mittelschule und Universität: dahin rechnen wir, daß nach unserer neuen Prüfungsordnung ein Schulmann den Vorsitz in der wissenschaftlichen Prüfungskommission führen soll; wir rechnen dahin die so wichtigen und so viel versprechenden Ferienkurse; als ein bescheidenes Symptom oder mindestens einen Fingerzeig für mich selbst darf

* Bei Eröffnung der 38. Versammlung rheinischer Schulmänner zu Köln am 9. April 1901.

ich auch jene meine Ernennung zum Honorarprofessor an der philosophischen Fakultät der Universität Bonn betrachten — einer der Richtpunkte meiner Tätigkeit, wenn mir eine solche noch beschieden ist, würde der sein, alles zu fördern, was irgend dieser näheren Fühlung der beiden gleich wichtigen Unterrichtssphären förderlich sein könnte.

Die wichtigen Ereignisse, von denen ich zu sprechen habe, sind die Berliner Versammlung vom 5. Mai, wo Realgymnasium, Real- und Oberrealschule sich zu gemeinsamem Fordern und Handeln verbündeten, die Versammlung des Gymnasialvereins zu Braunschweig am 5. Juni, die Verhandlungen der Konferenz zu Berlin über Fragen des höheren Unterrichts vom 6. bis 8. Juni und der Kaiserliche Erlaß vom 26. November.

Als wir im vorigen Jahre zusammenkamen, war die Luft von allerlei bedenklichen Gerüchten erfüllt, von Beschränkung, wo nicht völliger Beseitigung des Griechischen als obligatorischen Lehrfachs, von seiner Ersetzung durch das Englische, weiterer Beschränkung des Lateinischen, allgemeiner Einführung des Frankfurter Reformsystems. Im allgemeinen überwog bei unsern Freunden vom humanistischen Gymnasium die pessimistische Stimmung. Die Wiederaufnahme der Schulreform schien, nach der Erfahrung von 1890, dem Gymnasium nichts Gutes bringen zu können. Unter diesen Eindrücken trat die Versammlung des Gymnasialvereins in Braunschweig zusammen, eine Versammlung, wie sie der Verein noch nicht erlebt hatte, gegen zweihundert Männer aus allen Teilen Deutschlands, auch Bayern, Württemberg, Baden, Sachsen, worauf besonderes Gewicht zu legen war: Bayern und Württemberg waren zwar nur durch wenige, aber durch bedeutende Schulmänner vertreten. Den Erfolg kennen Sie: die Versammlung einigte sich nach eingehender Vorberatung und Erörterung in der Hauptversammlung auf eine Resolution, die einesteils den gymnasialen Standpunkt namentlich hinsichtlich des am nächsten bedroht erscheinenden Griechischen nachdrücklich wahrte, anderenteils sich dahin aussprach, daß, wenn den Realanstalten die Aufgabe, für Fakultäts-

studien vorzubereiten, gleichfalls zugestanden oder auferlegt werden sollte, vom Standpunkt des Gymnasialvereins, mithin vom Standpunkt des humanistischen Gymnasiums aus kein Einspruch erfolge. Der letztere Teil der Resolution wurde nicht ohne Mühe — und aus begreiflichen Gründen — durchgesetzt, schließlich aber doch auch mit großer Mehrheit, ich denke als Bestandteil der Gesamtresolution mit dieser fast einstimmig angenommen. Diese Resolution lautete: „Das Gymnasium hat nicht das Recht, sondern die Pflicht, für akademische Studien die allgemeine Vorbildung zu geben und ist mit Rücksicht auf diesen Zielpunkt organisiert. Sollte der Oberrealschule und dem Realgymnasium diese Aufgabe bei ihrer jetzigen Organisation gleichfalls übertragen werden, so ist vom Standpunkt des Gymnasialvereins gegen die Einräumung der entsprechenden Rechte kein Einspruch zu erheben. An der Überzeugung von der besonderen Mission des Gymnasiums und des griechischen Unterrichts in seinem bisherigen Umfange für das nationale Bildungsleben wird dadurch nichts geändert."

Daß dieser Beschluß eine nicht geringe Tragweite hat, brauche ich nicht zu sagen. Vor allem aber muß ich eines hervorheben: die Resolution sagt vom Gymnasium, das Gymnasium hat nicht das Recht, sondern die Pflicht, für Universitätsstudien vorzubereiten und ist nach diesem Zielpunkt organisiert — und sie stellt so meiner Meinung nach die Frage der sogenannten Berechtigungen auf denjenigen Boden, von dem sie nie hätte entfernt werden sollen, und tritt einer heillosen Verwirrung, um nicht zu sagen Fälschung der ganzen Angelegenheit entgegen. Um Pflichten, nicht um Rechte handelt es sich in erster, zweiter und dritter Linie und unter diesem allein richtigen Gesichtspunkt erscheint auch das Gerede vom Monopol des Gymnasiums u. s. w. in seiner ganzen inneren Verkehrtheit. Es mußte aber, um dieser heillosen Irreführung den Boden zu entziehen, von uns ausdrücklich ausgesprochen werden, daß wir der Übernahme solcher Pflichten von seiten der Realanstalten nicht entgegentreten wollten, und man hätte, wenn es auf mich angekommen wäre, diesen Schritt schon vor dreißig Jahren tun können oder

sollen: der Versuch wäre dann gemacht und wir wären heute schon im klaren. Ich betrachte es als einen großen Gewinn, daß mit den Gleichberechtigungen der ärgerliche Hader in der Mittelschulwelt wenigstens einen großen Teil seines Bodens verloren hat. Die Universitäten und eine längere Erfahrung und schließlich das beteiligte Publikum mögen entscheiden, welche Schulorganisation am besten für die Universität vorbereitet oder ob sie es alle drei gleich gut vermögen.

Mit dieser Resolution und unter dem ermutigenden Eindruck, den der in der Tat sehr schöne Verlauf der Braunschweiger Versammlung hinterließ, begaben sich die zwei Mitglieder, die zu der am folgenden Tage beginnenden Konferenz mit einberufen waren, nach Berlin. Die Verhandlungen der drei Tage sind soeben im Druck erschienen, und ich kann das Studium dieser Protokolle nur aufs angelegentlichste empfehlen: Sie werden sich daraus über alle Strömungen auf dem mittleren Schulgebiet und der angrenzenden Gebiete aufs beste orientieren. Diese Konferenz war viel besser vorbereitet als die von 1890; die verschiedenen Anschauungen wurden von eminent sachkundigen Männern vertreten und für den Dilettantismus war hier kein Raum; namentlich war bemerkenswert, daß besonders das Interesse der Universitätswelt für die einschlägigen Probleme, das wir früher manchmal vermißt haben, diesmal mit Nachdruck sich geltend machte, und Gelehrte allerersten Ranges, wie Mommsen, Harnack, Diels, Wilamowitz, mit Reden eingriffen, die nicht bloß für den Tag und seine Tagesordnung Bedeutung hatten. Den Reichtum dieser drei Tage kann ich nicht vor Ihnen in kurzer Stunde ausbreiten wollen: ich will nur das hervorheben, was mir als das Wesentliche und für unsere nächste Zukunft Bedeutungsvolle erschienen ist.

Das eine und recht erfreuliche war, daß das Prinzip des humanistischen Gymnasiums überall mit Sympathie und Verständnis anerkannt wurde und auch nicht wie 1890 von einem ebenso unklaren wie wortreichen Reformdrang angefochten wurde; besonders machte die maßvolle und besonnen sachliche Art, wie Reinhardt

seine Frankfurter Organisation darlegte, ohne nach der Weise sonstiger Reformeiferer für diesen Versuch Propaganda machen zu wollen, mir einen überaus günstigen Eindruck; ich hatte die Empfindung, daß hier seit 1890 ein entschiedener Fortschritt gemacht sei und daß, wofern nur wir selbst den Beweis des Geistes und der Kraft für unser humanistisches Gymnasium liefern und — es soll nicht ungesagt bleiben — über dem ganz berechtigten Streben nach materieller Verbesserung oder Hebung unseres Standes die hohen sittlichen und idealen Güter, die uns vertraut sind, nicht, auch nicht einen Augenblick, in den Hintergrund treten lassen, wir die klassische Bildung im wesentlichen unversehrt erhalten können.

Das Wichtigste, wie natürlich, war die berühmte Berechtigungsfrage: sie wurde, übereinstimmend mit der Braunschweiger Resolution, welche die Konferenz sehr beifällig aufnahm, gelöst — im Prinzip leicht und mühelos in der ersten Sitzung. Allein es zeigte sich freilich sofort, daß die Schwierigkeiten alsbald bei der Ausführung beginnen. Daß, in irgendwelcher Form, die Realabiturienten für gewisse Berufe, die Latein, Mehrlatein und eventuell Griechisch erfordern, ihr Studium mit dem Besuch von Vorkursen beginnen sollten oder müßten, ließ die Einräumung der Rechte sofort in einem sehr fragwürdigen Lichte erscheinen.

Eine recht deutliche Sprache redete in dieser Beziehung der zweite Tag. Für die Oberrealschule scheint mir, wie ich bekennen muß, die Sache mehr einen dekorativen Charakter zu haben, ich möchte sagen, eine Etikettefrage zu sein. Ohne alle Kenntnis des Lateinischen ein Universitätsstudium irgend welcher Art zu beginnen, ist für meinen Kopf wie für viele andere Köpfe undenkbar und für Ausnahmefälle, für etwaige geniale Menschen, die das dennoch versuchen und kraft ihrer Hochbegabung sich rasch das Erforderliche schaffen und ihren Plan durchführen, macht man keine Gesetze — *αὐτοὶ γάρ εἰσι νόμος*, wie Aristoteles sagt.

Von größter Bedeutung aber, das leuchtet von selbst ein, ist die Frage für das Realgymnasium und sie wird, meiner Ansicht nach, für diese Anstalten eine sehr kritische Zeit heraufführen. Am

zweiten Tag lag der Konferenz die Frage vor, ob der Lateinunterricht am Realgymnasium zu verstärken sei. Bei der Diskussion, der ich, so interessant sie war, hier in ihren Einzelheiten nicht folgen darf, zeigte sich sofort, wie auch nicht anders zu erwarten, daß in diesem Organismus, wie schon sein Name sagt, eine Realseele und eine Gymnasialseele, wenn Sie den Ausdruck gestatten wollen, nebeneinander wohnen,

> Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
> Die eine will sich von der andern trennen —
> Die eine hält, in derber Liebeslust,
> Sich an die Welt mit klammernden Organen,
> Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
> Zu den Gefilden hoher Ahnen

und sie treten sich, nicht zum ersten Male, auch hier gegenüber. Schließlich wurde „mit überwiegender Mehrheit" ein Antrag des Generalinspekteurs des Militärbildungswesens, Exzellenz von Funck, angenommen, der das Problem nicht löst, sondern eigentlich einer noch zu entdeckenden neuen Methode zuschiebt und bloß eine Negation ausspricht, mit der, fürchte ich, in der Praxis gar nichts anzufangen sein wird: „Eine Verstärkung des lateinischen Unterrichts am Realgymnasium hat nicht durch Vermehrung der Stundenzahl zu erfolgen." Das Ob, das Wo und das Wie, drei wichtige Fragen, sollte ich denken, sind hier gleichmäßig im Dunkeln gelassen.

Das dritte wichtige Ereignis des vergangenen Jahres ist der Kaiserliche Erlaß vom 25. November und die demnächst zu veröffentlichenden neuen Lehrpläne.

Auch hier muß ich mir versagen, in die Einzelheiten einzugehen: Englisch, Erdkunde, Turnen, verlängerte Pausen, Abschaffung der Abschlußprüfung: hier ist eine Fülle von Anregungen, die meist in der Richtung liegen, in der auch unsere Bestrebungen und nicht erst seit gestern sich bewegen. Sie werden auch unseren Versammlungen für längere Zeit ein reiches Material zuführen und über eine derselben, eine Frage des Geschichtsunterrichts, haben wir ja schon heute einen Vortrag zu erwarten.

Bei weitem das Wichtigste für uns und von großer prinzipieller Bedeutung aber ist, daß dem Gymnasium für die drei Klassen Quarta, Unter- und Obertertia wieder 8 statt 7 Stunden Latein eingeräumt, für die oberen wenigstens die sieben als das Normale eingesetzt sind. Man mag beklagen, daß die Konzession der achten Stunde nicht auch gleich auf die Untersekunda sich erstreckt hat, aber darauf kommt es zunächst mindestens nicht an. Die Hauptverkehrtheit des Lehrplans von 1892, die sinnlose Reduktion des Lateinunterrichts gerade in den mittleren Klassen, ist beseitigt. Ich darf Sie an unsere Versammlung vom 9. April 1892 erinnern, wo sich die allgemeine Empfindung der erlittenen schweren Niederlage in einer historischen Reminiszenz aus Livius' Erzählung des zweiten punischen Krieges, dem pugna magna victi sumus des römischen Prätors nach der Schlacht am Trasimenischen See aussprach: wohlan, meine Herren, in dem großen Kampf haben wir zum erstenmal wieder einen kleinen, aber wirklichen Erfolg zu verzeichnen und der seither siegreich andringenden feindlichen Macht ist ein erster Stillstand geboten.

Offenbar hat sich die Lage des Gymnasiums durch die Entwicklungen des letzten Jahres erheblich gebessert. Die unglückliche Berechtigungsagitation mit ihrer Gefolgschaft schadet uns nichts mehr, die Hauptmacht der Gegner muß sich nach einer andern Seite wenden, gegen die Universitäten und die verschiedenen Berufsklassen, für welche akademische Bildung nötig ist und sich mit ihnen auseinandersetzen, während ihr zugleich durch den Beschluß, der ihr die Verpflichtung, für Universitätsstudien vorzubereiten, auferlegt, innere Schwierigkeiten erwachsen, mit denen man auf die Dauer nicht mit Worten fertig wird. Noch könnte uns eine neue Gefahr erwachsen durch das sogenannte Reformgymnasium: aber in ihm ist doch das humanistische Prinzip anerkannt, und Männer wie Reinhardt und Ziehen können wir nicht als Gegner betrachten, wenn uns auch eine sehr tiefe Meinungsverschiedenheit über die Mittel zum anerkannten Ziele trennt.

Dies und so vieles andere, meine Herren, erinnert uns aller-

dings und zwar nachdrücklich, daß unsere Aufgabe noch immer schwer ist und von jedem von uns höchste Tapferkeit und Ausdauer im Kampf wie in der friedlichen Arbeit von Tag zu Tage verlangt. Aber diese Aufgabe ist wieder lösbar geworden, was sie nach dem preußischen Lehrplan von 1892 nicht war, und indem wir wieder auf einige Jahre ruhiger Entwicklung mit einiger Sicherheit werden zählen können, dürfen und werden wir uns im Dienst der vaterländischen Sache jener allein wahren und wirksamen Reform widmen, die jeder treue Diener unserer Sache von Tag zu Tage an sich selber vornimmt, jener Reform aller Reformen, welche die eigene Arbeit und Persönlichkeit immer mehr zu vervollkommnen sucht und der auch unsere Versammlungen seit vier Jahrzehnten zu dienen beflissen waren.

---

16. Die neuen Lehrpläne für die höheren Schulen in Preussen*

Der jetzt veröffentlichte Lehrplan „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen, 1901" ist der dritte innerhalb des kurzen Zeitraums zweier Jahrzehnte und wir hoffen, daß er eine Zeitlang vorhalten werde. Insofern allerdings trägt er dem konservativen Prinzip, das im Schul- und Erziehungswesen eines großen Landes walten soll, einige Rechnung, als er im ganzen betrachtet den Charakter einer neuen Auflage oder Ausgabe des Lehrplans von 1891/92 trägt. Wir stehen nicht an, ihn als eine sehr verbesserte Auflage dieses sehr vervollkommnungsbedürftigen Schriftstücks zu bezeichnen, und wollen ihn, um dies im einzelnen uns und andern deutlich zu machen, einer kurzen Betrachtung unterziehen, wobei wir uns besonders an das halten, was er dem humanistischen Gymnasium in Preußen bringt oder verspricht.

Die Konferenz vom Juni 1900 hat, als sie den humanistischen und realistischen neunklassigen Anstalten Preußens im Prinzip die gleichen Rechte hinsichtlich der Vorbereitung zu den akademischen Studien zusprach, unser Mittelschulwesen auf eine neue Grundlage gestellt: indem auch die Regierung sich in diesem Sinne entschied, hat sie den Realgymnasien und Oberrealschulen hinsichtlich dieser Vorbereitungsarbeit für die Universität dieselben Pflichten auferlegt

* Humanistisches Gymnasium 1902.

wie dem humanistischen Gymnasium. Dies hat für die Realgymnasien eine Vermehrung der Lateinstunden von 43 auf 49, beim Französischen eine Verminderung von 31 auf 29 zur Folge gehabt, während die Veränderung für die Oberrealschulen, soviel wir sehen, nur in einer Vermehrung der Geschichts- und Geographiestunden um 4 besteht. Wir haben schon anderweitig ausgeführt, daß die Verleihung jener akademischen Rechte an die Oberrealschule uns vorläufig nur eine dekorative Bedeutung zu haben scheint, und wir können sie bei unserer Betrachtung des neuen Lehrplans beiseite lassen. Für die Realgymnasien ist die Vermehrung der Lateinstunden eine sehr einschneidende Maßregel, sie hat auch schon eine Stunde Naturwissenschaft und zwar an bedenklicher Stelle, in Oberprima, gekostet. Über die Wirkung dieser Maßregel muß die Zukunft entscheiden, eine Verbesserung ist sie aber auch schon für den oberflächlichen Blick insofern, als der Lehrplan von 1891/92 in dieser Hinsicht so augenfällig verkehrt war, daß man sogar eine böse Absicht dahinter vermutet hat: zu einer längst erkannten Verkehrtheit zurücklenkend brachte er die lateinische Sprache, die bestimmt ist, der Wissenschaft im strengsten Sinne zu dienen, am Realgymnasium wiederum in jene frühere Lage, wo sie zum geraden Gegenteil strenger Wissenschaft, zum Raten nicht verführte, sondern geradezu zwang. Diesem Unheil gegenüber ist jene Vermehrung in jedem Fall eine Verbesserung: sie wird hoffentlich das Übel heben, in jedem Fall wird sie es mildern.

Der Lehrplan der Gymnasien zeigt 6 Stunden mehr Latein, 1 Stunde mehr Französisch, und die Erhöhung der Gesamtstundenzahl um 7: 259 statt 252. Die Verstärkung des Lateinischen in Quarta und den beiden Tertien von 7 auf 8, die Festsetzung der seither schon gestatteten 7 statt 6 Lateinstunden in Obersekunda und Prima ist von prinzipieller Wichtigkeit: sie bedeutet die erste amtliche Anerkennung der Notwendigkeit, das Lateinische im Gymnasium wieder zu verstärken, nachdem man seither, Schritt für Schritt dem Dilettantismus weichend, ihm immer mehr von seiner

Zeit genommen hat, und sie bedeutet vor allem die Beseitigung dessen, was uns immer als das Verkehrteste in der Ordnung von 1891/92 erschienen ist, der völlig grundlosen und zweckwidrigen Herabsetzung des Lateinunterrichts in den Mittelklassen auf eine Hungerkost. Würden die 8 Stunden noch für Untersekunda, wo die Schüler beginnen, ihrer lateinischen Kenntnisse froh zu werden, ausgedehnt, so würden wir unsererseits zu den Satisfaits gehören und könnten getrosten Muts die wieder lösbar gewordene Aufgabe des humanistischen Gymnasiums angreifen.

Dies nehmen wir als dankenswerteste Fortschritte der neuen Ära, die mit diesem verbesserten Lehrplane beginnen soll. Auch sonst aber hat diese neue Auflage große Vorzüge. Nicht weniges didaktisch Bedenkliche der ersten Ausgabe ist beseitigt, die neue ist kürzer und bestimmter im Ausdruck, vermeidet das Predigen, das in einer amtlichen Instruktion sich immer seltsam ausnimmt: indem sie mehr Freiheit gibt, schärft sie den einzelnen Anstalten und Lehrern das Gewissen, zwingt sie wie in guter alter Zeit alljährlich den Lehrplan selbst durchzudenken und durchzuarbeiten, während unter der Herrschaft des Planes von 1891/92 viele sich des eigenen Nachdenkens entschlugen und die Direktoren, wenn sie wollten, ihre Vorschäge mit einem „wie im Lehrplan“ sehr kurz gestalten konnten: was dann freilich die Schreibarbeit, leider aber auch die Denkarbeit sehr vereinfachte. Wir wollen nun das einzelne — was wir gewonnen glauben, was wir noch vermissen — nach Ordnung der einzelnen Fächer, soweit wir uns in diesen ein Urteil zutrauen dürfen, hervorheben.

Zur evangelischen Religionslehre haben wir wenig zu bemerken. Die Fassung ist überall klarer, in der Aufzählung der verschiedenen kirchlichen Richtungen der nachreformatorischen Zeit, über die in Prima orientiert werden solle, ist der Rationalismus, den die erste Ausgabe so naiv war zu vergessen, in sein Recht eingesetzt, für die Mittelstufe IV, III für das Alte Testament statt der „Vollbibel“ ein „biblisches Lesebuch“ gestattet, die Verteilung der für I gestellten Lehraufgaben den einzelnen Anstalten über-

lassen. Die Neuerung für II inf. „Lesen und Erklären ausgewählter Stellen des Alten Testaments (namentlich aus den poetischen und prophetischen Schriften)“ kann man nur billigen: sie leitet gut das weiterhin zu lesende synoptische Evangelium ein; um so mehr müssen wir bei dem Rate stehen bleiben, die beiden Tertiajahre ganz der neutestamentlichen und die Quarta der alttestamentlichen Lektüre zuzuwenden. Das „Reich Gottes im Alten Testament“, alttestamentliche Lektüre also, während des ganzen Jahres der Untertertia zum Gegenstand zu nehmen, halten wir für einen schweren pädagogischen Fehler: wir verlangen für diese Stufe zwei Jahre Einführung in die neutestamentliche Welt. Es wird übrigens nichts im Wege stehen, diesen Tausch vorzunehmen, wo ein Direktor oder Lehrer mit uns der Ansicht ist, daß für dieses vorwitzige und höchster Autoritäten bedürftige Alter das Leben Jesu im ersten und die Apostelzeit im zweiten Jahre die geeignetere Nahrung bietet.

Im Deutschen ist für die Klassen bis Obertertia nichts Wesentliches geändert, aber alle Weisungen sind besser und einfacher gefaßt. Die Verirrung der früheren Ausgabe, Schillers Tell und die Glocke nach Obertertia zu legen, ist beseitigt, die Wortbildungslehre verständig aus Quarta nach Obertertia geschoben, in II inf. sind die „ersten Versuche im Vortrag kleiner eigener Ausarbeitungen über Gelesenes“ in ein pädagogisch richtiger gefaßtes „Übungen in frei gesprochenen Berichten über Gelesenes und Durchgearbeitetes“ verwandelt; Hermann und Dorothea ist aus der Untersekunda weg in die Oberstufe verwiesen, wodurch dann allerdings Goethe, der doch auch schon diese Abschlußklasse stärker berühren soll, nicht zu seinem Rechte kommt. Vor allem aber ist sehr verständig die ganze Lehraufgabe der Oberstufe als Ganzes zusammengefaßt, es sind die zu berücksichtigenden Schriftwerke, Gesichts- und Zielpunkte aufgestellt, die Verteilung und Anordnung im einzelnen aber wird den einzelnen Anstalten anheimgegeben. Die Vorträge werden wiederum als „Übungen in frei gesprochenen Berichten“, wie oben, bezeichnet, wie denn überhaupt die maßvolle Sprache gegenüber dem sonst in der pädagogischen Welt grassierenden

Mund=voll=nehmen wohltuend berührt. In dieser Hinsicht charakterisiert es die neue Ausgabe in glücklicher Weise, daß in den „Methodischen Bemerkungen“ die im Lehrplan von 1891/92 am Schlusse fettgedruckte Predigt über die ethische Bedeutsamkeit des Deutschen jetzt in gewöhnlichem Druck an den Anfang gestellt ist. Man braucht deutschen Gymnasiallehrern doch nicht erst zu sagen oder ins Ohr zu rufen, daß der Unterricht im Deutschen und die Bekanntschaft mit unserer eigenen Literatur ethisch und erziehlich sehr bedeutsam ist.

Über das Lateinische glauben wir uns nach dem, was oben gesagt ist, kurz fassen zu können. Vieles von dem, was im alten Lehrplan von vielen Seiten, z. B. auch vom Referenten in seinem Buch über Lehrkunst und Lehrhandwerk, angefochten worden ist, ist beseitigt oder gemildert, z. B. die übertreibende Hervorhebung der sogenannten vorbereitenden Vorbereitung, der Vorpräparation in IVa: „Die Vorbereitung findet, solang notwendig (1891/92 „im ersten Halbjahr“), in der Klasse statt“; und statt der ewig wiederkehrenden „Übungen im unvorbereiteten Übersetzen“, was eigentlich gar keine „Übung“ ist, heißt es jetzt verständig: „gelegentlich unvorbereitetes Übersetzen“, was sich im Grunde von selber versteht und von selber machen wird. Das fatale „Rückübersetzen“ bei der Lektüre, mit dem der alte Lehrplan seiner selbst spottete und auf geradem Weg zu den so sehr verabscheuten alten Mißständen bei der Lektüre zurücklenkte, ist zu unserer besonderen Freude „still entfernt“, und die dort dem Gymnasium angetane Schmach, daß die in der Regel von dem Lehrer selbst zu entwerfenden Texte für die Übersetzungen ins Lateinische auf der Oberstufe einfach zu halten und „fast nur als Rückübersetzungen ins Lateinische zu behandeln“ seien, ist getilgt in den methodischen Bemerkungen der neuen Ausgabe durch ein verständiges: „Sie sind einfach zu halten, müssen aber an die Denktätigkeit solche Ansprüche stellen, daß ihre Übertragung als selbständige Leistung gelten kann“ ersetzt. In der Lektüre der Oberklassen ist in weitherzigem, liberalem Sinne, der auch Ciceros philosophische und rhetorische Schriften, Tacitus

Agricola und Dialogus nicht [illegible], die Auswahl freigestellt oder [illegible], und wenn die „Methodischen Bemerkungen“ dem verständigen Lehrer auch nichts weiter sagen, als was er auch seither mehr oder weniger schon selbst so gemacht hat, so sagen sie doch vieles, an das dieser selbe Lehrer sich gerne wird erinnern lassen.

Das Realgymnasium wird bei seiner vermehrten Lateinstundenzahl sehr gerne den Rat befolgen, der ihm Seite 31 gegeben wird: „Es empfiehlt sich nicht, bei dem Realgymnasium die Lektüre in mehr als drei aufeinanderfolgenden Klassen auf Cäsar zu beschränken.“ Ebendort wird ihm die unzweifelhafte Wahrheit ins Stammbuch geschrieben: „Tastendem Raten wird am wirksamsten durch Gründlichkeit der Ausbildung bei langsamem Fortschreiten des Unterrichts vorgebeugt.“ Gewiß; und dieses gute Ding, Gründlichkeit der Ausbildung, möchten wir hinzusetzen, will, wie andere gute Dinge, Weile haben — also die nötige Zahl von Stunden, die man ihm widmen kann.

Im Griechischen werden nicht ohne ein gewisses Recht, aber doch einigermaßen zu unserm Erstaunen, den „Übungen im unvorbereiteten Übersetzen“ wieder viele gute Worte gegeben: es wird sich, sollten wir denken, von selber so machen, daß man, wenn man etwa in I seine 60 präparierten Iliasverse gelesen und noch Zeit übrig hat, noch eine Strecke weiter liest und der Lehrer dabei die unbekannten Wörter suppeditiert, auch wohl selbst sein Teil sich zu übersetzen nimmt — was dann freilich eine Übung nur insofern genannt werden kann, als es die Anwendung einer seit vier Jahren erworbenen Kraft ist. Mit Freude haben wir gelesen, daß hier wieder in den methodischen Bemerkungen zur Lektüre vom Beruhen des Unterrichts auf grammatischer Gründlichkeit die Rede ist, wo die erste Ausgabe nur ein schüchternes „unbeschadet der Gründlichkeit“ ausspricht, und fast erschrocken sind wir über das vielsagende Wort am Schluß des dem Griechischen gewidmeten Abschnitts „Schriftliche Übersetzungen aus dem Griechischen und in das Griechische“. Und in das Griechische! Wer hätte sich das

in den Jahren von 1892 bis heute, wo alles Übersetzen ins Griechische, Lateinische und selbst Französische unter so schwerem Banne lag, träumen lassen! Andererseits sind dem kühnen Fluge von 1892, „Ilias und Odyssee z. B. sind tunlichst ganz zu lesen", die Flügel verständigerweise etwas gestutzt und ist in der neuen Fassung der methodischen Bemerkungen überhaupt manches Unklare und Verschwommene durch klarere und bestimmtere Fassung ersetzt.

Was das Französische betrifft, so halten wir das Absinken der Stundenzahl in den beiden Tertiajahren von 3 auf 2 und dagegen ihre Erhöhung für Obersekunda und Prima von 2 auf 3 für unzweckmäßig, müssen die frühere umgekehrte Ordnung für richtiger halten, finden aber sonst den Lehrplan durchaus sachgemäß und der Bedeutung dieser Sprache auch für das Gymnasium durchaus entsprechend: auch ist über alles, was sich von selbst versteht oder irreführen könnte, die stille Entfernung verhängt, wie in „A. Allgemeines Lehrziel" über das Wort „praktisch": „einige Geübtheit im praktischen, mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache (1891)"; „einige Geübtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache" (1901). Auch weiterhin wird für die Sprechübungen, bei denen der frühere Lehrplan arge Übertreibungen und da und dort eine des Gymnasiums geradezu unwürdige Behandlung des französischen Unterrichts hervorgerufen hat, in ruhigere Bahnen eingelenkt. Es werden allerdings „Sprechübungen im Anschluß an Gelesenes und (nach einem für alle Klassen aufzustellenden Plane) über Vorkommnisse des täglichen Lebens" von Obertertia an verlangt, und wir würden also etwa für Tertia Essen und Trinken, Untertertia Frühstück und Mittagessen, Obertertia Abendessen und Nahrungs- und Genußmittel überhaupt, für Untersekunda das Spazierengehen und Reisen, für Obersekunda den Schuster und Schneider und das übrige Handwerk, sofern es im täglichen Leben eine Rolle spielt, vorsehen, bis wir in Prima in höhere Regionen dieses Tageslebens, das Zeitungs-, Parlaments- und Versammlungsleben emporsteigen? Im übrigen tritt doch das „im Anschluß an Gelesenes" in den Vordergrund und, wenn es für die Oberstufe

am Schlusse heißt „Sprechübungen, nicht bloß im Anschluß an Gelesenes, in jeder Stunde“, so sagt das sehr viel und sehr wenig und läßt also einem sachkundigen und mit pädagogischer Vernunft begabten Lehrer die erwünschte Freiheit. Diese läßt ihm der neue Lehrplan auch hinsichtlich der Lektüre. Dabei ist die Grammatik wieder in ihr gutes Recht eingesetzt: S. 46 „die Grammatik soll zwar der Lektüre untergeordnet werden, darf aber nicht derart in den Hintergrund treten, daß auf eine systematische Ordnung und eine Verteilung bestimmter Pensen auf die einzelnen Klassenstufen verzichtet würde“. Auch ist für die vier oberen Klassen nur von mündlichen und schriftlichen Übungen im allgemeinen die Rede, und es wird darum wohl künftighin einer der Modetorheiten, nur Übersetzungen aus dem Französischen zuzulassen, der auch von dem alten Lehrplan Vorschub geleistet worden ist, gewehrt und den schriftlichen Übersetzungen ins Französische die ihnen nach dem Recht des gesunden Menschenverstands und reichlicher Erfahrung gebührende Stelle wieder eingeräumt werden.

Im Englischen sind wir etwas sanguinischer als der Lehrplan, dessen Standpunkt im ganzen hier aber auch der unsrige ist. „Anfangs ist ein Lesebuch zu benutzen, mindestens aber im letzten Jahre ein geeigneter Schriftsteller zu lesen.“ Wir sind kühn genug, den geeigneten Schriftsteller schon für das zweite Semester des ersten der drei Jahre, in jedem Fall für das zweite Jahr zu wünschen und uns für das dritte, mindestens dessen zweite Hälfte bis zu einem Shakespeare'schen Stück zu versteigen, was der Lehrplan nur für das Realgymnasium zuzulassen scheint.

Die methodischen Bemerkungen nehmen Französisch und Englisch zusammen und sie sind, mit großer Sorgfalt und da und dort fast diplomatischer Feinheit redigiert, durchaus verständig und beherzigenswert.

Der Artikel Geschichte ist im wesentlichen geblieben, einschließlich der Lebensbilder VI und V eine Stunde, die unserer Meinung nach einfach dem deutschen Unterricht zugeschoben werden müßten. Den Klagen über stiefmütterliche Behandlung der römischen

Kaisergeschichte nach Augustus ist insofern Rechnung getragen, als bei der Lehraufgabe der Untertertia „die Blütezeit des römischen Reichs unter den großen Kaisern" an die Spitze gestellt ist: alsdann folgt die Geschichte Deutschlands im Mittelalter und entsprechend ist es bei dem zweiten Gang durch die Weltgeschichte, auf Unterprima. Die Sache ist in der letzten Osterdienstagsversammlung der rheinischen Lehrer auf Grund eines sehr einsichtigen und gediegenen Vortrags von Fr. Marcks (mittlerweile veröffentlicht in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen) verhandelt worden. Es ist klar, daß dieses Gebiet in der Zeit, die ihm bei den kosmischen Bedingungen unseres Erdenlebens, dem Vierundzwanzigstundentag, und ihren Konsequenzen für den Schultag und Schulunterricht eingeräumt werden kann, und bei seinen ganz besonderen Feinheiten und also Schwierigkeiten nur durch Voranstellung eines doppelten Interesses interesseerweckend und verständlich zu machen ist, nämlich des nationalen und des religiösen. Mit andern Worten: daß die römische Kaiserzeit nach Augustus im Geschichtsunterricht als Vorgeschichte oder erster Abschnitt der Geschichte unseres eigenen Volkes (die Germanen und das Imperium Romanum) und im Religionsunterricht als Geschichte des Christentums oder der christlichen Kirche in den ersten vier Jahrhunderten behandelt werden kann — was unserer Meinung nach auch genügt und genügen muß.

Die methodischen Bemerkungen haben, wie sonst, einiges hier besonders nötige Wasser in den mit Begeisterung, freiem Vortrag, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen stark gewürzten Wein der ersten Ausgabe gegossen, was nur zu billigen ist.

Dieses gilt, wenigstens was den Ausdruck betrifft, auch für den Teil, welcher die Erdkunde behandelt: die alte Verteilung auf die Klassen, die uns für Quinta und Tertia, zum Teil auch für Untersekunda große Bedenken erweckt, ist beibehalten. Wir wollen nicht wiederholen, was wir an anderer Stelle (Lehrkunst und Lehrhandwerk S. 68 ff., 154 ff.) ausführlich dargelegt haben, nämlich daß Landeskunde des Deutschen Reichs inklusive seines

Kolonialbesitzes nicht das Pensum der Quinta, sondern erst der beiden Tertien bilden sollte, wo sie sich dem geschichtlichen Pensum in fruchtbarer Weise gesellen kann und auf schon gereiftere oder geschultere Hörer des Worts wirkt, während sie von zehnjährigen Kindern oder Knaben ohne tiefere Wirkung abtropft. Und wenn es für Untersekunda heißt: „Wiederholung und Ergänzung der Länderkunde Europas mit Ausnahme des Deutschen Reichs", so würden wir vielmehr vorschlagen oder verlangen „unter vergleichender Berücksichtigung der Verhältnisse des Deutschen Reichs" und würden, wenn wir den Unterricht zu geben hätten, darnach verfahren. In den methodischen Bemerkungen heißt es: „in den unteren und mittleren Klassen ist tunlichst darauf zu halten, daß alle Schüler denselben Atlas gebrauchen". Nicht tunlichst, sondern durchaus darauf zu halten: Sachkenntnis und Industrie hat dafür gesorgt, daß wir hierfür zum mindesten das fatale Wörtchen nicht brauchen: wir sollten dies Wort und seine Vettern „möglichst" „in der Regel" u. a. überhaupt „tunlichst" vermeiden.

Für Obersekunda und Prima ist die uns sehr bedenklich scheinende Weisung gegeben, daß innerhalb jedes Halbjahrs mindestens 6 Stunden für die geographischen Wiederholungen zu verwenden seien. Woher in Obersekunda und Oberprima diese 12 Stunden kommen sollen, wissen wir nicht, und die Geographentage hüten sich wohl uns das zu sagen: viel mehr hätten wir uns von einer ernsten Mahnung an die Geschichtslehrer versprochen, im Geschichtsunterricht streng auf geographische Orientierung zu halten und die Gelegenheiten zu benützen, die sich bei der Geschichte des ausgehenden Mittelalters in der Geschichte der Entdeckungen und des 18. Jahrhunderts in dem Kampf Englands und Frankreichs um die Seeherrschaft, der in Indien und Amerika seine Kampfplätze und Siegespreise suchte, für die Erweiterung und Schärfung des Sinnes für geographische Dinge von selber bieten. Wohin in der Tat soll es mit dem Geschichtsunterricht noch kommen? Schon das Pensum für Unter-

prima, das römische Reich und die Germanen als Vorgeschichte, Geschichte des Mittelalters von 476 bis 1517, von der neueren Geschichte das Stück bis 1648 ist ein ungeheures und erträgt einen Abzug von 12 Stunden schlechterdings nicht: bei der Oberprima muß man, von einem gleich gewaltigen Pensum, von den gleichfalls vorgeschriebenen Repetitionen früherer Abschnitte abgesehen, die Zeit nach dem Abiturientenexamen mit mindestens drei bis vier Wochen in Abzug bringen: alles schreit nach Vereinfachung und Konzentration und zugleich wachsen immer neue Fächer aus dem erhitzten Boden: es wird in der Tat Zeit, daß auch wir Geschichtslehrer uns unserer Haut wehren.

Die Abschnitte über Mathematik und Naturwissenschaften zu prüfen müssen wir den Männern vom Fach überlassen und ebenso das Zeichnen. Das Turnen bildet 12. den Schluß und man wird der Auffassung dieser wichtigen Sache, wie sie in dem kurzen Abschnitt niedergelegt ist, im allgemeinen beistimmen können: besonders befriedigt, daß, wie übrigens auch in der ersten Ausgabe, vom Turnen und nicht vom Turnunterricht die Rede, auch von einer Fixierung der Stundenzahl und von den Übertreibungen der Spezialisten nicht die Rede ist. Auch hier ist ein freier Spielraum gelassen, den die Verschiedenheit der örtlichen Verhältnisse, die zur Verfügung stehenden Lehrer u. s. w. freilich gebieterisch verlangen: nirgends hat man sich, unseren Wahrnehmungen nach, mehr mit Worten bezahlt, als auf diesem Boden, wo man kurzweg drei Unterrichtsstunden für jede Klasse dekretierte, ohne sich graue Haare darüber wachsen zu lassen, wie die 36 Stunden, die dies für so manche größere Anstalt ergab, untergebracht werden könnten. Sehr kühl steht der Lehrplan dem Riegenturnen gegenüber: „in den oberen Klassen ist Riegenturnen zulässig, wo es möglich ist, durch besondere Anleitung tüchtige Vorturner auszubilden“. Das ist überall möglich, wo ein tüchtiger Turnlehrer vorhanden ist, und wo dieser fehlt, ist es eben mit dem ganzen Turnen nicht viel.

Es folgt noch ein Schlußkapitel III „Allgemeine Bemer-

kungen", das sich über einzelne Abweichungen vom normalen Lehrplan und Lehrorganismus, Überbürdung und Hausarbeiten, die berühmten kurzen Ausarbeitungen, Vorbereitung der Lehrer auf den Unterricht, Einfluß des Klassenlehrers, Charakterbildung und anderes verbreitet, Bemerkungen, — denen wir unsererseits nur das Wort des Jakobusbriefs „Seid aber Täter des Worts und nicht Hörer allein" hinzufügen möchten.

17. Pflicht und Stellung des Gymnasiallehrers in Staat und Gesellschaft*

Hochgeehrte Herren und Freunde!

Indem ich mich anschicke, zu Ihnen, die ich im Namen unseres Vorstandes von Herzen willkommen heiße, über einen zugleich sehr praktischen und sehr idealen Gegenstand zu reden, habe ich die Empfindung, daß ich mir die Aufgabe, die Stellung des Gymnasiallehrers in Staat und Gesellschaft zu beleuchten, sehr leicht machen könnte, indem ich einfach auf das Beispiel des Mannes hinwiese, der uns seither geführt hat und der in gewissem Sinn unser Führer sein und bleiben wird, solange unserm Verein zu wirken vergönnt sein mag. Unser hochverehrter Wilhelm Schrader ist, da er endlich doch auch wie weniger begnadigte Sterbliche den Jahren Rechnung tragen mußte, heute nicht in unserer Mitte, und da er nicht zugegen ist, darf ich wohl sagen, was wahr ist, er sei zugegen oder nicht, daß er, wie für jede so auch für die besondere Pflicht, die der Gymnasiallehrer dem politischen und dem gesellschaftlichen Leben gegenüber hat, eine vorbildliche Bedeutung für uns besitzt. Einer Elementarlehrerfamilie entstammt, hat Schrader alle möglichen Stadien unseres Berufes, von der niedersten bis zur höchsten, vom Probekandidaten bis zum Kurator einer großen Universität, durchlaufen und ist sich auf jeder dieser Stufen seines schulmännischen Berufes als des sein Leben und

* Rede bei Eröffnung der Versammlung des Gymnasialvereins (Bonn 1892) gehalten.

Wesen beherrschenden und gestaltenden voll bewußt gewesen. Mann der Praxis zugleich und der Wissenschaft, in jener kritischen Zeit unseres vaterländischen und des gesamten europäischen Lebens 1848 als Mitglied des ersten deutschen Parlamentes am politischen Leben unmittelbar beteiligt, ein aufrichtiger schlichter Christ und dabei doch ein philosophischer Denker, in seinem gesellschaftlichen Verhalten von jener edelsten Art und Form des Verkehrs, aus der eine angeborene Herzenswärme und Herzensgüte zu uns spricht, und von jener echten und imposanten, aber niemand bedrückenden Würde, die dem bedeutenden Mann Adel der Seele und Bewußtsein eines reinen Wollens verleiht: so ist er uns seit lange vorbildlich gewesen und wird es ferner sein.

Von Stellung und Bedeutung des Gymnasiallehrers in Staat und Gesellschaft kann erst die Rede sein, seitdem es einen eigenen Gymnasiallehrerstand in Deutschland gibt, der Lehrerstand sich von dem geistlichen emanzipiert hat. Die Dinge gehen langsam in unserer pädagogischen Welt. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts sprach Balthasar Schuppius — der, beiläufig bemerkt, selbst lutherischer Pastor in Hamburg war — es aus: „Solange die Einbildung währet, daß der status scholasticus notwendig verbunden sei mit dem status ecclesiasticus, so lange werden keine guten Schulen in Deutschland sein." Jetzt nach dritthalb Jahrhunderten ist diese Emanzipation vollständig im Prinzip und fast ganz auch in der Praxis vollzogen. Wo Geistliche an einer Gymnasialanstalt lehren, sind sie eben Lehrer wie andere, und wir haben — das ist eine ernste Pflicht des Gymnasiallehrers in Staat und Gesellschaft — dafür zu sorgen, daß dies, die Selbständigkeit des Standes, so bleibt, daß kein fremdes Interesse, und trüge es die blendendsten und selbst die reinsten Farben, in unser Geschäft eindringe, das durch jene Emanzipation zugleich vielseitiger, freier und darum auch verantwortungsvoller geworden ist.

Schon dadurch, aber ungleich mehr noch durch die große Wandlung, die seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland vor sich gegangen ist, hat sich die Stellung des

Gymnasiallehrers zum Staate mit diesem Staate selbst geändert. Vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts war, wenn einer, der Gymnasiallehrer von der Pflicht, am Staate mitzubauen, in irgend einer Weise unmittelbar wirkend mitzubauen, vollkommen frei, vom Politisieren außer am Stammtisch des Wirtshauses war für ihn keine Rede. Und nachdem die große Krisis des europäischen Lebens von 1848—1852 auch bei uns politisches Leben wachgerufen hatte und dann der Flut die Ebbe gefolgt war, durfte er allerdings mit der Ebbe rückwärts schwimmen, übel aber bekam es ihm noch lange Zeit, wenn er sich an seinem Teil dieser rückläufigen Bewegung entgegenstemmen wollte. Das alles liegt weit hinter uns, die dämonischen Kräfte des allgemeinen Stimmrechts sind entfesselt, große Parteien haben sich gebildet, die sich mit Leidenschaft und zum Teil mit wenig reinlichen Mitteln bekämpfen, und hier haben wir denn, Lehrer desjenigen Teiles der vaterländischen Jugend, welcher leitenden Stellungen auf den verschiedenen Lebensgebieten zustrebt, eine hochwichtige, fast möchte ich sagen, hochheilige Mission. Unser Amt hat neben allen seinen andern Vorzügen vor allem den, seine Träger in Geduld und objektiver Betrachtung der Menschen und der Dinge zu üben: es gewöhnt uns, uns selbst zu beherrschen, unsere Leidenschaften zu zähmen. Und so wird es unsere Sache sein — nicht, meine Herren, uns vom politischen Leben fernzuhalten, ganz im Gegenteil, das solonische Gesetz, das Plutarch erwähnt und mit Geist interpretiert, *ἄτιμον εἶναι τὸν ἐν στάσει μηδετέρας μερίδος γενόμενον*, daß ehrlos sein solle, wer bei Bürgerzwist, in großen Staatsfragen neutral bleibe, dies Gesetz gilt in einem tieferen Sinn für uns — wohl aber wird es unsere Sache sein, in das Parteileben ein mäßigendes Element zu bringen, im politischen Kampf daran zu erinnern, daß die Losung in einem Rechts- und Kulturstaat, wie das Deutsche Reich des 20. Jahrhunderts ist, Verständigung auf dem Boden des Gemeinwohls, Verständigung, nicht Vergewaltigung, lautet.

Ganz besonders gilt dies auf einem Gebiet, das unglücklicherweise viel zu sehr Politik geworden ist, dem Gegensatz und Kampf

oder Wettbewerb der Konfessionen; und hier darf ich wohl darauf hinweisen, daß die rheinische Gymnasiallehrerwelt in rühmlicher Weise diese Mission seit vier Jahrzehnten in ihren Jahresversammlungen am Osterdienstag erfüllt hat. Man hat hier die Gegenstände gar nicht ängstlich oder sagen wir vielmehr feige vermieden, bei denen die Verschiedenheit katholischer und protestantischer Weltauffassung sich geltend machen konnte, und wer wollte, hätte sie ja leicht fast bei jeder Frage der Jugenderziehung und des Jugendunterrichts hervortreten lassen können; es ist aber dort in diesen vierzig Jahren und in sehr bewegter Zeit niemals auch nur zu einem Mißverständnis, niemals zu einem einzigen bösen Wort gekommen. Die Eintracht auf dem Boden unseres Berufes und im Suchen nach dem pädagogisch oder didaktisch Richtigen ist niemals gestört worden. Und ich möchte dies unserer Schulregierung ins Gedächtnis rufen, um ihr die Hände zu stärken gegen den da und dort immer wieder auftauchenden Unfug einer geistlichen Spionage und usurpierten geistlichen Kontrolle des Gymnasialunterrichts, des Geschichtsunterrichts z. B.: wir dürfen uns das ebensowenig gefallen lassen, als sich der Religionslehrer eine Kontrolle durch den Geschichtslehrer und etwaige Denunziationen wegen geschichtswidriger Behauptungen bei irgend einer wissenschaftlichen Instanz gefallen ließe.

Gegen solche mit der Ehre, ja mit dem Wesen unseres Standes nicht vereinbare Usurpationen gibt es nur ein Mittel, und mit größtem Nachdruck muß man es betonen. Von wem hat der Gymnasiallehrer sein Mandat? Gewiß zu allererst und zu allerletzt von daher, woher sein Lehramt schon Sokrates empfangen zu haben bekannte: „Denn also befiehlt mir der Gott, wisset wohl“; und der Christ empfindet dies in vertiefter Weise. Sein irdischer Auftraggeber aber ist nicht die Familie, noch die Kirche, noch irgend eine Körperschaft oder Partei, sondern der Staat: für ihn und durch ihn erzieht er dessen Jugend für das Gottesreich unter den Menschen, dessen Diener und Glieder wir alle sein sollen, und wir Gymnasiallehrer des 20. Jahrhunderts sind es als Beamtete und

Diener des nationalen Staats. Indem die Eltern ihre Söhne dem Gymnasium übergeben, übergeben sie sie dem Staate, nicht bedingungslos, aber auf seine, nicht ihre Bedingungen. Dies Bewußtsein stärkt den Arm des Lehrers und stärkt die Kraft des Schulorganismus, dem er angehört, indem es zugleich seine Verantwortung vergrößert und sein Gewissen schärft: es gibt ihm die Kraft, den immer andringenden, immer wieder ansetzenden Usurpationen des Elternhauses zu wiederstehen. Aber freilich nur, wenn er oder sie, die Schule, sich hütet, ihrerseits in die Rechte, die das Elternhaus sich vorbehält und vorbehalten muß, einzugreifen: dies ist ein Kapitel für sich, aus dem wir nur den Grundsatz herausheben wollen, daß der Gymnasiallehrer um so weniger dazu Anlaß und Versuchung zu befahren haben wird, je eifriger und geschickter er sein eigenstes Gebiet, sein Lehramt, anbaut und ausnützt.

Diese Pflichten und Rechte, die der Staat ihm überträgt, übt unser Stand in den Formen und nach den Gesichtspunkten oder Richtpunkten, die ihm die Gesellschaft und seine eigene Stellung in ihr anweist. Auf die Verbesserung dieser gesellschaftlichen Stellung richten sich, wie bekannt, die Bestrebungen des Vereins zur Hebung des Standes, und wir dürfen uns der in dieser Hinsicht erzielten Erfolge freuen, müssen auch auf dem Prinzip der Gleichstellung mit dem Richterstand mit allem Nachdruck beharren und Anschauungen entgegentreten, wie sie jene vielberufene, überaus verkehrte Äußerung eines preußischen Ministers kundgegeben hat, daß der Richter vorgehe, weil er die Staatshoheit repräsentiere. Aber einen, seinen Teil der Staatshoheit repräsentiert jeder Stand, und so auch der unsere, und sein Ruhm soll sein und wird hoffentlich sein, daß er bei dem Streben nach dem, was recht und billig ist nach der äußeren Seite unseres Berufes, niemals dessen innere und ideale Seite hintansetzt, wie doch einige, die, mit dem Evangelium zu reden, von uns ausgegangen sind, aber nicht von uns waren, als Taktik anzuraten die Kühnheit hatten. Wir repräsentieren oder verwalten den Teil der Hoheit des Staates als des Organis-

mus der Gesellschaft, der sich auf seine nächste Zukunft, auf die Erziehung seiner Jugend bezieht, und ein freundliches Los ist uns damit gefallen.

Man spricht von Aristokratie der Bildung und viele sind geneigt, dem Gymnasium eine Art aristokratischen Charakters zuzuschreiben. „Es ist“ — hat man gesagt — „die Schule für hübscher Leute Kinder“; aber diese aristokratische Anstalt ist doch in unserm Lande sehr demokratisch gestaltet. Ihre Einwohnerschaft besteht aus Söhnen der verschiedensten Gesellschaftsklassen, und zahlreiche aus den Tiefen des Volkes aufsteigende und aufstrebende Elemente gehören ihr an, Elemente, die in die leitenden Kreise empordringend diese obere Schicht stetig erfrischen und erneuern. Bei den Schülern spielt der Standesunterschied der Väter so gut wie gar keine Rolle, und die Gleichheit vor der Wissenschaft gibt diesem demokratischen Zug die unverrückbare Grundlage. Der Gymnasiallehrer kann diesen gesunden demokratischen Zug fördern, indem er ihn teilt. Dies geschieht ja auch im allgemeinen, und die Fälle sind doch wohl sehr selten, wo Gymnasiallehrer und Gymnasialdirektoren sich in die eigentlich timokratische oder aristokratische Gesellschaftssphäre einzudrängen versuchen; aber eine Gefahr liegt doch auch hier in der Luft. Man hört auch in unserer Welt zuweilen von vornehmer Lebenshaltung sprechen und es fehlt nicht an solchen, die in allerlei Prunkhausrat und besonderen Feinheiten aller Art, in denen wir allmählich das kaiserliche Rom zu erreichen und zu überbieten gelernt haben, sich vornehm gebärden. Dies ist ein ungesunder Zug: gediegene Einfachheit, Sinn für wirkliche Kunst und Schönheit muß unser Haus und mit ihm unsere gesellschaftliche Stellung bezeichnen. „Ich hasse den Luxus,“ lautet ein Wort Goethes, und sein Haus in Weimar bestätigt es noch heute: „denn er zerstört die Phantasie“ — er zerstört noch vieles andere.

Wir haben sehr viel andere und bessere Mittel, uns in der Gesellschaft geltend zu machen, und in Wahrheit hat der Gymnasiallehrer, seitdem im Gegensatz zur Lage unseres Standes noch in

meiner Knabenzeit von eigentlicher Ärmlichkeit der Lebenshaltung nicht mehr gesprochen werden kann, die damals an der Tagesordnung war, mehr Mittel, Einfluß auf die Gesellschaft zu äußern, und er hat größere Freiheit, Kraft und Wert seiner Persönlichkeit jeder Umgebung gegenüber zu entfalten, als jeder andere Stand.

Wissenschaft und öffentliche Rede z. B. sind, wie wir es täglich erfahren, eine Macht geworden, wie nie zuvor, und es liegt auf dem Wege des Gymnasiallehrers, daß er hier auf dem Platze erscheinen kann und häufig aufgesucht wird. Man setzt von ihm voraus, daß er der überzeugenden Rede mächtig sei, da er sie ja täglich und stündlich übt und auch täglich und stündlich in der Kunst arbeiten muß, wissenschaftliche Dinge, mehr oder weniger tief- oder hochliegende Ideen ungeschultem Verstande nahe zu bringen. Es liegt hier in der Tat eine große Kraft, mit der unser Stand sich an der allgemeinen Bildungsarbeit, die in unserer Zeit immer komplizierter wird, wirksam beteiligen kann. Freilich auch eine Versuchung. Denn es ist ziemlich leicht geworden, wissenschaftliche Gegenstände populär-rhetorisch zu behandeln, magnas res magno hiatu leviter tractare, wie Ritschl es einmal bei einer Gelegenheit hier in Bonn in seinem klassischen Latein ausgedrückt hat, und solche Vorträge über alles Mögliche vor einem gemischten Publikum sind ja vielfach weniger ein Bildungs-, als ein Zerstreuungs- und — sit venia verbo — Blasierungsmittel geworden, wie nur immer im alten Rom in den Tagen des jüngeren Plinius. Unsere Sache muß es sein, wo wir diesen Boden der Vorträge vor gemischtem Publikum betreten, uns selbst und unserm Publikum Respekt einzuflößen vor dem schweren Ernst der öffentlichen Rede, einer der herrlichsten, aber auch gefährlichsten Kräfte, die der große Umschwung des vorigen Jahrhunderts in unserm Volke entbunden hat.

Damit nahe berührt sich die Teilnahme unserer Fachgenossen an dem, was unsere Epoche besonders charakterisiert, der Vereinstätigkeit. Auch hier wird denen von uns, die sich dazu hergeben, gern der Löwenanteil der Arbeit zugeschoben. Ich rede nicht von

den eigentlich wissenschaftlichen oder Fachvereinen. Das ist eine meist ernste, geräuschlose, nur in seltenen Fällen auf die Gesellschaft im großen und unmittelbar wirkende Sache. Ich rede auch nicht von den Vereinen, die unmittelbar mit unsern Berufspflichten zusammenhängen. Ich rede von dem Übermaß der 1000 × 1000 Vereine zu allen möglichen wirklich wohltätigen und wirklich patriotischen, zum Teil auch nur scheinwohltätigen und scheinpatriotischen Zwecken. Die Gefahr ist hier nicht bloß die der Zersplitterung und Zeitvergeudung, da nirgends mehr von diesem wertvollen Kapital in bloßen Worten verpufft wird als hier, sondern die, daß man — also auch mancher unseres Standes und Berufes — unterjocht werde von dem Geist leerer Geschwätzigkeit und geschäftigen Müßiggangs, der dort vielfach sein Wesen treibt: quam vellem hoc esset laborare. Sehr empfindlich macht dieses bunte Vereinsleben sich darin geltend, daß es von sehr ernster, z. B. politischer Arbeit, die keine angenehme Sache, sondern eine Pflicht ist, die wir dem Vaterlande schulden, gerade diejenigen fernhält, die hier am besten wirken könnten, und daß sich so mancher mit der Pflicht gegen sein Volk sehr wohlfeil abfindet, indem er einem Verein mit buntangestrichenem nationalem Aushängeschild Zeit und Kraft widmet und sich dafür in den betreffenden Organen preisen läßt. Es ist nicht überflüssig, auch unsern Fachgenossen, wo sie die Flut unseres Vereinslebens zu überwältigen droht, das gewichtige Wort ins Gedächtnis zu rufen, das Schiller seinen Tell sagen läßt, als dieser aufgefordert wurde — ich will mich modern ausdrücken — einem Verein zur Befreiung der Schweiz beizutreten: „Der Starke ist am mächtigsten allein!"

Von der schriftstellerischen Tätigkeit, sofern sie das Verhältnis unseres Standes zur Gesellschaft charakterisieren könnte, läßt sich fruchtbar in kurzen Worten nicht reden. Daß wir hier quantitativ hinter den andern zurückbleiben, läßt sich gewiß nicht sagen. Gewiß sind wir und nicht am wenigsten auch beteiligt bei der entsetzlichen Buch-, Zeitungs- und Zeitschriftenüberproduktion, bei der, wie wir alle Tage erfahren, die Masse des Mittelmäßigen

das Gute zu ersticken nicht etwa bloß droht, sondern dieses Unheil täglich in ungeheurem Umfang vollbringt. Die Schulbücherliteratur gehört ja, streng genommen, nicht hierher, da sie nur sehr mittelbar die Stellung zur Gesellschaft berührt; unmittelbar berührt wird diese durch die eigentliche pädagogische Literatur, und hier muß es einmal offen ausgesprochen werden, daß, abgesehen vielleicht vom theologischen auf keinem Gebiet mehr leeres Stroh gedroschen wird, als auf diesem unserem, besonders seitdem man entdeckt hat, daß die Pädagogik eine Wissenschaft sei. Was hier an endlosem Wiederholen und Wiederkäuen, an ideologischem Fordern und nutzlosem Predigen und Polemisieren auf geduldigem Papier geleistet wird, von einigen gelesen werden muß, von der Mehrzahl jedes Kollegiums, dem es vor Augen kommt, glücklicherweise nicht gelesen wird, ist nicht zu sagen; diese Überproduktion raubt uns leicht nicht wenig von der spärlichen Zeit, die uns zur Weiterbildung in ernstlichem Studium notwendig ist. Es wird wenig helfen (denn gegen diesen Strom zu schwimmen ist unmöglich), soll aber doch, wenn auch als verlorenes Wort, gesagt sein, daß ein großer Theolog — Richard Rothe, wenn ich nicht irre — in seiner Ethik die Forderung aufstellte, daß eigentlich nur Klassisches gedruckt werden sollte, und — sagen wir es uns selbst — daß es eigentlich doch dem Gymnasiallehrer leichter gemacht ist als jedem andern, ehrliche Selbstkritik zu üben, ehe er drucken läßt, und daß man auch, wo man schreibt oder spricht, nicht schwatzen, sondern handeln muß.

Überall also öffnet sich unserm Stande ein weites Gebiet, auf dem er neben dem, was die Amtspflicht gebietet, in Staat und Gesellschaft sich geltend und nützlich machen kann. Auch im gewöhnlichen privaten Verkehrsleben kann er es und hat auch hier eine Mission: er darf nur von dem vielleicht schönsten und wertvollsten Privilegium unseres Berufs Gebrauch machen, nämlich dem, daß der Gymnasiallehrer, der es bekanntlich auf der Stufenleiter äußerer Ehren nicht besonders hoch bringen, sich höchstens aus einem Wohlgeborenen in einen Hochwohlgeborenen verwandeln kann, von vornherein seine Befriedigung in der Tiefe, nicht in der

Höhe — ich meine jene ersten Ranglogen des gesellschaftlichen Gebäudes, von denen aus man besser sieht und besser gesehen wird — suchen muß und daß er also verhältnismäßig unabhängig ist von der jämmerlichen Eitelkeit, die sich an allerlei Dekorationen, Titel und Orden, weidet und sich um solche gegenseitig bespiegelt und beneidet. Er wird sich den konventionellen Formen, mit denen unser kompliziertes gesellschaftliches Leben umhegt ist, zwar bequemen müssen, aber nicht ihrer Unwahrheit erliegen. Im Gegenteil, es ist seine, unsere Mission, in unsern gesellschaftlichen Verkehr nach Kräften wieder mehr Natur, Einfachheit und Wahrheit zurückzubringen.

Wo wir mit Eltern über ihre Söhne verkehren, also auf unserm eigensten Gebiet, haben wir die Unabhängigkeit des Arztes, machen wir keinen Unterschied, ob es sich um den Sohn des Grafen oder des Subalternbeamten handelt, und die edelste aller gesellschaftlichen Tugenden, die Höflichkeit des Herzens, die politesse du coeur, wie die Franzosen sagen, wird uns durch unsern Beruf selbst näher gelegt, als jedem andern Stande.

Eins bleibt uns allerdings noch in vollerem Maße zu erringen, als es bis jetzt gelungen ist: die Anerkennung unserer Autorität als der Sachverständigen auf dem Gebiet der Erziehung, jener Autorität des Sachverständigen, die dem Arzt, dem Juristen, dem Techniker ohne weiteres zugestanden wird. Dann aber, wenn dies wenigstens in demselben Maß, wie bei diesen Berufen errungen ist, wird unser Stand — und damit möchte ich meine Betrachtung schließen —, der früher und lange Zeit als der besonders gedrückte erschien, vielmehr der freieste von allen sein. Denn, wenn das apostolische Wort sagt, daß die Wahrheit uns frei mache, so wird dieser unser Beruf, der ganz auf Wahrhaftigkeit, wissenschaftliche und sittliche, gestellt ist, vor andern die Kraft haben, seine Träger zu freien Menschen zu machen.

Als solche freie Männer, meine verehrten Herren, sind wir vor zwölf Jahren zusammengetreten und treten wir auch heute zusammen: mit freudigem Mute, entschlossen, dem modischen Gerede

von solchen, die keine Verantwortung tragen und dabei der nur in langer und schwerer Arbeit zu erringenden Sachkenntnis entbehren und die trennen wollen, was doch von Gottes und Rechts wegen zusammengehört, ernste Geschichtsbildung und ernste Naturerkenntnis, uns mit der Kraft einer tiefen, in reicher Lebens- und Berufserfahrung gewonnenen Überzeugung entgegenzuwerfen und in den Kämpfen des Tages das Banner des Humanismus hochzuhalten, d. h. derjenigen Anschauung, welche im genus humanum nicht bloß die jetzt Lebenden und ihre Künste und Fertigkeiten sieht, sondern die Menschheit in ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als ein ethisches Ganze betrachtet und diesen Gedanken und seine Konsequenzen als Fundament der höheren Jugenderziehung gewahrt wissen will.

18. Politik und Schule*

I.

Es ist noch nicht allzulange her, daß es nicht ganz geheuer war, diese beiden Worte in einem Atem zu nennen; wo man es tat, geschah es nur, um mit aller Beflissenheit zu versichern, daß die Schule, welcher Art und Stufe immer, mit der Politik nichts zu tun habe — weder Lehrer noch Schüler. Vor 1848 hielt man also beide, Schüler und Lehrer, von jeder Berührung mit dem, was von öffentlichem Leben vorhanden war, ängstlich fern. Die Pflege des Patriotismus, nach der man jetzt so eifrig verlangt, bestand in der Feier Allerhöchster Geburtstage, und so war es kein Wunder, daß, als im Frühling 1848 unsere Nation aus langem Schlaf erwachte und plötzlich alle Welt politisierte, die junge Begeisterung vielfach auf Abwege geriet: die Männer oder Greise, die das miterlebt haben, denken noch heute mit einem aus Scham und Rührung gemischten Gefühle an die unglaublichen Kindereien, die damals von ihnen selbst, ihren ehrwürdigen Vätern, Oheimen und Lehrern auf der neu aufgetanen politischen Schaubühne begangen worden sind. Die Krisis ging vorüber, das Ewig-gestrige nahm sein Recht zurück, und die regierenden Kreise, die sich während der gefährlichen Zeit vielfach feig und schwach gezeigt hatten, legten nun ihre schwere Hand nicht nur auf die dreifarbigen Bänder und Mützen der studierenden Jugend, sondern auch auf die Lehrer,

---

* Humanistisches Gymnasium 1902.

die im Jahre 1848 zu tief in den Taumelkelch geblickt und in diesem Rausch, dem damals viele für gewöhnlich sehr nüchterne Leute verfallen waren, ihre Zunge zu wenig gehütet hatten. Von Politik und Schule war nun einstweilen nicht mehr die Rede; und auch nachdem die üblen Jahre des Rückschlags vorüber waren, dauerte das Mißtrauen fort und erneuerte sich in den Zeiten des Verfassungskonfliktes in Preußen, mit dem, wie bekannt, die deutsche Bundesreformfrage gleichzeitig einer Entscheidung zustrebte. In diesem zweiten Stadium und der schon wieder stark bewegten Zeit wurde es für jeden Schulmann eine sehr ernste Gewissensfrage, ob, wie weit, in welchem Sinne er sich an der politischen Arbeit zu beteiligen habe. Man hatte ja von bedeutenden Männern der Schule, z. B. von Ludwig Wiese, das englische Schulwesen rühmen hören, daß es zwar nicht viele Kenntnisse schaffe, aber Charaktere bilde; es konnte einem aber im damaligen Deutschland sehr übel bekommen, wenn man in dieser kritischen Zeit etwas von dieser schätzbaren Eigenschaft, Charakter zu haben, auf dem politischen Gebiet zur Geltung brachte, dem Nationalverein z. B. beitrat oder in einer seiner Versammlungen redete.

Das hat sich seit 1866 und 1870 völlig geändert — sagen wir kurz, seit der Errichtung des Deutschen Reiches und der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes für die Reichstagswahlen. Was Solon, wie uns Plutarch erzählt, im alten Athen als Gesetz verkündete, daß derjenige in Atimie verfallen solle, der bei Bürgerzwist (*ἐν στάσει*) sich nicht auf die eine oder andere Seite stelle, sondern neutral bleibe (*μηδετέρας μερίδος γενόμενον*), das gilt bei unsern heutigen Verhältnissen, wo bekanntlich immer Bürgerzwist, *στάσις*, d. h. verschiedene sich bekämpfende Parteien sind, zwar nicht als Staatsgesetz, wohl aber als Sittengesetz, als Gewissensgebot, und wenn so, dann ganz besonders für den Gymnasiallehrer. Denn nicht allein ist er, wenn irgend einer, in der Lage, sich über allgemeine vaterländische Fragen ein Urteil zu bilden, sondern es wird auch ihm, wenn irgendwem, die Verpflichtung nahegelegt, andern ein Beispiel zu sein, nach dem kategorischen Imperativ

Kants zu handeln: „Handle so, daß deine Maxime zu einem allgemeinen Naturgesetz handelnder Wesen tauglich ist.“ Man redet nun viel von der „Zeit“, der „Neuzeit“, der „Gegenwart“ und weiß eine Reihe von Bedürfnissen und Forderungen dieser Zeit zu nennen, denen die Schule zu genügen habe. Daß ein sehr großer Umschwung in unsern vaterländischen Verhältnissen stattgefunden hat, liegt vor Augen; daß dieser Umschwung, den wir kurz dahin bestimmen können: unser Volk ist aus einem bloßen Kulturvolk ein politisches Volk, eine Nation geworden, — eine Menge neuer Aufgaben und Probleme stellt, liegt nicht minder vor Augen; und daß angesichts dieser Fragen, die bei jedem Wahlakt und sonst häufig genug als politische und zugleich religiöse uns entgegentreten, einem Manne ebensowenig eine feige Neutralität gestattet ist, wie im 16. Jahrhundert die große Frage, die seit 1517 aufgeworfen war, eine solche gestattete, das wird zum mindesten mit jedem Jahre, um nicht zu sagen: mit jedem Tage, deutlicher.

Wie weit und wie wirkt dieser Umschwung auch auf unsere Schule, unsern Unterrichts- und Erziehungsbetrieb? Diese Frage ist einst im Jahre 1890, nur mit ein bißchen andern Worten, in der kaiserlichen Anrede an die Dezemberkonferenz gestellt worden, in welcher der hohe Redner aussprach, daß die Lehrerkollegien alle miteinander die Sache hätten fest angreifen, die Schule von vornherein von selber das Gefecht gegen die Sozialdemokratie hätte übernehmen müssen: es sei nichts davon zu merken gewesen, daß die Schule von der nun gewonnenen Basis des geeinten Reiches aus die Jugend angefeuert und ihr klar gemacht habe, daß das neue Staatswesen dazu da sei, erhalten zu werden. Es ist damals das kaiserliche Wort in der Lehrerwelt vielfach als ein unverdienter Vorwurf empfunden worden, und gewiß haben viele von uns nicht dieser Anregung bedurft, um sich jene in der Anrede enthaltene Frage, die nicht so einfach zu beantworten ist, vorzulegen. Indes dem Ausspruch des Kaisers lag doch eine sehr richtige Wahrnehmung zugrunde, daß die veränderte Zeit, wie wir mit der vielverbreiteten Tagesphrase einmal sagen wollen, allerdings auch an die höheren

Schulen andere Anforderungen stelle als die frühere. Dies ist denn auch von den Reformern in allen Tonarten ausgesprochen worden, und alle, welche die Basis unserer Gymnasialerziehung anfechten, reden von diesen gebieterischen „Forderungen“ der „Neuzeit“, des „modernen Lebens“, der „Gegenwart“, — sie reden davon, daß diese Gegenwart unter dem Zeichen des Verkehrs stehe, reden von der erhöhten Bedeutung der neueren Sprachen, des Englischen, des Französischen, der Naturwissenschaften, verlangen außerdem die körperliche Ertüchtigung, also z. B. sehr viel mehr Turnen u. s. w.

Ich bin Ketzer genug, um zu behaupten, daß ich mit dem vielgebrauchten Worte, daß die Gegenwart unter dem Zeichen des Verkehrs stehe, überhaupt nicht viel und für die Frage der Erziehung unserer Jugend gar nichts anzufangen weiß, und um zu glauben, daß Kenntnis einiger lebenden Sprachen, des Französischen insbesondere und Englischen, sowie Kenntnisse auf dem Gebiet der Naturwissenschaften nicht erst jetzt, sondern schon lange sehr bedeutsame und sehr wünschenswerte Dinge gewesen sind, daß aber der Umstand, daß jetzt weit mehrere von den Erwachsenen unserer Nation als vor fünfzig oder sechzig Jahren sich um diese Kenntnisse zu bemühen genötigt sind, noch gar nicht über die Frage entscheidet, ob man die Erziehung unserer Jugend vom neunten bis achtzehnten Jahr auf diese Basis stellen oder die alte beibehalten müsse. Nicht in der zweifellos großen Bedeutung der Naturwissenschaften oder der neueren Verkehrssprachen scheint uns die für den Erzieher wichtigste Seite im Charakter der Neuzeit zu liegen, sondern darin, daß für uns Deutsche, um die wir allein zu sorgen haben, die Arbeit für den Staat zugleich eine Arbeit am Staate geworden ist, — daß das, was wir kurzweg die Politik zu nennen pflegen, eine viel tiefer greifende Rolle im Leben der leitenden Klassen der Bevölkerung spielt oder spielen soll als vor fünfzig oder sechzig Jahren. Die tätige Teilnahme an der Politik ist durch die sehr bestimmten und sehr weittragenden Rechte, die der konstitutionelle Staat seinen Bürgern zuweist, eine sehr bestimmte und sehr weittragende Pflicht vor allem derjenigen Volks-

klassen geworden, die ihre Söhne auf unsere gymnasialen Anstalten schicken: und folglich müssen diese Söhne hier in einem ganz andern und viel unmittelbarer zum Ziele führenden Sinn für den Staat erzogen werden als früher.

Unsere Gymnasien und Mittelschulen überhaupt — das heißt deutlicher gesagt: ihre Organisation und deren lebendige Träger, die Lehrer — müssen diesen Punkt zwar keineswegs zum ausschließlichen, aber zu einem ihrer Richt- und Zielpunkte nehmen. In England konnte Cromwell schon vor mehr als zweihundert Jahren sagen: public life for which a man is born, daß der Mann für das öffentliche Leben da sei, — und ein so feiner Geist, wie Milton, hat in seinem Aufsatz „on education“ einen sehr detaillierten und etwas phantastischen Plan für eine solche Erziehung zum öffentlichen Leben, zum Leben für den englischen Staat vorgelegt. Den Grundsatz selbst, Erziehung fürs öffentliche Leben, müssen wir uns jetzt aneignen, gern oder ungern, entschlossen aus ihm, vielmehr aus der Tatsache, daß wir jetzt in unserem Vaterlande ein public life von früher ungeahntem Umfange haben, die Konsequenzen ziehen und uns dabei nicht mit allgemeinen Worten begnügen, sondern möglichst nach dem Konkreten streben, vor allem aber uns hüten, nach Pharisäerweise wiederum von dem Gesichtspunkt der Erziehung fürs öffentliche Leben aus uns neue und unerträgliche Lasten aufzubürden. Man hat einst, als im Jahre 1848 unsere Nation zu politischem Leben erwachte, alsbald in der Schule das Redenhalten „gepflegt“, und in den sechziger Jahren, als die große Entscheidung herandrohte und man ahnte, daß sie nicht so ganz friedlich erfolgen dürfte, in Süddeutschland mit der Kinderei der Jugendwehren sich selbst und die Jugend über die sehr ernsthafte Pflicht, dem Vaterlande auch zu kriegerischem Dienste bereitzustehen, hinweggetäuscht. Über diese Kinderkrankheiten sind wir hinweg. Dagegen spielt seit einiger Zeit in unseren Erziehungsbestrebungen, wenigstens in der durch sie hervorgerufenen Literatur, ein Wort eine Rolle, das schon bei der berühmten Petition um Schulreform im Jahre 1889 seine Klangwirkung ausübte, das

Wort von der Charakterbildung. „Chacun court après ce qui lui manque", habe ich in irgend einer französischen Anekdote gelesen, und es ließen sich allerdings in den letzten dreißig Jahren verschiedene wichtige Gelegenheiten anführen, bei denen in unsern leitenden Kreisen ein sehr empfindlicher Mangel an diesem schätzbaren Gute zutage getreten ist. Vielleicht deshalb ist jetzt so viel von ihm die Rede, und wo von irgend einer Seite in unserm Zeitalter des Spezialistentums und der Reklame ein Unterrichtsgegenstand neu eingeführt oder reicher ausgestattet werden will, da verfehlt der betreffende Anwalt niemals zu versichern, daß dieser Gegenstand ganz besonders für die Charakterbildung wichtig sei: selbst die Lautphysiologie im französischen Anfangsunterricht oder das Barlaufen in den obligatorischen Spielstunden.

Damit, mit der Charakterbildung im allgemeinen — gestehen wir es nur — wissen wir nicht viel anzufangen. Versteht man unter dem von der Schule zu bildenden oder zu liefernden Charakter nur, daß ein auf einer guten Mittelschule erzogener Knabe und Jüngling in seinem späteren Leben bürgerlich korrekt lebt, seine Berufs- und Familienpflichten ernst nimmt, Gott gibt, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, so hat das Gymnasium und die ihm gleichartigen und gleichwertigen Schulen das immer erstrebt, indem es seine Schüler an pflichtmäßiges Arbeiten gewöhnte und ethisch-religiöse Grundsätze ihnen einzupflanzen suchte, und es sind seither weder neue Methoden noch neue Wissenschaften erfunden worden, in denen mehr charakterbildende Kraft enthalten wäre als in den früheren. Gesinnungsstoff, wie man das jetzt nennt, hat es immer gegeben, auch immer Lehrer, die in ihrem Unterricht, ihrem Religions-, deutschen, Geschichtsunterricht u. s. w. tiefere Lebenskeime in die Seelen ihrer Schüler zu senken gewußt und dadurch an deren Charakter mitgebaut haben. Immer haben ferner charaktervolle Lehrer, ganz von selbst und ohne darüber Worte zu machen, einem Teil ihrer Schüler mit Erfolg den Weg gezeigt, auf dem man ein Charakter wird, — und dabei wird es auch bleiben.

Es handelt sich aber für uns um etwas viel Bestimmteres, darum, die Jugend unserer leitenden Klassen von früh an auf den Staat und die staatlichen Pflichten hinzulenken, die ihrer warten, — negativ ausgedrückt, der verächtlichen Gesinnungslosigkeit und unseligen Trägheit zu wehren, die bekanntlich bei jedem Wahlakt und gerade in den sogenannten „höheren“ oder „gebildeten“ Klassen hervortritt, kraft deren man selbst zu Hause bleibt, ein Joch Ochsen kauft, ein Weib genommen hat, und es andern überläßt, die kostbaren Rechte und ernsthaften Pflichten des konstitutionellen Staates zu üben, dessen Feiertage und Festessen sie, diese Männer, mitzumachen allerdings sehr bereit sind. Hieraus, hieraus nicht allein, aber vorzugsweise ziehen die Elemente ihre Kraft, welche die Gesundheit unserer Nation bedrohen, und hier hat — darin hatte die kaiserliche Rede vollkommen recht — die höhere Schule eine sehr bestimmte, sehr ernsthafte, sehr dringende Pflicht und Aufgabe.

Pflichten „der Schule“ sind Pflichten der Lehrer, und soweit organische Einrichtungen oder methodische Weisungen für den Unterrichtsbetrieb in Frage kommen, der Schulregierungen, Schulaufsichtsbehörden. Sagen wir gleich hier, daß wir von den letzteren in dieser Frage nichts fordern: keine Verfügungen, keine Berichtseinforderungen, keine Fragebogen. Das Rufen nach der Polizei überlassen wir denen, welche des guten Glaubens leben, daß Regieren und Verwalten dasselbe sei und daß Verfügung und Leben sich decken. Es handelt sich für uns um die Lehrer und um die Unterrichtsfächer, den Betrieb der letzteren, die Persönlichkeit der ersteren.

Wollen oder sollen wir die uns anvertrauten Schüler für Staat und öffentliches Leben erziehen — erziehen, nicht abrichten —, so ergibt sich für den Lehrer eine doppelte Pflicht, die für einen oberflächlichen Blick einen Widerspruch in sich zu bergen scheint. Er darf dem politischen Leben nicht fern bleiben, ihm nicht bloß aus der Ferne zusehen, und er darf doch nicht der Diener oder Sklave irgend einer Partei sein. Das letztere ist man, sobald persönlicher Haß, Fanatismus, Geschäftsmotive sich einmischen. Davon braucht nicht weiter die Rede zu sein: denn in der Tat wird dieser

letztere Abweg von Männern unseres Standes verhältnismäßig recht selten beschritten. Desto breiter ist, auch für uns, der erste, und ihrer sind viele, die darauf wandeln. In jedem Berufe gibt es Naturen, die sich für das, was aus Trägheit oder Blasiertheit oder Feigheit geschieht oder vielmehr nicht geschieht, nicht einmal vor sich selbst entschuldigen. Sie tun, wofür man sie angestellt hat, nicht weniger, aber auch nicht mehr, höchstens daß sie bei einem Festessen ihren Patriotismus zur Verschönerung eines guten Tages etwas schäumen lassen. Auch da, wo sie etwa eine Rede am Geburtstage des Landesherrn oder des Kaisers zu halten haben, lassen sie es an hohen Worten nicht fehlen. Andere rechtfertigen sich vor sich selbst, indem sie einem oder mehreren patriotisch gefärbten oder patriotisch scheinenden Vereinen beitreten, und haben keine Zeit mehr für die politische Arbeit, die heute kein großes Vergnügen ist, wozu man das sogenannte Vereinsleben bekanntlich leicht machen kann. Nun kann man ja freilich dem Vaterland auf mancherlei Weise dienen. Gewiß; seitdem aber das allgemeine gleiche Wahlrecht eingeführt ist, muß man ihm in der ganz unmittelbaren Weise dienen, daß man an seinem Teil dazu beiträgt, daß Landes- und Reichsvertretung ihrer hohen Bestimmung entsprechen. Und vor allem der Lehrer der Jugend, der dieser Jugend ein Beispiel zur Nachahmung sein soll, muß ihr zeigen, daß bei der Lage unseres Vaterlandes, am Ende dieses 19. Jahrhunderts, keinem deutschen Manne mehr gestattet ist, ein bloß privates Leben zu führen.

Die kaiserliche Rede schien die Bekämpfung der sozialdemokratischen Volksverführung, die in der Tat zwar keineswegs die einzige, aber die nächste Gefahr für die Gesundheit unseres Volkslebens bildet, in unmittelbarer Weise dem Lehrer sozusagen als Teil seiner Kathederpflichten aufzuerlegen, und die Spuren davon finden sich da und dort in dem preußischen Lehrplan von 1892: es wäre also noch zu untersuchen, ob sich der Unterricht, ob überhaupt, in welchen Fächern, in welcher Weise jenem Zweck, für das öffentliche Leben, für die Politik zu erziehen, anbequemen könne und solle.

II.

Hier werden wir allerdings mit Vorsicht zu Werke gehen. In keines dieser Fächer darf etwas hineingetragen werden, was nicht in ihm liegt — mit andern Worten, es darf keines tendenziös behandelt werden. Unsere höhere Schule hat in allen ihren wissenschaftlichen Fächern nur die eine Tendenz, den Wahrheitssinn zu entwickeln. Wohl aber dürfen und sollen die in den meisten liegenden, mehr oder weniger verborgen oder mehr oder weniger offen liegenden Beziehungen zu Staat und staatlichen Dingen hervorgesucht und verwendet werden — weit mehr als dies in den Tagen vor 1866 und vor 1848 geschehen ist.

In der Religionslehre scheint manchen diese Beziehung zum Staate am fernsten zu liegen. Mit Unrecht. Die katholische Kirche, die zugleich Religionsgemeinschaft und Staat ist, kann allerdings hier nichts Positives tun: sie hat ihre Politik für sich und wird in ihrem Unterricht das Verhältnis zum weltlichen Staat nur nebenbei behandeln können. Der evangelische Religionsunterricht aber ist in einer andern, wir unsererseits sagen, glücklicheren Lage. Seine Verwalter haben wie das Recht, so jetzt die Pflicht, in ihren Unterricht, der so lange vom Spenerschen, durchaus unpolitischen Geist beherrscht war, etwas vom Geist des englischen Puritanismus zu tragen, der ebensogut sich auf die heilige Schrift berief und berufen konnte, und der in Kraft einer sehr fruchtbaren Verbindung von Staatssinn und Christentum in England und in Nordamerika den Staat der Freiheit gegründet hat. Das ist der Vorzug der christlichen Religion, daß sie immer neue Lebenskeime hervortreibt: sie hat die Kraft, auch unsere Arbeit am Staat und unsere Erziehung für diesen Staat zu befruchten; und wie sie im 17. Jahrhundert die Kraft und die Aufgabe hatte, eine geknickte, schwerkranke Nation zu trösten, so wird sie jetzt die Aufgabe und die Kraft haben, die wieder aufgerichtete und erstarkte Nation zu freudigem Vorwärtsstreben aufzurufen. So nur, in diesem männlichen Geiste erfaßt und erteilt, kann unser Religionsunterricht an seinem Teil dazu beitragen, das Wort vom christlichen Staat zu einer Wahrheit zu machen.

Dem deutschen Unterricht, der allerdings zum patriotischen Empfinden, zum Nationalgefühl einen breiten und unmittelbaren Zugang hat, hat man an zwei Stellen ein Pförtchen aufgetan, wo er nicht bloß in diesem allgemeinen, sondern in einem besonderen und praktischen Sinn für das öffentliche Leben und die staatliche Arbeit nützliche Dienste leisten könnte: im deutschen Lesebuch, in dem für die wirtschaftlichen und sozialen Belehrungen ein mehr oder weniger breiter Raum beansprucht wird, und in den Redeübungen, den Übungen im Vortrag, auf welche namentlich in dem preußischen Lehrplan an mehreren Stellen entschiedener Nachdruck gelegt wird. Beides scheint uns nur einen sehr mittelbaren und überhaupt keinen großen Gewinn abzuwerfen. Die eigentliche Kraft des deutschen Unterrichts liegt darin nicht: seine Domäne ist das Geistesleben unserer Nation im ganzen, seine Ziele sind weiter und vielseitiger; für die Erziehung zur Politik hat er nur in diesem Sinne Bedeutung.

Ganz besondere Kräfte wäre man versucht für die politische Erziehung unserer Jugend dem geschichtlichen Unterricht zuzuschreiben, und der frühverstorbene Richard Martens* hat die Erweckung des staatlichen Verantwortlichkeitsgefühls geradezu als letzten Zweck, beherrschenden Gesichtspunkt, und sozusagen als die Seele alles Geschichtsunterrichts hingestellt. Dies kann nicht richtig sein, weil es nicht unmittelbar aus dem Gegenstand fließt, sondern vielmehr der nächste und wichtigste Zweck, sagen wir lieber der nächste und ungesucht sich einstellende Gewinn guten Geschichtsunterrichts, Stärkung des Wahrheitssinnes oder des Willens im Dienste der Wahrheit, dadurch getrübt würde. Richtig aber ist allerdings, daß für die Gymnasialstufe

1. der Geschichtsunterricht vorzugsweise, ja mit einer gewissen Einseitigkeit, die politische Geschichte im Auge behalten muß, Kulturgeschichte — übrigens ein sehr vager Begriff — nur, soweit politische Geschichte ohne kulturgeschichtliche Elemente gar nicht denkbar ist.

* „Neugestaltung des Geschichtsunterrichts auf höheren Lehranstalten". Leipzig 1892.

Man vergißt immer wieder, daß aller Unterricht auf der Mittelschule nur ein erstmaliger, propädeutischer sein darf, und daß Kulturgeschichte etwas ungemein Verwickeltes ist. Man wird nur sagen können, daß sie um so mehr zu ihrem Rechte komme, je reifer die Zuhörer sind, die man vor sich hat;

2. aber ist wichtig, daß der Geschichtslehrer des 19. und demnächst 20. Jahrhunderts überall von Quarta aufwärts, nach jenem männlich realistischen Geist für seine Behandlung des Stoffes streben muß, den Polybios vom Geschichtsdarsteller verlangt. Er sagt in seiner überaus lesenswerten Vorrede, daß nahezu alle Geschichtschreiber davon ausgingen, daß die aus der Geschichte zu gewinnende Belehrung die unzweifelhaft beste Vorbildung und Vorübung für das Handeln im Staate sei, *φάσκοντες ἀληθινωτάτην μὲν εἶναι παιδείαν καὶ γυμνασίαν πρὸς τὰς πολιτικὰς πράξεις τὴν ἐκ τῆς ἱστορίας μάθησιν.* Das läßt sich freilich nicht durch Ministerialverfügung und nicht durch die Paragraphen einer Prüfungs- und Unterrichtsordnung vorschreiben: es wird sich allmählich, denken wir, von selber machen. Denn die Gedanken nehmen jetzt von selbst diese Wendung. Bismarck, der jetzt mit seinem Tode in eine neue Phase seiner Wirksamkeit getreten ist und schon Gegenstand einer rein geschichtlichen Betrachtung werden kann, hat nicht umsonst gelebt, und auch wir Lehrer haben nicht umsonst im Zeitalter Bismarcks gelebt. In derselben Weise, wie einst Luther das religiöse Leben und Denken, wird sein Geist das politische Denken und Empfinden weiter Kreise unserer Nation bestimmen, und wir zweifeln nicht, daß auch der Geschichtsunterricht unserer Gymnasien die Einwirkung dieses Geistes verspüren wird.

Dies, wird man mit Recht sagen, sind alles nur mittelbare Beziehungen zur Politik. Gewiß, glücklicher- und natürlicherweise. Es gehört aber zur Sache, wenn man überhaupt ein Kapitel über Politik und Schule zuläßt. Es gibt nur einen Lehrgegenstand, der eine unmittelbare Beziehung zur Politik zeigt: die Geographie. Man klagt über ihre Vernachlässigung an unsern Gymnasien, denen man hier getrost gleich auch die realistischen Anstalten beigesellen

kann, und man meint dieser Vernachlässigung zu wehren, indem man, wie es auch auf andern Märkten als dem wissenschaftlichen geschieht, ihr alle möglichen Tugenden, eine konzentrierende Kraft und andere mystische Vorzüge nachrühmt. Einen hat sie unzweifelhaft und man kann, wie ich glaube, auf unserem, dem Erziehungsgebiet, viel damit machen: sie beschäftigt sich recht eigentlich mit der Gegenwart unseres von Menschen bewohnten Planeten, lehrt seine Völker und Staaten, deren natürliche Grundlagen und was die Menschen, das *πολιτικὸν ζῶον*, auf diesen Grundlagen gebaut haben, kennen; sie teilt also unsern Schülern, kann man einfach sagen, die Elemente der Wissenschaft vom Staate und den Staaten, die Elemente der Politik mit, und es wird mithin gar nichts schaden, vielmehr dem Unterricht ein belebendes Interesse verleihen, das man vielfach an unrechten Orten und also vergeblich sucht, wenn man von vornherein dabei an die Schüler in ihrer Eigenschaft als künftige Glieder und Wähler des Deutschen Reiches und des betreffenden Territorialstaates appelliert, dessen Verfassung, Verwaltung, Machtmittel u. s. w. sie kennen nnd mit denen der übrigen Welt vergleichen lernen sollen. Hier also ist in der Tat Politik und Schule mit Händen zu greifen.

Wie steht es nun aber (denn Mathematik und die Naturwissenschaften können wir bei unserer Betrachtung beiseite lassen) mit dem, was selbst an Realschulen, in jedem Falle am Gymnasium, das Rückenmark der Schule bildet, dem Unterricht in den fremden Sprachen? Wir antworten zunächst: Kenntnis fremder Denkweise, wie sie in den Sprachen anderer, ferner oder vergangener Völker niedergelegt ist, macht bekanntlich recht eigentlich den im höheren Sinne gebildeten Menschen, der dann auch als solcher am Staate mitzuarbeiten vor andern imstande sein wird. Und den Wert der beiden wichtigsten modernen Kultursprachen, der französischen und englischen, ihren Bildungswert für den künftigen Reichsbürger meine ich, würden wir in erster Linie darin finden, daß die Vertrautheit mit diesen Sprachen und einigen hervorragenden Erzeugnissen ihrer Literatur ihn am besten gegen jene Abart des

Patriotismus schützt, den man mit dem französischen Gelegenheitswort, da uns ein deutsches in der Tat für die uns wesentlich bis jetzt fremde Sache nicht zu Gebote steht, Chauvinismus nennt. Beim Englischen würden wir noch einen Schritt weiter gehen und wünschen, daß die Lektüre, namentlich in den höheren Klassen der Realanstalten, einigermaßen unter dem politischen Gesichtspunkt gewählt würde. Die Engländer sind ein politisches Volk in einem weit volleren und tieferen Sinn als die Franzosen: von diesen können wir in allem, was mit Politik zusammenhängt, nur lernen, wie man es nicht machen soll. Dagegen können wir für unser politisches, parlamentarisches und konstitutionelles Leben sehr viel von den Engländern lernen, und es wäre meines Erachtens von Wert, schon die Jugend darauf hinzuführen. Warum existiert z. B. in den verschiedenen Sammlungen noch keine verständig kommentierte Ausgabe der vier Reden von Macaulay über Parlamentsreform? Dieser Gesichtspunkt erscheint uns, selbst bei den rein realistischen Anstalten wichtiger als die Rücksicht auf den demnächstigen möglichen Verkehr mit reisenden oder handeltreibenden Angehörigen dieser Völker.

Wie aber gestaltet sich oder präsentiert sich der spezifisch gymnasiale Unterricht, der lateinisch-griechische Unterricht unter dem Gesichtspunkt Schule und Politik? Man hat, zu verschiedenen Zeiten und von Zeit zu Zeit immer wieder unter den vielen Scheingründen gegen die griechisch-römische Literatur als Basis unserer Gymnasialerziehung auch den vorgebracht, daß die Beschäftigung mit dieser Literatur das griechisch-römische Freiheitsideal den jugendlichen Köpfen einpflanze und sie verwirre. Stellen, wie das livianische: non in regno, sed in libertate esse populum Romanum, oder der ganze antimonarchische Geist etwa im Anfang seines zweiten Buches: liberi iam hinc populi Romani res . . . . peragam, — könnten leicht das monarchische Bewußtsein unserer Jugend schädigen. Das war nicht unbegründet zu einer Zeit, wo die gebildeten Klassen noch so gut wie gar kein wirkliches, tätiges, lebendiges Verhältnis zum wirklichen Staate hatten, und dahin zielende Stellen etwa aus

Goethes Egmont oder Schillers Räubern ließen sich leicht beibringen. Auch für die Zeit noch, in die meine Jugend fällt, die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts, ist es richtig, daß manchen Knaben ein solches vages griechisch-römisches Freiheitsideal vorschwebte oder -gaukelte. Das änderte sich sehr schnell, als seit 1848 die Dinge ernsthaft wurden, statt einer vagen Freiheitsbegeisterung und ebenso vagen Opposition die wirkliche Arbeit für die Freiheit und gegen überlebte Formen unseres Staatslebens begann, und ich glaube nicht, daß bei denen, die seit der Zeit in irgend einer Form eine republikanische Gestaltung Deutschlands erstrebt haben, die Beschäftigung mit griechisch-römischer Literatur irgendwie eine Rolle gespielt hat. Neuerdings wird allerdings der Vorwurf erhoben, daß über der ausführlichen Darstellung der republikanischen Zeiten und der Bevorzugung ihrer Literatur man in unsern Gymnasien nicht dazu komme, dem Verdienste des Augustus, des Vespasianus, des Trajanus gerecht zu werden. Auch in dieser Form ist der Vorwurf nicht begründet, da man ja Horaz und Tacitus liest und zwar anders als früher, und wie in der Wissenschaft, so im Unterricht es längst aufgegeben hat, den „Verfall“ des römischen Reiches und der Welt im allgemeinen gleich mit dem 2. September des Jahres 31 oder dem 15. März 44 v. Chr. beginnen zu lassen. Überhaupt aber hat unsere sehr realistisch gewordene Geschichts- und Altertumswissenschaft dafür gesorgt, daß wir nicht mehr blindlings für ein griechisch-römisches Ideal schwärmen, sondern einen gediegeneren Gewinn aus unserer Beschäftigung mit griechischer und römischer Literatur ziehen, indem wir gelernt haben und lernen, diese Dinge mit strengem geschichtlichem Wahrheitssinn, mit ihren Licht- und Schattenseiten, also so, wie sie in Wahrheit gewesen sind, zu betrachten und zu behandeln.

Eines aber, ein Ideales wird diese realistische Betrachtung und Behandlung stehen lassen müssen, weil es ein streng historisch wirkliches ist: mächtig tritt in dieser Literatur und Geschichte die Anschauung uns entgegen, daß der Bürger für seinen Staat geboren ist, daß er seinen Wert durch den Dienst am Staate erhält,

und daß es eine selbstverständliche Sache ist, daß dieser Dienst von jedem als ein sein Leben Beherrschendes vorausgesetzt und der Tod in diesem Dienste ein Schönes, ein dulce et decorum ist. Und wir sind so frei, in diesem Umstande, daß in der griechischen und römischen Literatur überall diese Majestät des Staates der Jugend mächtig entgegentritt, einen sehr schwerwiegenden Grund dafür zu erkennen, daß die intensive Beschäftigung mit diesen Literaturen, wie sie das Prinzip unserer Gymnasialbildung fordert, die beste Grundlage höherer Erziehung auch für die Neuzeit oder die Gegenwart oder das moderne Bewußtsein ist. Wir wollen nicht, daß irgend ein Lehrgegenstand so verwendet oder so behandelt werde, als ob unsere Schüler gleichsam mit Gewalt zur Politik und zum Politisieren hingetrieben werden sollten. Ganz und gar nicht: wir wünschen und erstreben nur, daß unsere ganze höhere Erziehung getragen sei von einem männlichen Geiste, von der Majestät des Staates und von gesundem Nationalgefühl. Und dazu scheint uns allerdings ein sehr wertvolles Mittel, daß ein großer Teil unserer Jugend die tägliche Erfüllung ihrer Pflicht in Zusammenhang bringe mit dem Leben derjenigen Kulturvölker, bei denen zuerst die Begriffe Staat und Freiheit eine Wahrheit gewesen sind.

---

19. Über die Stellung des Unterrichts in der alten Geschichte im Gymnasiallehrplan *

Die Frage, die uns beschäftigen soll, ist in hohem Grade zeitgemäß. Die Angriffe der vielgestaltigen Feindschaft gegen die sogenannte humanistische, das heißt auf intensiver Beschäftigung mit der griechisch-römischen Welt beruhende Bildung können sich insofern eines Sieges rühmen, als in dem neuen Gymnasiallehrplan des größten deutschen Staates der Unterricht in alter Geschichte ein ganzes Jahr verloren hat, bei der Abiturientenprüfung die alte Geschichte als solche nicht mehr besonders berücksichtigt werden soll und, was wichtiger ist, dem lateinischen und griechischen Unterricht die grundlegende Stellung, die er seither eingenommen, auf das empfindlichste geschmälert worden ist. Das Prinzip selbst ist noch nicht aufgegeben, im Gegenteil, die maßgebenden Instanzen lassen sich angelegen sein, demselben von Zeit zu Zeit gute Worte zu geben; es handle sich um Konzessionen, die man dem sogenannten Zeitgeist machen müsse, und man beruft sich dabei vornehmlich auf das nationale Bedürfnis, das jetzt, nach Errichtung des deutschen Nationalstaates, weitergehende Berücksichtigung der vaterländischen Geschichte und, fügt man hinzu, namentlich der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse und Entwicklungen des deutschen Volkes oder auch der Welt im allgemeinen erfordere.

---

* Referat für die zweite Versammlung deutscher Historiker zu Leipzig 1894.

Man spricht nun viel von Reform des Geschichtsunterrichts, von Neugestaltung des geschichtlichen Unterrichts, und die Reformliteratur, die Lernbücher, die Schulen der Geschichte u. s. w. ist wie auf allen andern Unterrichtsgebieten, die ja sämtlich der Reform in hohem Grade bedürftig erscheinen, bereits unübersehbar geworden: als ein Symptom, nur als ein solches dürfen wir jene pädagogisch-didaktische Mißgeburt anführen, den Unterricht in Geschichte mit seinem Endpunkt anzufangen, ein Versuch, der eine ernsthafte Besprechung freilich nicht verdient und der auch wohl schon als definitiv gescheitert zu betrachten ist, wenn wir gleich nicht zweifeln, daß man da und dort alsbald uns damit kommen wird, wie man mit dieser Methode des Krebsgangs „die besten Erfahrungen" gemacht habe. Wir wollen hier, um unsern Standpunkt von vornherein zu bezeichnen, bemerken, daß wir uns zu allem Reformgerede, soweit es organische Veränderungen im großen Stil in unserm Reformgymnasium verlangt und zum Teil in zwei kurzen Zwischenräumen, 1882 und 1892, durchgesetzt hat, durchaus skeptisch verhalten und das Heil im Gebiet des Gymnasialunterrichts nur erwarten von der unermüdlichen Vervollkommnungsarbeit, welche die einzelnen zum Lehren Berufenen an sich selber vornehmen, und von der ein guter Teil darin besteht, in unserm Falle, daß sie sich die Ergebnisse der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis auf diesem Gebiete, der Geschichte überhaupt und der alten Geschichte insbesondere, aneignen und zunutze machen.

Unsere Frage bezieht sich auf den Unterricht in der alten Geschichte und wir haben darunter zunächst den in den *besonderen Geschichtsstunden* sich vollziehenden zu verstehen. Diese besonderen Geschichtsstunden beginnen nach dem preußischen und zwar nicht allen, doch wohl den meisten deutschen Lehrplänen mit dem dritten Jahr, Quarta, und da man mit dem Anfang anfangen muß, so haben sie ebenso in diesen Lehrplänen eben die *alte Geschichte*, das Leben des griechischen und römischen Volkes, zum Gegenstand; es ist aber allerdings davon Akt zu nehmen, daß ein wirklicher geschichtlicher Gegenstand, nämlich *biblische Geschichte*

schon auf der unteren Stufe in Sexta und Quinta behandelt worden ist. Dies ist ganz und gar nicht gleichgültig. Die erste geschichtliche Unterweisung tritt als Religionsunterricht, als Religion auf und schafft hier die erste Voraussetzung für jede wirksame Geschichtsbetrachtung und Geschichtsbehandlung: den Begriff oder, wie wir hier noch sagen müssen, die Ahnung von der Menschheit als einem ethischen Ganzen.

Reiner Geschichtsunterricht aber ist dies noch nicht, eben weil er zugleich Religionsunterricht (und zwar kirchlich und konfessionell gefärbter) ist; der reine Geschichtsunterricht beginnt also erst mit jenem griechisch-römischen. Es ist schon auf der letzten Versammlung unseres Vereins die Anschauung abgelehnt worden, als wenn dieser Unterricht irgend ein besonderes Ethos, Staatsgefühl, Vaterlandsgefühl, Gefühl staatlicher Verantwortung u. s. w. besonders ins Auge zu fassen, zu pflegen, großzuziehen hätte; jeder Geschichtsunterricht in nachchristlicher Zeit beruht auf einem von vornherein wesentlich ethischen Gedanken und Interesse — dem Gedanken des genus humanum als eines Ganzen mit sittlichen Aufgaben, dem ich, Mensch der Gegenwart, selbst angehöre und dessen Vergangenheit mich eben deshalb in meinen Lebenstiefen interessiert. Dieses Interesse wird sich in sehr vielen Strahlen brechen und wird so von selbst sittlich wirken. Die alte Geschichte aber ist hier von vornherein besonders fruchtbar, weil sie das Werden jener Menschheitsidee, die vorchristliche Entwicklung, zum Gegenstande hat.

Diese Bedeutung hat nun, wie von selbst einleuchtet, der Unterricht in alter Geschichte für alle höheren Schulen, und wohl in den meisten deutschen Staaten ist ihm deshalb die ihm gebührende Stelle als geschichtlicher Anfangsunterricht zugewiesen. Auch wo alte Geschichte bloß erzählt werden kann, also an lateinlosen höheren Schulen, ist sie Grundlage des Verständnisses aller ferneren Geschichte und wer vom römischen Imperium nichts als den Namen wüßte, würde die mittelalterliche Geschichte und die neuere selbst im elementarsten Sinne nicht verstehen; wir haben

aber von der Stellung dieses Unterrichtsgegenstandes im Lehrplan des Gymnasiums zu reden.

Das Gymnasium soll studieren lehren — soll seinen Schülern den Weg zeigen und die Mittel reichen, Wahrheit selbsttätig zu finden. Diesem Hauptzweck der Gymnasialerziehung dient auch der Geschichtsunterricht und er ist, da es sich um neun- bis achtzehnjährige, also jugendlich unfertige Schüler handelt, wie aller Gymnasialunterricht, propädeutischer Art. Jeder wissenschaftlich propädeutische Unterricht hat zwei Seiten: konkreter ausgedrückt — der zur Wissenschaft durch Wissenschaft zu erziehende Schüler verhält sich zu dem ihm dargebotenen Stoff teils rezeptiv, teils produktiv, überwiegend empfangend oder überwiegend schaffend. Für die Geschichte nun ist dieses produktive, von innen heraus schaffende Verhalten nur möglich auf dem Boden der alten Geschichte. Indem der Schüler die Sprachen der beiden Völker lernt und weiterhin lateinische und griechische Autoren liest und sich deren Verständnis erobert, schafft er sich Kenntnisse, welche von vornherein und wesentlich Geschichtskenntnisse sind. Die spezifische Bedeutung des Unterrichts in alter Geschichte als Grundlage für alle fernere Geschichtsunterweisung ist die, daß hier allein das rezeptive Verhalten des Schülers dem Vortrag, der Darbietung des Lehrers in den Geschichtsstunden gegenüber seine Ergänzung findet in dem wesentlich produktiven, zu dem ihn die Latein- und griechischen Sprachstunden anleiten: man könnte ganz einfach sagen: hier allein ist Quellenlektüre, Quellenstudium möglich, ohne welches, wie jeder Historiker weiß, geschichtliches Erkennen im wissenschaftlichen Sinne überhaupt nicht möglich ist. Diese Quellenlektüre beginnt mit dem Erlernen der Elemente der lateinischen Sprache und schreitet mit den Altersstufen fort; indem sie die Wörter einprägt, erwirbt sie allmählich Begriffe; sie erreicht auf Quarta Cimon Miltiadis filius Atheniensis die Stufe zusammenhängender Erzählung; sie schreitet mit Tertia zu Cäsar und Xenophon, Geschichtsquellen allerersten Ranges, fort und endigt auf Prima mit Tacitus und Horaz, mit Demosthenes, Platons Apo-

logie und Sophokles' Antigone. Es ist nicht nötig, dies im einzelnen zu verfolgen; nehmen wir, um die bevorzugte Stellung der alten Geschichte in dieser Hinsicht uns zu vergegenwärtigen, das nächste beste. Es ist dem Quartaner in seinen Geschichtsstunden von Cäsar und Ariovist erzählt worden; liest er, Tertianer geworden, im ersten Buch des Bellum Gallicum die betreffenden Kapitel, präpariert, übersetzt, repetiert er sie, so übt er an einem ihm schon vorgeführten Stoff erkenntnisschaffende Tätigkeit; die Ereignisse entwickeln sich langsam vor seinen Augen: er sieht die marschierenden Heere und lernt ihre Stimmung kennen, erfährt von ihren Bedürfnissen, ihrer Verpflegung, der moralischen Macht eines großen Mannes über soldatische Gemüter; er sieht die beiden Männer mit eigenen Augen und hört sie sprechen; er bekommt einen Begriff von Volkszuständen, Volkssitten, dem Unterschied barbarischer Tapferkeit und organisierter Heereskraft eines zivilisierten Volkes und wie vieles sonst noch. Wir bemerken beiläufig, daß der Ausdruck, mit dem man Zweck und Nutzen des lateinischen Unterrichts zu bezeichnen pflegt, logische Schulung, grammatisch-logische Schulung, nur einen sehr kleinen Teil dieses Zwecks und Nutzens trifft, und daß das Sprachstudium und zwar vom ersten Augenblick an vor allem daß wir so sagen von Momenten psychologischen Erkenntnisstrebens beherrscht wird. Nicht bloß das Denken eines Volkes, sondern seine ganze Seele lebt in seiner Sprache. In diesem Sinne vor allem ist die Beschäftigung mit den alten Sprachen, ihre methodische Erlernung auf unseren wissenschaftlichen Vorbereitungsanstalten von allem Anfang an Quellenlektüre. Das nun ist einleuchtend, daß erst dem, der einigermaßen so geschult ist, die Darstellung geschichtlicher Vorgänge wirklich lebendig wird und daß mittelalterliche und neuere Geschichte, die ihm erzählt, vorgetragen, dargeboten wird, für den, der durch diese notwendige Vorschule geschichtlicher Erkenntnis hindurchgegangen ist und der diese Quellenlektüre während der ganzen Gymnasialzeit und in immer intensiverer Weise fortsetzt, eine ganz andere Kraft und Wirksamkeit haben als für den, der wie die Schüler unserer Real-

schulen ihrer entbehrt. Jener wird in einem Geschichtsgebiete wirklich heimisch und daß dieses Geschichtsgebiet nur die griechisch-römische Welt — neben derjenigen, in welche ihn der Religionsunterricht einführt — sein kann, versteht sich, ohne daß es nötig wäre, darüber viele Worte zu machen. Es ist eine abgeschlossene Welt, in deren Betrachtung kein Tagesinteresse und keine Tagesleidenschaft störend eingreift und an deren Betrachtung mithin auch eine reine Begeisterung sich entzünden kann; es ist eine einfache, in Raum und Zeit verhältnismäßig beschränkte Welt, und es ist zugleich doch eine Welt, die mit der uns umgebenden mit tausend Fäden zusammenhängt, — wie jeder Knabe begreifen kann, der res publica dekliniert, und wie jeder begreifen sollte, der über das Dilettantengerede von toten und lebenden Sprachen hinaus denken gelernt hat.

II.

Da das Gymnasium seine Schüler mit neun Jahren empfängt und mit achtzehn Jahren entläßt, so erscheint eine zweimalige Wanderung durch das ganze Gebiet der Geschichte, und also auch ein zweimaliger Kursus in alter Geschichte psychologisch geboten; und wir müssen uns in dieser Beziehung für den preußischen und gegen den sächsischen Lehrplan aussprechen, der dieses Prinzip zu verkennen scheint. Dieser setzt schon für Sexta und Quinta je zwei Stunden Geschichtsunterricht an, was wir an sich für unrichtig halten; was er für diese Klassen vorschreibt, „die wichtigsten griechischen Sagen. Bilder aus der griechischen und älteren römischen Geschichte bis auf die punischen Kriege“ — „Bilder aus der späteren römischen und der älteren deutschen Geschichte bis zum Tode Karls des Großen“ ist, sofern man es wirklich als Geschichtsunterricht denkt, durch das Überwiegen des Sagen- oder Anekdotenhaften eher geeignet, den Sinn für wirkliche Geschichte zu präjudizieren; außerdem möchten wir die deutsche Geschichte als das eigentliche Pensum der zweijährigen Tertia festhalten. Wir halten den preußischen Lehrplan für richtiger, der einen Kursus für alte Geschichte in Quarta und einen zweiten in Sekunda fordert.

Für jenen ersten Kursus genügt ein Jahr bei zwei Wochenstunden und sein Gegenstand sind Geschichten aus der griechischen und aus der römischen Geschichte in chronologischer Folge; nicht aber, wie da und dort in Programmen zu lesen ist, Biographien aus der griechischen und römischen Geschichte. Biographie ist nicht Geschichte, und elf-, zwölfjährige Knaben sind sehr wohl imstande, der Erzählung der Ereignisse als Volksgeschichte zu folgen; es verstößt gegen die Grundregel, welche der bekannte weise Satz Lessings in der Erziehung des Menschengeschlechts für Elementarbücher — „Ein Elementarbuch darf gar wohl dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, die es vorträgt, mit Stillschweigen übergehen, von denen der Pädagog urteilte, daß es der Fähigkeit der Kinder, für welche er schrieb, noch nicht angemessen sei; aber es darf schlechterdings nichts enthalten, was ihnen den Weg zu den zurückbehaltenen wichtigen Stücken versperre oder verlege" § 26 — d. h. also für jede Art elementaren Unterrichts aufgestellt hat. Es widerspricht, sagen wir, diesem Grundsatz, wenn man die Geschichte der Perserkriege in der Form einer Biographie des Miltiades, Themistokles u. s. f., und vollends gar, wenn man die Geschichte des zweiten punischen Krieges in Form einer Biographie Hannibals vorführen wollte; dagegen ist allerdings das Biographische ein sehr fruchtbares Leitmotiv für Repetitionen, bei welchen der Schüler, auch schon der Quartaner, in dem geübt werden soll, was ich das Operieren mit dem geschichtlichen Stoff nenne. Die orientalische Geschichte ist nur so weit zu berücksichtigen, als sie zum unmittelbaren Verständnis des aus der griechischen oder römischen Geschichte zu Erzählenden — der Perserkriege z. B. — notwendig ist. Vollkommen berechtigt ist es, vor der zu ausführlichen Behandlung der Dämmerzeiten, der griechischen Geschichte vor Solon, der römischen vor dem tarentinischen Kriege etwa, zu warnen, auch schon in den offiziellen Lehrplänen zu warnen; hier galt es, vielfachem Mißbrauch zu steuern. Aber es heißt das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man diese „Vorgeschichte" oder wie man diese Partien nennen will, nunmehr überhaupt von ihrem

natürlichen Zusammenhange loslöst, und wenn, wie nicht bloß der sächsische, sondern auch der preußische Lehrplan tut, unter „Geschichte" (S. 39) für Quinta Erzählungen aus der sagenhaften Vorgeschichte der Griechen und Römer postuliert werden. Sagen sind zunächst Poesie und nicht Geschichte; als solche gehören die schönsten griechischen und einige römische Sagen unzweifelhaft dem deutschen Unterricht der Quinta an, wie die „Lebensbilder aus der vaterländischen Geschichte" dem deutschen Unterricht der Sexta angehören. Die offiziellen Weisungen scheinen uns mitunter den Begriff Geschichte in einem zu laxen Sinne zu nehmen; Geschichte, Geschichtsunterricht ist erst da möglich, wo dem Bewußtsein des Menschen der Unterschied zwischen dem, was wirklich geschehen und dem, wovon man nur dichtet oder sagt, daß es geschehen, aufgegangen ist.

Welche Partien der griechischen und römischen Geschichte in diesem ersten Kursus sonst vom Lehrer in ausführlicherer Erzählung, welche in knapper Art und nur zur Vermittlung des Zusammenhangs vorzuführen sind, darüber kann man und muß man füglich die Entscheidung dem Lehrer überlassen, dem der Unterricht anvertraut ist, woran zu erinnern gegenüber dem Allwissenheitsdünkel mancher Direktoren nicht überflüssig ist. Einen sehr empfindlichen Schaden hat die preußische Reform übrigens an dieser Stelle der Sache geschichtlicher Bildung auf dem Gymnasium zugefügt durch die völlig unnötige, unter keinem Gesichtspunkt zu rechtfertigende Herabsetzung der Zahl der Lateinstunden auf sieben.* Der sächsische Lehrplan hat acht, ebenso der bayerische, badische, hessische, der württembergische zehn.

Soviel über diesen ersten Kursus. Der Unterricht in alter Geschichte ist dann, an den preußischen Gymnasien und auch sonst, nachdem mittlerweile (in Tertia) die lateinische und griechische Quellenlektüre im eigentlichen Sinne (Cäsar und Xenophon) wirksam angesetzt hatte, in Untersekunda wieder aufgenommen und

* Mittlerweile (1901) sind es wieder acht geworden.

in einem zweijährigen Kursus, zwei Stunden wöchentlich, griechische Geschichte in Unter-, römische in Obersekunda durchgeführt worden. Dieser Unterricht ist, wie ich aus dreißigjähriger Beobachtung heraus sagen kann, ein sehr fruchtbarer gewesen; die Wechselbeziehung zwischen dem in den Geschichtsstunden Gebotenen und dem in den lateinischen und griechischen Stunden Gelesenen und Erarbeiteten machte sich fühlbar; es bildete sich eine sehr solide Grundlage für die fernere griechische und lateinische (Quellen-) Lektüre in Prima, und diese Wirkungen hätten sich, wenn man, statt äußerlich zu reformieren, innerlich, immanent, fortgeschritten wäre, noch erheblich steigern lassen. Dieser Unterricht hat auch, wie gar nicht zu verkennen war, das Verständnis der mittelalterlichen und neueren Geschichte, welche das Pensum der Prima bildete, sehr wesentlich gefördert — wie ich unter anderm beim Abiturientenexamen habe wahrnehmen können. Es ist mithin ein sehr empfindlicher Verlust, wenn dieser Unterricht, wie in dem neuen preußischen Lehrplan geschieht, auf das eine Jahr Obersekunda mit drei Stunden beschränkt, also um ein volles Viertel gekürzt wird. Ich war bei der Berliner Konferenz 1890 sehr betroffen, als ein so entschiedener Humanist wie Karl Kruse diesen Vorschlag machte, den er damit begründete, daß den zahlreichen Schülern des Gymnasiums und der Progymnasien, welche mit Untersekunda ausschieden, nicht ein Fragment der alten Geschichte mitgegeben werden dürfe, sondern daß das Gymnasium ihnen noch ein Jahr neuerer deutscher und europäischer Geschichte als geschichtliche Ausstattung mit auf den Weg geben müsse. Die Lage war deutlich genug und sie ward auch mir durch diesen Vorschlag von bester gymnasialer Seite vollends klar gemacht. Das Gymnasium ist nicht mehr, wie es z. B. C. L. Roth noch definieren wollte, allein die Schule für die künftigen Ärzte, Richter, Geistlichen und Lehrer der Nation; es ist nicht mehr und kann nicht mehr für alle seine Schüler Vorbereitungsanstalt für die Universität sein; eine Konzession muß gemacht, ein Opfer muß gebracht werden, und so habe auch ich mich, nicht mit freudigem Mute, aber mit vollem Bewußtsein von der Not-

wendigkeit des Opfers, für die Anschauung Kruses erklärt; es ist auch heute noch meine Überzeugung, daß dieses Opfer, ohne das Lebensprinzip des Gymnasiums als einer wesentlich auf historische Bildung abzielenden Anstalt zu versehren, gebracht werden kann, unter folgenden Voraussetzungen:

1. daß die drei Stunden in Obersekunda unverkürzt dem Unterricht in alter Geschichte gewidmet werden, die Geographie also nicht mehr als besonderer Unterrichtsgegenstand gelehrt, wohl aber als ein wichtiges Moment geschichtlicher Erkenntnis — als angewandte Geographie — auf der ganzen Oberstufe II sup. I inf. sup. berücksichtigt werde;

2. daß wie in Quarta verkürzte Behandlung der Dämmerzeiten und ungleiche Behandlung der einzelnen Zeiträume oder Komplexe von Ereignissen nach dem Gesichtspunkte relativer Wichtigkeit und Verständlichkeit eintritt; der Nonsens muß endlich verschwinden, daß man z. B. die römischen Könige oder die Seleuciden mit ihren Jahreszahlen lernen läßt;

3. aber: daß der lateinische Unterricht mindestens auf das Maß des preußischen Lehrplans von 1882, oder des heutigen sächsischen, also acht Stunden in Obersekunda und Prima, statt der ganz ungenügenden sechs resp. sieben, wiederhergestellt wird. Hier, Punkt 3, ist in Wahrheit der Sitz des Übels, das die Gymnasien bedroht und welches auch die unzweifelhaften Vorzüge und Fortschritte der sogenannten Schulreform unwirksam zu machen und in ihr Gegenteil zu verwandeln droht. Die Restitution ist, vor allem auf der oberen Stufe, unter allen Gesichtspunkten und mit Rücksicht auf jede Art von Universitätsstudien notwendig. Es ist ein Irrtum, daß die gestrichenen Stunden irgend einem andern Fach oder irgend einer wissenschaftlichen Tätigkeit zugute kommen; sie werden einfach vergeudet oder in mehr oder weniger löblicher oder unlöblicher Weise vernascht; für unsern besonderen Standpunkt als Vertreter der historischen Bildung ist zu befürchten, daß das Verständnis aller Geschichte sinken wird mit der verminderten Arbeitsfähigkeit, die sich zunächst auf unserem Gebiete darin zeigen

wird, daß die Schüler unserer Gymnasien, zunächst der preußischen, die Quellenschriften der alten Geschichte nicht mehr in demselben Umfang und nicht mehr mit derselben Sicherheit und folglich nicht mehr mit demselben Gewinn lesen werden wie früher.

III.

Es wären, wollte man nach Vollständigkeit streben, noch einige Worte über die didaktische Seite des Gegenstandes zu sagen, nachdem wir seine prinzipielle Bedeutung und seine Stellung im Organismus des neunklassigen Gymnasiums besprochen haben. Jeder Geschichtsunterricht, oder sagen wir lieber konkret, jeder Geschichtslehrer hat drei Aufgaben ins Auge zu fassen:

1. die Erzählung, die Darbietung wie man jetzt sagt, die Vorführung des geschichtlichen Stoffes;
2. die Einprägung des Tatsächlichen mit den wichtigsten Jahreszahlen;
3. die Entwicklung der Fähigkeit, mit dem gewonnenen geschichtlichen Stoff in elementarer Weise zu operieren.

Über den ersten Punkt ist nichts weiter zu sagen, für die alte Geschichte gilt hier, was für jeden Geschichtsunterricht gilt. Ein verständiges Lehrbuch wird den Lehrer unterstützen, der Lehrer aber, und nicht das Lehrbuch, muß den Charakter des Unterrichts bestimmen. Das Lehrbuch muß das Tatsächliche in verständiger und knapper Sprache vorführen, es muß aber nicht schildern und *erzählen* wollen. Für die erste Stufe des altgeschichtlichen Unterrichts, Quarta, ist ein solches notwendig, für die Untersekunda wünschenswert; doch kann hier ein geübter Lehrer mit einer guten Tabelle auskommen. Der Vortrag wird vornehmlich den Zusammenhang der Ereignisse ins Auge zu fassen haben, den epischen Charakter tragen müssen, soziale, wirtschaftliche Zustände nur in diesem Zusammenhang vorbringen; gerade bei der alten Geschichte aber öffnet sich ein Weg, den Sinn für diese Dinge zu wecken, bei der Lesung der Quellen im lateinischen und griechischen Unterricht. Das zweite, die Einprägung des Tatsächlichen, erheischt fortlaufende Repetition,

jedesmalige Eröffnung der zweiten Stunde mit Abfragen oder Wiedererzählenlassen. Hier ist das Lehrbuch maßgebend, das auf diese Weise durchgearbeitet wird. Der da und dort auftauchende Gedanke einer Vorbereitung der Schüler auf die Geschichtstunde ist schlechthin zu verwerfen.

Ist ein größerer Abschnitt in der Weise 1 und 2 durchgenommen, so wird er, unter andern Gesichtspunkten als diejenigen, welche bei der Vorführung (Nr. 1) maßgebend waren, repetiert — z. B. die Geschichte der punischen Kriege oder der römischen Bürgerkriege nach ihren wechselnden Kriegsschauplätzen, — Geschichte einer Landschaft — Lebensgeschichte einiger hervorragenden handelnden Persönlichkeiten u. s. w.; es wird der gewonnene Gedächtnisstoff in neue Formen gegossen, verstandesmäßig verwendet; und hier ist das eigentliche Feld, wo sich Lehrgeschick und gründliche Sachkenntnis und, nicht zu vergessen, die Wirkung der aus der Klassikerlektüre fließenden Erkenntnis vergangener Menschen und Dinge entfalten kann.

Demgemäß möchte ich folgende Punkte der Diskussion anheimgeben:

1. Am Gymnasium, als einer die Altersstufen von neun bis achtzehn Jahren umfassenden Anstalt, ist eine zweimalige Durchwanderung des Geschichtsgebiets, mithin auch ein zweimaliger Kursus in alter Geschichte, am besten Quarta und Sekunda, geboten.

2. Eigentlicher Geschichtsunterricht kann erst auf Quarta beginnen, wenn die Stufe erreicht ist, wo zusammenhängende lateinische Lektüre beginnen kann. Der ganze lateinische und weiterhin griechische Unterricht ist seinem Wesen nach historischer Art, die lateinische und griechische Lektüre jeder Art ist (elementare) Quellenlektüre; zwischen dieser Lektüre und dem Unterricht in alter Geschichte besteht ein natürliches Verhältnis wechselseitiger Ergänzung: und folglich bildet Kenntnis der alten Geschichte die Grundlage aller ferneren Geschichtserkenntnis und historischen Bildung.

3. Die Schmälerung des lateinischen und griechischen Unterrichts über eine gewisse Grenze hinaus schwächt den historischen Sinn und schädigt also mittelbar auch den Unterricht in vaterländischer und neuerer Geschichte. In dem preußischen Gymnasiallehrplan von 1892 ist diese Grenze überschritten.

20. Die Zukunft des Geschichtsunterrichts*

Man sagt und sagt mit Recht, daß wir uns nicht den Kopf künftiger Generationen zu zerbrechen hätten und es auch auf dem Gebiet des Unterrichts und der Unterrichtsorganisation diesen selbst überlassen müßten, wie sie mit den Dingen zurecht kämen. Jeder Tag und jedes Jahrhundert hat seine eigene Plage; aber die Mahnung „Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen“ gilt doch bloß, wo der Mensch nur für sich, nicht aber wo er für andere einstehen muß und gilt namentlich nicht, wo er an der Sorge für eine Gemeinschaft beteiligt und an seinem Teile verantwortlich ist. Man spricht in der Welt viel von Sorgenkindern und Schmerzenskindern, und man hat diese Phrase auch auf unsere Unterrichts- und Erziehungskunst angewandt und bezeichnet bald das Deutsche, bald die Religionslehre, bald — und dies am Ende mit Recht — jeden andern Teil des Unterrichts als ein solches Kind der Sorge. Ein ganz besonderes Sorgenkind aber soll der Geschichtsunterricht — wir sprechen von dem an unsern Mittelschulen — sein. Sorge aber beschäftigt sich, wenn sie sich, so gut es geht, mit der Gegenwart zurechtgefunden, vor allem mit der Zukunft ihres Schützlings, und so mag es gestattet sein, auch den Geschichtsunterricht an unsern Gymnasien einmal unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten.

---

* Aus dem „Humanistischen Gymnasium“ 1904/05.

I.

Dieser Unterricht ist ein sogenanntes Nebenfach, und zu unserer Freude ist nur sehr selten, z. B. von Zwiedinek-Südenhorst auf dem Nürnberger Historikertag (1898), die Forderung erhoben worden, ihn zu einem Hauptfach zu erheben und ihm eine entsprechend vermehrte Wochenstundenzahl zuzuweisen. Wir wollen, indem wir die Unterscheidung von Haupt- und Nebenfächern überhaupt abweisen, einfach sagen: dieser Unterricht ist an unsern deutschen Mittelschulen überall mit einer nur mäßigen Stundenzahl ausgestattet, durchschnittlich je zwei auf der unteren und mittleren, drei auf der Oberstufe (Obersekunda und Prima), und dabei wird es auch in Zukunft bleiben müssen. Dieses Zeitmaß wie die im ganzen überall gleiche Anordnung und Verteilung des Unterrichts auf die verschiedenen Stufen sind immerhin eine Errungenschaft des vorigen Jahrhunderts, und es wird genügen, wenn sie ihm künftighin ungeschmälert erhalten bleiben; an eine Vermehrung der zu Gebote stehenden Zeit ist — glücklicherweise, setzen wir hinzu — nicht zu denken. Auch darf hervorgehoben werden, daß die pädagogisch-didaktische Hyperbel, die jetzt auf allen Unterrichtsgebieten so üppig blüht, diesen Unterricht verhältnismäßig wenig angefochten hat.

Werfen wir einen Blick auf seine Vergangenheit an deutschen Gymnasien (soweit der Blick eines Fünfundsiebzigjährigen reicht), so finden wir, daß dieser Unterricht, solange das Gymnasium streng den Charakter einer Gelehrtenschule trug, eine Nebenrolle spielte und nur eben sein bescheiden Teil zu der „ruhigen Bildung" beitrug, von der Goethe in dem bekannten Epigramm gegenüber dem Luthertum und Franzentum und ähnlichem Stürmen und Drängen spricht und die, Begriff und Sache, jetzt wieder durch die erhitzte Reformphrase gefährdet erscheint. Er bewegte sich, soweit meine Wahrnehmungen und Jugenderinnerungen in Württemberg und meine Kenntnis der damaligen Lehrbuchliteratur reichen, zwischen zwei Gegensätzen. Auf der einen Seite war er beherrscht von dem umfassendsten weltgeschichtlichen Standpunkte: man begann den Kursus mit der Weltschöpfung und folgte, wie das damals vielbenützte Lehrbuch von

Dittmar, zunächst der Darstellung der Genesis in sehr wörtlicher Auslegung und ließ auch weiterhin bei passender und nicht passender Gelegenheit die streng supranaturalistische Auffassung stark hervortreten; auf der andern Seite machte sich der Territorialpatriotismus mit preußischer, bayerischer, württembergischer Geschichte in besonderen Stunden nebenherlaufend breit. In der Behandlung der deutschen Geschichte wurde stark idealisiert, unsere „biederen Altvordern" z. B., auch die Kaiserzeit; in dem großen Streit zwischen Kaiser und Papst im Mittelalter stark für jenen, in der Darstellung der neueren Zeit, sofern man diese Epoche erreichte, stark gegen Napoleon Partei ergriffen. Die Anordnung und Verteilung des Stoffes wird sehr verschieden gewesen sein, ich darf als charakteristisch anführen, daß wir im Jahre 1848 am Stuttgarter Gymnasium auf der obersten Klasse nach altem Herkommen in zwei wöchentlichen Stunden Geschichtsunterricht genossen, deren eine der Geschichte Württembergs gewidmet war, während in der andern unser Rektor, kein übler Historiker, in ganz akademischer Weise eine an sich sehr annehmbare allgemeine Übersicht über die ganze Weltgeschichte gab. Er eröffnete sie mit der Erklärung, daß er damit in der Regel bis zur französischen Revolution komme. Das äußerste Ziel, das man erreichte, war das Jahr 1815, und eine Fortführung „bis zur Gegenwart" wäre wahrscheinlich dem Lehrer übel bekommen: was der deutsche Zollverein für ein Ding war, habe ich und meine Generation erst sehr viel später erfahren. Der Unterricht war, wie das in seiner Natur liegt, beliebt, mehr oder weniger, je nachdem Lehrer und Lehrbuch waren, er gehörte, wie der deutsche, zu den Erholungsfächern; die Aufgaben waren mäßig, und erst weiterhin sorgte das Abiturientenexamen und die Furcht vor seiner Geschichtsprüfung dafür, daß das notwendige Tatsächliche sicher eingeprägt wurde. Ich habe die Protokolle über diese Geschichtsprüfungen seit den dreißiger Jahren bis gegen Ende des Jahrhunderts an einem großen preußischen Gymnasium verglichen und fand, daß Forderungen und Leistungen sich immer mehr steigerten. Theoretisiert wurde, so viel ich sehe, über den Gegenstand nicht

viel, die Zeiten der großen Flut waren noch nicht gekommen. Im ganzen wird man sagen müssen, daß der Gegenstand mit nicht allzu häufigen Ausnahmen sehr unlebendig behandelt wurde: als abschreckendes Beispiel habe ich an nicht wenigen Stellen gefunden, wie die Schüler und dies schon in Quarta mit den fünf Klassen der servianischen Verfassung und ihren 80, 18, 20, 20, 20, 30, 2, 2, 1 Centurien geplagt, von der eigentlichen Bedeutung dieser Einteilung aber nichts gewahr wurden: ein Mangel, den sie häufig genug mit dem Lehrer teilten.

Dies begann sich zu ändern mit der großen Wandlung, die seit 1848 mit unserm Volke vor sich gegangen ist. Eine neue Geschichtschreibung machte sich in den wissenschaftlichen Regionen geltend: sie wird, gegenüber der in den dreißiger und vierziger Jahren dominierenden (als deren bedeutendsten Vertreter man, mehr als Ranke, dessen Wirkung auf den Gymnasialunterricht nur mäßig war, Fr. Chr. Schlosser ansehen kann) etwa durch Mommsens römische Geschichte, Häussers deutsche Geschichte seit Friedrichs des Großen Tod und v. Sybels Geschichte der französischen Revolution bezeichnet. Wie die Nation, aus tiefem Schlaf erwacht, mehr und mehr dem handelnden Leben, der Politik sich zuwandte, so wurde auch der Geschichtsunterricht an unsern Gymnasien, der in der Tat mehr als irgend ein anderer unter dem Einfluß des öffentlichen Lebens steht, lebendiger, realistischer. Zugleich faßte man seine pädagogischen Voraussetzungen und Wirkungen schärfer ins Auge; unter dem Einfluß der mit Macht sich Raum schaffenden Nationalitätsidee verschwand nach und nach die Prätension, Weltgeschichte lehren zu wollen: man erkannte, daß damit nicht Prinzip und Methode, sondern nur ein Ziel- und Schlußpunkt gymnasialen Geschichtsunterrichts bezeichnet werden kann. Zeit und Forschung schritten weiter: die ganze vorgriechische und vorrömische, die Geschichte des alten Orients, die man seither wohl nach der ebenso verkehrten wie weit verbreiteten Pützschen Art Paragraph um Paragraph abgewandelt hatte, gewann wie so vieles andere eine neue Gestalt; der Stoff erweiterte sich und schien sich ins

Unermeßliche zu dehnen. Das wichtigste aber war, daß in den Jahren 1863—1871 das Deutschland, der deutsche Staat, nach dem man suchte, wirklich gefunden und geschaffen wurde, unser Volk aus einem großen Kulturvolk eine Nation im politischen Sinne geworden war.

Es ist nirgends von größeren Folgen gewesen, als auf diesem Gebiet des geschichtlichen Unterrichts, daß die Nation in Bismarck einen großen Lehrmeister in der Politik und daß sie an den Ereignissen selbst, den drei Kriegen von 1863—1871, dem schleswig-holsteinischen, deutschen und französischen, den *βίαιος διδάσκαλος* des Thukydides, einen gewaltsam harten, aber heilbringenden obersten Lehrer gefunden hatte. Von selbst teilte sich etwas und nicht gerade ein geringes Quantum von jener *ἐξ αὐτῶν τῶν πραγμάτων ἕξις*, welche Polybius vom Geschichtschreiber verlangt, der Sinn für die Wirklichkeit staatlicher Dinge also, auch unseren Geschichtslehrern mit. Dieser Realismus, in den oberen Regionen durch eine Anzahl hervorragender Geschichtswerke vertreten, machte sich zunächst in der Darbietung der kriegerischen Ereignisse geltend, und weiterhin, mit dem Aufschwung des Erwerbslebens und dem Hervortreten der sozialen Fragen und Schmerzen, drängten sich auch die wirtschaftlichen Momente hervor und verlangten ziemlich ungestüm ihre Berücksichtigung im Geschichtsunterricht der Gymnasien. Ein stark utilitarisches Element drang in diesen Unterricht ein, dem man aber nach deutscher Weise ein ideales beigesellte oder unterschob. Neben dem Fechten und Totschlagen, von dem in diesem Unterricht so viel die Rede sei, verlangte man Kulturgeschichte, Pflege des Kulturgeschichtlichen, und damit war dann, da gleichzeitig das Wort „Geschichte“ „geschichtlich“ in der wissenschaftlichen Welt eine große Bedeutung und einen weiten Machtbereich gewonnen hatte, allerlei weiteren Forderungen, Berücksichtigung der Kunstgeschichte und ähnlichem, das Tor geöffnet. Die alte Generation hatte mit dem Jahre 1815 geschlossen: das war jetzt nicht mehr möglich: man mußte, und das war eine billige Forderung, bis 1871 kommen. Aber warum hier Halt machen? fragte, von etwas Byzantinismus

unterstützt, die stark ins Kraut geschossene didaktische Ideologie, die erst zuletzt oder auch gar nicht nach den Bedingungen der Ausführbarkeit ihrer Forderungen fragt: sagen wir kühn bis zur Gegenwart! Und man galt bald schon halb als rückständig, wenn man bedächtig erinnerte, daß „die Gegenwart" eine schwankende, mit jedem Tage, Jahre, Jahrzehnt sich verschiebende, also keine wirkliche Grenze sei, und wenn man außerdem auf die Gefahr hinwies, daß da leicht, was nur Tagespolitik sei, als Geschichte ausgeschenkt werde.

Und während so dem Unterricht, selbst wenn wir als letzte Haltestelle das Jahr 1871 nehmen, eine gewaltige Masse von Stoff zugewachsen ist, während, wenn man das „bis zur Gegenwart" der Lehrpläne beim Wort nimmt, schon wieder, ehe unser neues Jahrhundert viele Jahre zählt, ein weltgeschichtliches Ereignis ersten Ranges Berücksichtigung heischt, Ostasien und der stille Ozean als der Schauplatz neuer Entwicklungen sich auftut, wächst auch auf dem ganzen Wege, den der Unterricht zu nehmen hat, immer neuer, neugefundener oder neugesichteter Stoff zu; wir brauchen nur an die Ausgrabungen auf altbabylonischem, altassyrischem, persischem, ägyptischem, altgriechischem Boden zu erinnern, die uns an der Stelle dürftiger genealogischer Notizen und künstlicher oder phantastischer Kombinationen ganz neue historische Welten erschließen oder versprechen. Zugleich hat auf dem ganzen Gebiet alter, mittlerer und neuerer Geschichte die emsige Spezialforschung Altes, Veraltetes berichtigt, zum Teil beseitigt, und dafür Neueres, Genaueres, Wahreres beigebracht, neue Lichter aufgesteckt, was alles nun seinerseits zur ausführlicheren Darlegung dessen, was bis jetzt mit wenigen Worten abzumachen war, reizt. Man nehme nur ohne viel Besinnen etwa ein Werk wie H. Taines Origines de la France contemporaine oder Treitschkes Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert: wie vieles ist in den vier Bänden des ersteren und den fünf Bänden des letzteren und namentlich schon in dessen erstem enthalten, was den Lehrer, der sie durchliest, reizt und in Versuchung führt, es in seinen Lehrvortrag, seine Erzählung vor

den Schülern zu verweben. Und daß hier in der Tat Kräfte schon am Werk sind, welche die Zukunft des Geschichtsunterrichts an unsern Mittelschulen in dieser Hinsicht zu bestimmen und weiter zu belasten geeignet sind, dafür mag es genügen, auf zwei Beispiele der letzten Zeit hinzuweisen, die beide hochangesehene und verehrte Namen an der Stirn tragen.

Ein Kirchenhistoriker von allererstem Rang, Ad. Harnack, hat gefunden — und er wird damit nach dem Standpunkt des Universitätslehrers völlig recht haben —, daß die Kenntnisse, welche die Schüler des Gymnasiums zu den kirchengeschichtlichen Übungen mitbringen (es handelt sich um die ersten christlichen Jahrhunderte, also die römische Kaiserzeit), sehr gering seien, und er macht, um dem abzuhelfen, in dem dritten der drei an die Berliner Junikonferenz (1900) über den Geschichtsunterricht erstatteten Berichte zwei „praktische Vorschläge". „1. Bei dem Unterricht in der alten Geschichte auf der obersten Stufe die der vorchristlichen Zeit gewidmete Stundenzahl tunlichst zu verkürzen und dafür die Kaiserzeit eingehender zu behandeln, und 2. bei der Behandlung der Kaiserzeit den Eintritt des Christentums in die Weltgeschichte, die Spannung zwischen Kirche und Staat und die allmähliche Verbindung des Christentums mit der geistigen Kultur der Antike und damit die relative Versöhnung beider zu schildern vom Standpunkt der allgemeinen Weltgeschichte aus und unter Hinweis auf die wichtigsten Stücke der Literatur."* Der erste dieser Vorschläge, wäre man versucht zu sagen, fügt angesichts der mehr als dürftigen Zeit, die der Geschichte der vorchristlichen Zeit auf unserm Gymnasium noch gelassen ist, zum Schaden den Spott: der zweite aber, der sich in lauter Abstrakten bewegt, Spannung, geistige Kultur der Antike, relative Versöhnung des Christentums mit dieser, fordert jener dürftigen Zeit in Obersekunda mindestens noch ein Dutzend Stunden ab für geschichtliche Vorgänge verwickeltster und geistigster Art, für deren wirkliches Verständnis — auf der Universität oder durch

* Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts S. 364 ff.

die Lektüre reiferer Jahre — auf dem Gymnasium und in seinem Geschichtsunterricht erst die Vorbedingungen geschaffen, die Grundlagen gelegt werden können und mithin sollen. Das andere Beispiel ist der Vorschlag von A. Baumeister, von dem wir in Heft III des Jahrgangs 1903 dieser unserer Zeitschrift berichtet haben. Er hat ihn oder die ihm zugrunde liegende Idee in seinem dankenswerten kleinen Buch „Ausgewählte Reden des Fürsten Bismarck, Halle 1903" in einer voraufgehenden „Ansprache des Herausgebers" den „Schülern der Oberklasse höherer deutscher Lehranstalten" selber ans Herz gelegt und dann in den Jahrbüchern der K. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt (Erfurt 1904) ausführlich entwickelt: „Ein Vorschlag zur Neugestaltung des Geschichtsunterrichts in der obersten Klasse unserer höheren Schulen." Er geht dahin, dieser Vorschlag, den Geschichtsunterricht der obersten Klasse nicht mit 1648, sondern mit einer geographisch-politischen Darstellung des neuen Deutschen Reichs und der Geschichte seiner Entstehung 1848—1871 zu beginnen und dabei eine reichliche Berücksichtigung der Reden Bismarcks, welche diesen Schulunterricht begleiten soll, eintreten zu lassen: „Jetzt erst in der zweiten Hälfte des Schuljahrs greifen wir mit nochmaliger Rückwärtswendung [die erste griff auf 1789] auf das Jahr 1648 zurück," wo dann Friedrich der Große den Schlußpunkt bilden würde (S. 7 ff. des Sonderabdrucks). Wir können hier keine Kritik dieses Neugestaltungsplans geben wollen und bemerken nur, daß seine Realisierung, wie die des Harnackschen Vorschlags für die Zukunft vor allem eine abermalige Vermehrung des vorzuführenden und notabene zu bewältigenden Stoffs bedeuten würde. Und dies geschieht in derselben Zeit, wo die Geographen — und sie sind nicht die einzigen oder werden es wenigstens nicht bleiben — uns von den drei Geschichtsstunden der obersten Stufe eine Wochenstunde abverlangen zu Gunsten eines methodischen Geographieunterrichts, der bei den großen Fortschritten, die diese Wissenschaft gemacht habe, unerläßlich sei. Die preußische Schulverwaltung hat sich dann auch beeilt, dem Geschichtsunterricht dieser oberen Klassen

einen weiteren Posten in sein Soll, sechs Stunden geographischer Repetitionen im Semester zu schreiben. „Daß Gott erbarm“, möchte man mit dem Bauern in Wallensteins Lager ausrufen, „Alles das geht von des Bauern Felle.“

II.

In der Tat kann uns, wenn das mit immer neuen Forderungen und Zumutungen so weiter geht, um die Zukunft des Geschichtsunterrichts und seine Verwalter, die künftigen Geschichtslehrer, bange werden, und es wird erlaubt sein, statt mit neuen Forderungen und Ideologien zu kommen und dabei nach moderner Art über Wirklichkeiten mit großen Worten hinwegzuspringen oder zu fliegen, einmal innezuhalten und ernsthaft und nüchtern zu überlegen, wie sich dieser wichtige Teil unseres Gymnasialunterrichts angesichts der sich häufenden Schwierigkeiten, die alle in die eine: Überfülle des Stoffs bei mangelnder Zeit, einmünden, wird gestalten können und müssen.

Das erste wird sein, daß man seine Bedeutung und mögliche Wirkung nicht überschätzt und dem bloßen Wortemachen gegenüber seinen Charakter als eines propädeutischen Fachs von Quarta bis zum Abiturientenexamen strenge festhält. Dies scheint auch damit anerkannt zu werden, daß, wie wir mit Genugtuung konstatieren, hier im allgemeinen nicht, wie beim Deutschen und der Religionslehre, die Forderung von Mehrstunden für ihn erhoben wird. Die Geschichtserzählungen für Sexta und Quinta, welche der preußische Lehrplan ansetzt, sind, wie wir beiläufig bemerken oder wiederholen wollen, kein Geschichtsunterricht, sondern ein integrierender Bestandteil des deutschen Unterrichts, für den das deutsche Lesebuch die Sorge übernehmen muß. Dagegen fehlt es nicht an großen Worten von der charakterbildenden Kraft, der begeisternden Wirkung, der Pflege des Patriotismus, dem Verständnis der Gegenwart und anderen. Man kann das auf sich beruhen lassen, weil diese trefflichen Dinge am besten gedeihen, wo sie ohne allen methodischen Lärm in der Stille durch ihre inne-

wohnende Kraft und, wo es gut geht, die Kraft eines gottbegnadeten Lehrers reifen; im übrigen wird der deutsche Geschichtslehrer der Zukunft, wenn er nicht, ohne es zu wollen, einen flachen Enzyklopädismus fördern will, wohl tun, zweierlei im Auge zu behalten:

1. daß der Geschichtsunterricht im Organismus des Gymnasiums wesentlich die Wirkung hat und auch in Zukunft haben wird, das was von Keimen historischer Bildung aus allen übrigen Fächern ohne Ausnahme und auch gelegentlich aus andern Regionen, Lektüre und anderm, den Schülern zuwächst, zugeführt wird, zufliegt, zu ordnen, gleichsam zu registrieren;

2. daß der ethische Wert des geschichtlichen Unterrichts hauptsächlich darin besteht, daß er sachte und allmählich die heranwachsende Jugend anleitet und einigermaßen, ohne daß sie es sofort merkt, daran gewöhnt, die Vorgänge in der Menschenwelt ohne politische und religiöse Leidenschaft zu betrachten, sie nur nach den allen gemeinsamen, zum Teil angeborenen, zum Teil anerzogenen ethischen Grundsätzen oder Grundgefühlen zu beurteilen.

Über das erstere, die mehr äußere Seite und Aufgabe dieses Unterrichts, möchte ich mich nicht weiter verbreiten. Ich habe diesen Grundgedanken versucht in meiner Skizze der Methodik und Didaktik des Geschichtsunterrichts in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre auszuführen, — seine Beziehungen zu den übrigen Fächern und dieser Fächer zu ihm, wie sie sich auf den verschiedenen Klassenstufen gestalten und wirksam sind. Einmal ausgesprochen ist dies, denke ich, von selbst einleuchtend, und auch das ist einleuchtend, daß in diesem Punkte das humanistische Gymnasium einen großen Vorzug hat, nämlich den, daß es die Bildung, die es vermittelt, auf das Studium der alten Sprachen, d. h. der römisch-griechischen Kulturwelt basiert und so die Gegenwart mit einer bedeutungsvollen Vergangenheit verbindet, — daß es mit einem Wort: auf die Wurzeln oder wichtigsten Quellen unserer eigenen Kultur zurückgeht. Die seichten Geister, welche diesen Vorzug leugnen und meinen, daß man ebensogut eine oder zwei Sprachen der Gegenwart oder Deutsch oder Naturwissenschaft zu dieser Grund-

lage machen könne, wissen nichts von den Kräften, welche in dieser Zwiesprache mit einer längst entschwundenen, unseren Tages- und Marktinteressen entrückten Zeit liegt, die ihr Fühlen und Denken, ihre Arbeit und Muße, ihr Handeln und Leiden, ihre ganze Gedanken- und Empfindungswelt in ihren Sprachen und in dem mit den Mitteln dieser Sprachen Geschaffenen niedergelegt hat: sie verkennen den spezifischen Bildungswert der alten wie der neueren Sprachen.

Das zweite aber, die Erziehung zu objektivem Urteilen, wie wir es kurz bezeichnen können, das wir alle dadurch anerkennen, daß wir unwillkürlich und fast ohne Unterschied der Partei bei jeder wichtigen gesetzgeberischen Frage, jeder Debatte, ja jedem Gespräch über bedeutungsvolle politische oder religiöse Fragen an das „Urteil der Geschichte" appellieren, — dies zweite wird in der nächsten Zukunft von noch größerer Bedeutung sein als bisher und zwar deshalb, weil es in hohem Grade gefährdet ist. In jener hochbedeutsamen Ansprache, mit der einst am 8. April 1895 Bismarck die ihm bei Gelegenheit seines achtzigsten Geburtstages dargebrachte Huldigung einer großen Zahl preußischer Gymnasiallehrer erwiderte, hat er unserer Nation und ihren Lehrern das rühmliche und nicht unverdiente Zeugnis ausgestellt, daß auch in geschichtlichen Dingen im Gegensatz zu französischen Gepflogenheiten und der dort skrupellos waltenden geschichtlichen Lüge „unsere deutsche Schulleitung sich der Wahrheit befleißige". „Die Wahrheit wird bei uns gelehrt vielleicht unter verschiedener Beleuchtung, aber doch bestrebt sich jeder von seinem Standpunkt, seinen Schülern die Wahrheit beizubringen." Bismarck berührte in diesem Zusammenhange die ernsteste der Pflichten und Aufgaben, welche dem Geschichtsunterricht gestellt sind. Es ist von großem Wert, daß eine Nation über sich selbst und ihre Vergangenheit möglichst ungeschminkt die Wahrheit zu hören bekomme, und das ist klar, daß neben wirksamen, weitverbreiteten historischen Werken, wie einst Fr. Chr. Schlosser und in unseren Tagen Treitschke und andere sie geschaffen, es kein besseres Mittel geben wird, seiner Nation die Wahrheit zu sagen,

als eben den Geschichtsunterricht an den Anstalten, aus denen die künftig in den verschiedensten Lebenskreisen leitenden Männer hervorgehen. Wir wollen hoffen und können es auch, daß dieser geschichtliche Wahrheitssinn, von dem Bismarck sprach, und den, wie man rühmen darf, unsere Universitätslehrer mit vollem Ernst und Eifer und mit strengerer Methode als jemals früher pflegen, sich auf seiner von Bismarck bezeichneten Höhe auch bei unseren Gymnasiallehrern behaupten werde; aber man darf nicht verkennen, daß er von einer doppelten Gefahr bedroht ist, gegen die er sich in nächster und dadurch auch in weiterer Zukunft kräftig zu behaupten Mühe haben wird. Die eine dieser Gefahren schlagen wir bei dem Geist und Temperament unserer Nation allerdings nicht allzuhoch an. Sie besteht darin, daß, um es kurz zu sagen, der Patriotismus in Chauvinismus umschlage. Dem neuerwachten vaterländischen Selbstgefühl gehorchend, haben die der sogenannten Schulreform entsprungenen preußischen Lehrpläne mehr als richtig und wahr den geschichtlichen Gesamtunterricht unter den deutsch-preußisch-patriotischen Gesichtspunkt gestellt, beschränken die mündliche Prüfung der Abiturienten auf das Pensum der Prima in deutscher Geschichte und nähern sich dadurch der englischen oder französischen Behandlungsweise, während es doch gerade ein Vorzug deutscher Bildung ist, daß sie dem Fremden gerecht wird, weil man sich bei uns ernstlich Mühe gibt, dieses Fremde kennen zu lernen und zu verstehen. Diese Gefahr ist jedoch, wie gesagt, nicht allzugroß. Sie könnte nur dadurch entstehen, daß irgendwer die Meinung verföchte und damit Beifall fände: bei dem immermehr anschwellenden Stoffe sei es „aus nationalen Gründen" angezeigt, den Geschichtsunterricht „im wesentlichen" auf die vaterländische Geschichte zu beschränken und zu konzentrieren, wie man wahrscheinlich sagen würde. Ohne Zweifel werden solche Vorschläge kommen und im einzelnen mag auch jetzt schon dasjenige gefährdet werden, was Bismarck in jener Rede „unter andern Eigenschaften, mit denen Gott die deutsche Nation ausgestattet hat" aufführte — die „Bescheidenheit" — die Bescheidenheit der Selbsterkenntnis, in der wir in der großen und

in der kleinen Welt, in der Wissenschaft wie im Schulunterricht, nicht bloß eine löbliche Eigenschaft im allgemeinen, sondern auch eine wirkliche und nicht gering anzuschlagende Kraft erkennen. Im allgemeinen aber wird es doch bei der bisherigen Ordnung und Praxis bleiben, welche die außerdeutsche Geschichte in verständiger ausgiebiger Weise berücksichtigt und damit die eigene Volksgeschichte richtig verstehen lehrt.

Die andere Gefahr ist für die nächste Zukunft wenigstens viel dringender und tiefer greifend und fordert sehr ernste Beachtung. Es ist die, daß die konfessionelle Brunnenvergiftung, rüstig am Werk wie sie ist, weitergreifend auch dieses bisher nur erst wenig von ihr berührte Gebiet des gymnasialen Geschichtsunterrichts erfasse. Darüber hier ausführlich zu reden, hat keinen Zweck: ob und wie weit diese Gefahr abgewendet wird, hängt von der gesamten politischen und geistigen Entwicklung unserer Nation ab; aber darüber schweigen, wie unsere pädagogische Literatur mit Vorliebe tut, dürfen wir nicht und die besondere Pflicht, die hier dem Lehrerstand überhaupt und dem Geschichtslehrer insbesondere obliegt und der die unendlich große Mehrzahl der Hochschul- wie der Gymnasiallehrer auch seither treulich nachgekommen ist, ist uns klar durch die Idee unsres Berufes selbst vorgezeichnet. Diese Idee ist einfach, durch Mitteilung von Wahrheit zur Wahrhaftigkeit erziehen, und also, angewendet auf den Geschichtsunterricht, der die Dinge zur Rechten und zur Linken in der Vergangenheit zu sehen strebt wie sie wirklich waren, seinen Hörern möglich zu machen, auch die Dinge in der Gegenwart gerecht zu beurteilen und demgemäß zu handeln. Es ist in diesem Zusammenhang mit besonderem Nachdruck hervorzuheben, daß wir noch ein, man möchte sagen, von Natur neutrales Gebiet haben, zu dem die konfessionellen, politischen, sozialen Gegensätze der Gegenwart nicht hindringen, wenn sie nicht der Unverstand bei den Haaren herbeizieht, — die alte Geschichte. Hier hat man zwar für absehbare Zeit vielleicht keine radikalen Umsturzmaßregeln zu befürchten; die Schmälerung, um nicht pessimistisch zu sagen, die Abbröckelung aber hat bereits

angesetzt in der Beschränkung dieses Teils auf das eine Jahr der Obersekunda im preußischen Lehrplan, während dem Untersekundajahr die neuere Geschichte zugeteilt wird, eine Änderung, die man sich, so wie die Dinge jetzt liegen, gefallen lassen und der man ihre guten Seiten abgewinnen muß; sie zeigt uns aber, daß es Zeit ist, mit den Zugeständnissen an gewisse tatsächliche und nicht zu ändernde Verhältnisse nunmehr endgültig abzuschließen. Es ist sehr möglich, daß bei der unabweislichen Forderung, den geschichtlichen Stoff für den Unterricht zu sichten, die Logik der Oberfläche, die Dilettanten- und Zeitungsweisheit wieder mit Macht andringt, welche diesen Teil der Geschichte, weil er ja längst abgetan sei und uns Themistokles und Aristides und Romulus, der ja gar nicht einmal gelebt habe, geschweige Cicero, an dem nach Mommsen doch kein gutes Haar sei, im Grunde nichts angehen, bei jener notwendigen Sichtung als den in erster Reihe entbehrlichen und auf ein Minimum zu beschränkenden erklärt. Hier haben wir, wir Lehrer insgesamt, nicht bloß die Geschichtslehrer, den Regierungen, die vielfach in Versuchung und geneigt sind, dem, was sich in den Tagesblättern dreist als öffentliche Meinung gibt, Zugeständnisse zu machen, jenen Dienst zu leisten, den dem Odysseus seine Gefährten leisteten, als er die Insel der Sirenen passierte und ihren verlockenden Gesang anhören mußte: sie binden ihn an den Mast fest und ziehen die Bande immer fester, je schöner und lauter die Sirenen singen, und rudern rüstig vorwärts. Wir müssen es dem Leser überlassen, die Allegorie durchzuführen,

οἱ δ'ἐν νηῒ μ'ἔδησαν — ὀρθὸν ἐν ἱστοπέδῃ,

welches das Schiff und welches der Mast ist, an dem unsere Höchstverantwortlichen sich festbinden lassen sollten. Es ist Pflicht für jeden, der über den Tag hinaus Fragen der Zukunft bedenkt, mit allem Nachdruck, solange es noch Zeit ist, darauf hinzuweisen, daß eine gründliche Behandlung der alten Geschichte für die Bildung unserer leitenden Klassen in der Gegenwart und für absehbare Zukunft noch viel unentbehrlicher ist, als sie es für die der unseren unmittelbar voraufgehenden Generationen war, da diese in der viel

intensiveren Behandlung des Lateinischen und Griechischen, ohne daß dies beabsichtigt war, ein gutes Stück alter Geschichte in lebendiger Fühlung mit dem Leben dieser alten Völker gewannen. Wir wollen nicht wiederholen, was tausendmal über die verhältnismäßige Einfachheit und Übersichtlichkeit der alten Geschichte gesagt worden ist, es ist auch nur relativ richtig: denn man darf nur jetzt ein zusammenfassendes Werk wie die fünf Bände von Ed. Meyers Geschichte des Altertums lesen, um zu erkennen, wie das Leben der Völker zwischen Indus und atlantischem Meer auch in alten Tagen schon ein sehr kompliziertes gewesen ist. Das aber ist klar und bleibt es: 1. daß die Geschichte der Griechen und Römer, wie schon bemerkt, ein neutrales Gebiet bildet, auf dem die heute das Leben bewegenden Gegensätze und die ihrem Streit entströmende Leidenschaft nicht versuchen und irreführen können; 2. daß es für die Wirksamkeit des Gesamtunterrichts in Geschichte von garnicht zu überschätzendem Werte ist, auf einem Teil des ungeheuren Gebiets wirklich heimisch zu sein, und daß dies auf dem vorchristlichen griechisch-römischen am besten, weil am leichtesten zu erreichen ist; 3. und wichtigstens, daß wir hier und hier allein imstande sind, geschichtliche Wahrheit von den Schülern selbst erarbeiten, sie ein Quellenstudium elementarer Art mit stufenweisem Fortschritt machen zu lassen, ein Quellenstudium, das mit mensa, mensae beginnt und mit Sophokles' Antigone und Horaz endigt. Darüber wäre kein weiteres Wort zu verlieren, wenn diese so einfache Wahrheit nicht auch, wie es den meisten einfachen Wahrheiten geht, eben um ihrer Einfachheit willen so wenig erkannt und so wenig in ihren didaktischen und pädagogischen Konsequenzen begriffen würde.

Aus diesem elementaren Quellenstudium, das doch in der Lektüre der mittleren Klassen, Cäsar und Xenophon, als solches schon deutlich in die Erscheinung tritt, entwickelt sich bei dem einen mehr, bei dem andern weniger wirksam der Sinn für geschichtliche Betrachtung überhaupt, der Geschichtssinn, eine Wirkung, die nur bei wenigen ganz versagt: und er, dieser an den alten Quellen genährte Geschichtssinn ist es, der auch das Interesse in den speziell

der Geschichte gewidmeten Unterrichtsstunden nährt und fruchtbar macht. Daß dieses Mittel in seiner vollen Stärke erhalten bleibe, ist die erste aller Bedingungen, mit denen der Geschichtsunterricht auch in Zukunft zu rechnen haben wird. Es ist die besondere Stärke des humanistischen Gymnasiums: denn keine der andern Anstalten, denen neuerdings die Pflicht auferlegt ist, auch für akademische Studien vorzubereiten, kann dies in gleicher oder auch nur annähernder Stärke leisten. Wir haben uns hier nicht mit der Frage zu beschäftigen, welche Vorzüge die auf Mathematik, Naturwissenschaft, neuere Sprachen gegründeten Bildungsanstalten ihrerseits geltend machen können, sondern wollen nur auch in diesem Zusammenhang nachdrücklich betonen, wie wichtig es für das Gesamtleben unserer Nation ist, daß jener geschichtliche Sinn, wie ihn das Gymnasium durch sein Studium der alten Welt großzieht, durch ein starkes Kontingent von solchen humanistisch, d. h. historisch gebildeten Männern — auch Frauen dürfen wir jetzt hinzusetzen — in den leitenden Kreisen unserer Staatsgesellschaft vertreten sei und bleibe.

Indes sind wir nicht gemeint, die alte Geschichte von dem großen Stoffsichtungs- und Vereinfachungsprozeß ausnehmen zu wollen, den schon die Gegenwart und mehr noch die Zukunft dem Geschichtsunterricht auferlegt. Der Arme muß sich überall umsehen, wo er sparen kann, wo unnötige oder nicht unbedingt nötige Ausgaben gemieden werden können, und hier ist, wie wir uns zum Trost für die nächste Zukunft zum mindesten sagen können, in der Tat noch viel zu erreichen, wobei Wissenschaft, Lehrordnung, Lehrbücher und der ausführende Lehrer zusammenwirken müssen. Die Wissenschaft: indem sie in fortlaufender Arbeit das wirklich Wißbare und Wissenswerte feststellt und unter die beherrschenden Gesichtspunkte bringt; die anderen: indem sie schärfer prüfen und zusehen, welcher geschichtliche Stoff für jedes Alter wirklich Gegenstand des Wissens und Lernens, des verständigen Lernens, wirklicher Nahrungsstoff also sein kann und wie er didaktisch zubereitet werden muß, um es sein zu können. Man hat damit schon, und fast möchten

wir glauben auf dem Gebiet der alten Geschichte am meisten mit Entschlossenheit begonnen. Während man früher in der Weise der ebenso schlechten wie weitverbreiteten Pützschen Lehrbücher die Geschichte des alten Orients Paragraph um Paragraph Assyrer, Babylonier, Meder u. s. w. abhandelte, behandelt man sie jetzt episodisch als Bestandteil der Geschichte des ersten großen Zusammenstoßes zwischen Orient und Okzident, der Perserkriege, wohin eine Schilderung der großen Persischen Monarchie gehört: eine Schilderung, die nicht über die knappsten Andeutungen und in breiten Strichen gezogenen Linien der Geschichte dieser Länder hinauszugehen braucht. Mit den Pelasgern in der griechischen, den Aboriginern, Kaskern und wie diese *εἴδωλα καμόντων* alle heißen mögen in der römischen Geschichte hat man gründlich aufgeräumt und der preußische Lehrplan von 1901 ist sogar mit seiner Weisung für Quarta: „Die Behandlung der Zeit vor Solon einerseits und dem Auftreten des Pyrrhus andererseits ist auf das knappste Maß zu beschränken“, vielleicht schon etwas zu weit gegangen und hat unserer Ansicht nach fehlgegriffen, indem er Erzählungen aus der älteren Geschichte der Griechen und Römer mit der Etikette „Geschichte“ der Quinta als Pensum zuwies. Die einzelnen Phasen des Ringkampfes um die Hegemonie zwischen Athen und Sparta, das letzte Drittel des peloponnesischen Kriegs lassen bedeutende Kürzungen zu; es ist nicht nötig, daß man alle vier Feldzüge des Epaminondas in den Peloponnes erzählt; die Diadochenzeit kann und muß sich, unter Weglassung von ein paar Dutzend Namen mit einer allgemeinen Charakterisierung begnügen, die aber deswegen nicht uninteressant zu sein braucht. Die römische Königszeit, die ersten Zeiten der Republik, ihre innere und äußere Geschichte, der Verfassungskampf und die Kriege in Italien, auch der große italische oder zweite Samniterkrieg werden sich mit etwa drei Stunden begnügen müssen, während man früher eine Menge Zeit an diesen für das Verständnis der Schüler sehr schwer zugänglichen, großenteils höchst unfruchtbaren Stoff verschwendet hat. Die römische Kaiserzeit, eine für die Gereiften überaus interessante Periode, wird

— denn auch die Politik der kleinen Mittel ist für den armen Mann nicht zu verachten — unter der Etikette „das Imperium Romanum und die Germanen“ im ersten der beiden Primajahre die Einleitung zur deutschen (mittelalterlichen) Geschichte bilden, wie wir schon bemerkten. Man wird dann die sogenannte mittelalterliche Geschichte, als deutsche gefaßt, von Höhepunkt zu Höhepunkt — Theodorich und Chlodwig, Karl der Große, Otto I., Gregor VII. und Heinrich IV., Kreuzzüge, Friedrich I. und II., Rudolf von Habsburg, Konzilienbewegung — führen, wird hier reichlicheres Detail und eine wirkliche Erzählung geben, bei den dazwischen liegenden Teilen die den Weg und Gang der Dinge bezeichneten Tatsachen mit kurzer Erläuterung angeben. Man wird unterscheiden, was wirklich erzählt werden kann, was nur im Umriß vorgeführt oder, wenn der Ausdruck gestattet ist, nur punktiert werden kann. Darnach werden künftighin auch unsere Lehrbücher sich einrichten müssen, die noch immer allzureichlichen Stoff in allzugleichmäßiger Behandlung bringen.

Bei der neueren Geschichte — wir verstehen darunter die Zeit von 1517 an — ist die Sichtung für den Gymnasialunterricht in demselben Maße schwieriger, als einesteils hier die Menge des schon geklärten, geformten, in so schönen Werken wie den Rankeschen dargebotenen Stoffes größer ist, und als andererseits das Interesse — oder, wie man auch sagen könnte, das Verlangen nach reichlichem Detail — wächst, je näher man der Gegenwart, dem jetzt lebenden Geschlechte kommt. Doch kann man immerhin, ohne daß wir uns zu tief in das einzelne der notwendigen Ersparungen einlassen dürften, einige dieser Ersparungen, auf die schon mehrfach hingedeutet worden ist und die auch da und dort schon gemacht werden, namhaft machen: bei der deutschen Geschichte von 1555 bis 1618, etwa den zweiten Teil des dreißigjährigen Krieges von 1632—1648, die Kriege Ludwigs XIV. vor 1701, die Ereignisse im Osten bis zum Karlowitzer Frieden, die englische Geschichte von 1689 bis zur Losreißung der nordamerikanischen Kolonien, die Revolutionskriege vor Bonapartes Auftreten. Von dem seit

1815 bis zum Ende des Jahrhunderts zugewachsenen Stoffe wird man jetzt die Zeit von 1815—1848, dann wieder die von 1852 bis 1863 sehr kurz, mehr punktierend als erzählend abhandeln und vermutlich wird auch die von 1871—1900 im Gymnasialunterricht der Zukunft nur eine mäßige Zeit in Anspruch nehmen. Daß man diesen Unterricht nicht mehr mit Extraforderungen, besonderen Quellenbüchern für mittelalterliche und neuere Geschichte — für die alte sind sie ganz unnötig — und ähnlichem beschweren darf, brauchen wir nicht auszuführen.

Die Art, wie sich die Lehrbücher der Zukunft mit dieser Überfülle des Stoffes bei knapp zugemessener Zeit einzurichten haben werden, an einem ausgeführten Beispiel zu erläutern, ist hier nicht der Ort, und um ein solches nach den hier angedeuteten Gesichtspunkten zu schreiben, ist der Verfasser dieser Skizze zu alt. Unsere Universitätslehrer aber, um auch dies noch zu berühren, lassen sich durch solche Zukunftsfragen weder die Arbeit noch den Schlaf stören. An vortrefflichen Vorlesungen (und Büchern) über alle möglichen Teilgebiete und sehr spezielle Gegenstände ist kein Mangel; in historischen Seminarien arbeitet man fleißig und sie werden mit Einsicht und Hingebung geleitet. Es ist der Beruf unserer Hochschullehrer: sie haben den künftigen Geschichtslehrer in den Stand zu setzen, das Material zu seinem Unterricht mit richtiger Kritik zu gewinnen, auszuwählen, Geschichtsfabeln, verjährte Irrtümer abzulehnen, und womöglich sollen sie ihm Muster historischer Darstellungskunst sein. Ein doppeltes allerdings möchten wir im Interesse der Zukunft des Geschichtsunterrichts an Gymnasien und analogen Anstalten wünschen: 1. gelegentlich ein Publicum für die künftigen Geschichtslehrer über die Didaktik ihres Faches und 2. Vorlesungen über das, was man früher Philosophie der Geschichte genannt hat — eine Vorlesung über das Ganze der sogenannten Weltgeschichte, den Gang, den die Entwicklung des Menschengeschlechts zur Menschheit im ethischen Sinne gemacht hat, Ideen, Fortschritte, Hemmungen auf diesem Gange. Im übrigen aber getrösten wir uns für die Zukunft des Faches mit der Wahr-

nehmung, daß der Geschichtsunterricht am Gymnasium in den sechzig bis siebzig Jahren, auf welche unsere Eindrücke sich erstrecken, besser, vor allem wahrer, man gestatte den Ausdruck, geschichtlicher geworden ist, man weit mehr darauf aus ist, die Dinge so zu schildern, vorzuführen, einzuprägen, wie sie wirklich geschehen sind, und daß er eben mit diesem Realismus den idealen Momenten unserer Betrachtung der Vergangenheit zu größerer Wirkung verholfen hat.

21. Die Marianischen Kongregationen*

Die Nachricht, daß die preußische Schulregierung geneigt oder im Begriffe sei, den Schülern der höheren Schulen die Teilnahme an den sogenannten Marianischen Kongregationen, die ihnen unter dem Ministerium Falk aus sehr guten Gründen untersagt wurde, wieder zu gestatten, hat in weiten Kreisen Aufsehen und schwere Besorgnis erregt: vor allem in der Lehrerwelt unserer Mittelschulen und nicht am wenigsten, setzen wir hinzu, unter den Lehrern katholischen Bekenntnisses. Dies letztere ist sehr erklärlich: denn sie brauchen sich nicht erst, wie die evangelischen, darüber belehren zu lassen, was Marianische Kongregationen sind.

Wir wollen hier nicht davon reden, wie die Übertreibungen des Kultus der Jungfrau Maria, die jetzt wie einst im Jahre 1837 in Spanien im karlistischen Lager in aller Form zur Generalissima des ultramontanen Heerbannes ernannt worden zu sein scheint, auf jugendliche Gemüter wirken müssen. Wir wollen nur auf die pädagogischen Gründe hinweisen, welche einst evangelische wie katholische Schulmänner in ihrer großen Mehrzahl jenes Verbot mit Genugtuung begrüßen ließen. Es war nicht bloß die Besorgnis vor einer Störung des konfessionellen Friedens unter den Schülern einer und derselben Anstalt, die sie bestimmte, noch auf die auf der Hand liegende Wahrnehmung, daß es den obersten Grundsätzen der Erziehung desjenigen Teils der vaterländischen Jugend, welche

* Aus der Wartburg, Februar 1904.

den leitenden und verantwortungsvollsten Stellungen in Staat und Gesellschaft zugeführt werden sollen, ins Gesicht schlagen hieße, wenn diese Jugend früh und mit Aufbietung aller religiösen Reiz- und Lockmittel in eine Kampfesorganisation und Kampfesatmosphäre hineingezogen würde, bei der ihnen notwendigerweise die höchste Hebelkraft des Erziehungs- und Bildungswerks, die Kraft eigenen Urteils und selbständigen Wollens unmerklich und vielen für immer verloren ginge: es war vor allem der Gedanke, daß die organische Einheit der Anstalten, auf der unsere Gymnasialerziehung beruht, auf das empfindlichste gestört werde, wenn ein von außen kommender, dem Gemeinschaftsleben der Anstalt fremder, ihm nicht verantwortlicher Einfluß in einer, milde ausgedrückt, durchaus einseitigen Richtung das Seelenleben einer größeren Anzahl ihrer Schüler bestimmt und beherrscht. Niemand bestreitet den mittelbaren oder unmittelbaren Anteil, den religiöse Unterweisung, kirchlicher Brauch und Übung am Erziehungswerk unserer höheren oder niederen Schulen besitzt. Unsere ganze pädagogische Literatur wie die tägliche Praxis an unsern höheren Schulen gibt dafür Zeugnis, und ein breiter, in der Tat unserer Ansicht nach schon zu breiter Raum ist in dieser Hinsicht der römischen Kirche und den katholischen Religionslehrern eingeräumt. Allein was darüber hinausgeht, es trage die römisch-katholische oder die hochkirchlich-evangelische Farbe, stört das einheitliche, unbefangene Arbeiten der Lehrenden und entfremdet vor allem die Schüler den Lehrern, die dann aufhören, für sie in erster Linie Träger der Autorität, des Idealen, Repräsentanten der sittlich-religiösen Idee zu sein. Daß dies unserm nationalen Erziehungswerk verderblich werden muß, liegt auf der Hand; auch ist es kein leeres Schreckgespenst, sondern erfahrene Wirklichkeit. Und weiter: was bei dem jüngsten Vorstoß in Trier* ziemlich unumwunden und fast wie eine selbstverständliche Forderung ausgesprochen worden ist — es macht

* Des Bischofs Korum, der katholische Eltern mit der Exkommunikation bedrohte, wenn sie ihre Töchter in die simultane Töchterschule schickten.

diese einer außerhalb der Schule stehenden Organisation eingegliederten Schüler vielfach zu Aufpassern, gegenüber ihren Mitschülern nicht allein, sondern auch gegenüber den irgendwie ihren Leitern verdächtigen Lehrern, „vergiftet das Vertrauen“, wie der Dichter sagt, und solche Schüler glauben mit solcher Achtsamkeit noch ein gutes Werk zu tun. Es gibt ein einsichtiges Wort eines berühmten englischen Pädagogen, Thomas Arnold, der, wie bekannt, auf streng christlichem Boden stand, sein Ziel sei, christliche Männer heranzubilden — für christliche Knaben könne er sich nicht stark machen. Um aber unsere Knaben zu christlichen Männern zu erziehen, dazu gehört, daß man sie zu ernster Selbstverantwortung nach selbsterrungener Überzeugung heranbilde. Sie frühzeitig einer Partei, und wäre ihre Fahne noch so einladend und reich bestickt, zu überliefern, geht wider das eigentliche Lebensprinzip unserer vaterländischen höheren Schulen, und vor allem der Techniker des pädagogischen Berufs, die Lehrerwelt, muß sich jedem solchen Versuch entgegenwerfen.

Aber noch ein anderes. Wir können nicht glauben, daß in den maßgebenden Kreisen unserer Schulregierung jene pädagogischen Bedenken, welche einst das Verbot der Teilnahme an diesen Kongregationen herbeigeführt haben, verschwunden seien — sagen wir's nur geradezu, wir glauben, daß dort die Überzeugung der übergroßen Mehrheit der Sachverständigen von dem Pädagogisch-Verwerflichen solcher von Priestern im Geist der Gesellschaft Jesu, dem die Marianischen Kongregationen entsprungen sind, geleiteten Jugendvereine und alles, was dem gleicht, geteilt wird. Wird diese Teilnahme an diesen Vereinen jetzt wieder gestattet, so geschieht es nicht aus sachlichen, sondern aus politischen Gründen: und gegen diese Verquickung des Werks nationaler Erziehung mit dem, was eine augenblickliche und — hoffen wir — vorübergehende politische — politische, nicht religiöse — Strömung einer Regierung opportun erscheinen lassen mag, müssen wir laut und nachdrücklich protestieren.

Nirgends hat der preußische und überhaupt der deutsche und moderne Staat eine sicherere Position als an seinen Schulen. Er

hat hier eine ganz klare, unzweideutige, sittliche Pflicht und Aufgabe; er hat die Sicherheit des guten Gewissens, denn er hat diese Schulen geschaffen oder neu und zeitgemäß umgeschaffen; er hat ihnen stete und eifrige Fürsorge und eine im ganzen stets einsichtige Reformarbeit gewidmet: man darf sagen, daß er hier auf diesem Boden unüberwindlich ist, wenn er nicht von selber die Waffen streckt.

Der staatsweise Sinn Kaiser Wilhelms II. hat einst im Jahre 1892 ein klerikal zugespitztes, von einer aus Ultramontanen und verblendeten evangelischen Konservativen zusammengesetzten Mehrheit beschlossenes Schulgesetz zurückgewiesen, weil es den Kern der Nation, die Mittelklassen, gegen sich hatte. Um diese Fahne müßte sich jedem weitern Schritt einer Waffenstreckung gegenüber vor allem die Lehrerwelt, Universität, Mittelschule, Volksschule eng zusammenscharen und sich erinnern, daß auch ihr ein Priestertum anvertraut und die Hut eines Heiligtums befohlen ist.

---

22. Ein Trinkspruch*

Hochgeehrte Versammlung!

Ich habe den Auftrag und die Absicht, Ihnen ein Lebehoch vorzuschlagen für die evangelisch-theologische Fakultät unserer rheinischen Universität Bonn.

Wo eine neue evangelische Kirche eingeweiht wird, da darf eins nicht fehlen, was überall mit dabei ist, wo auf evangelischem Boden erbaut wird: die Wissenschaft. Die große Kraft aller auf dem Boden des Evangeliums errichteten Kirchengemeinschaften ist das Wort — in dem tiefen Sinn der heiligen Schrift, der lebenschaffende, lebengestaltende Gottesgedanke. Diener des Worts nennen wir unsere Geistlichen — sie sind nicht Priester in einem besonderen Sinne; Priester des Höchsten sind wir alle, sollen wir alle sein, „Alles was aus der Taufe gekrochen ist" nach Luthers Wort, der jenen großen verschütteten christlichen Satz vom allgemeinen Priestertum wieder ans Licht gehoben hat. Unsere Geistlichen teilen die Leiden und Freuden und vor allem die sehr ernsten Aufgaben des häuslichen Lebens und sie teilen auch oder vielmehr üben als schwerste Pflicht das wissenschaftliche Leben, das heiße Ringen nach Erkenntnis, — sie sind Theologen, was die Priester der römischen und griechischen Kirche nicht in dem Maße sind, und, fürchte ich, immer weniger sein werden. Wir wollen es nicht vergessen, daß

* Bei Einweihung der Christuskirche zu Köln gesprochen am 2. Dezember 1894.

das 16. Jahrhundert unserm Volke, jedem, ein Buch in die Hand gedrückt hat, das Buch, das Buch der Bücher, das Buch des Lebens, das auf der einen Seite dem schlichtesten Menschendasein klar und deutlich und einfach den Weg durchs Leben zeigt und auf ihn leitet, und auf der andern Seite nach seinem unendlichen Inhalt immer neue Fragen und Probleme anregt, an denen die Weisesten der Weisen sich nicht zu Ende denken und forschen können. Daß dabei Verschiedenheiten der Ansichten und Strebungen kommen, ist natürlich — ist, wenn ich es aussprechen darf, Gottes Wille und Ordnung. Oft genug gehen die Wellen der durcheinanderwogenden Strömungen hoch und stürmisch, denn unser kirchliches Leben ist kein stehendes Wasser, sondern ein lebendiger Strom: aber der Geist Gottes schwebt über den Wassern, und wer möchte jene Verschiedenheiten beklagen angesichts dessen, was seit dem 16. Jahrhundert durch jene Reibung der Geister geschehen ist — bis auf den heutigen Tag, ja auch am heutigen Tage hier unter uns geschehen ist? Auch das wollen wir nicht vergessen, daß die Bewegung, die das europäische Leben im 16. Jahrhundert erneuert hat, von einer deutschen Universität ausgegangen ist, daß Martin Luther nicht allein ein glaubens- sondern auch ein wissensstarker Mann war. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ Als er diese Worte zu Worms in Kraft seines Glaubens sprach, da hat er nicht allein bloß geglaubt, sondern er hat es auch gewußt, daß Papst und Konzilium oftmals geirrt haben und sind „ihnen selbst widerwärtig gewesen“, und überall, wo heut ein Mann der Wissenschaft ein „hier stehe ich, ich kann nicht anders“ mit voller Wahrhaftigkeit sprechen kann, da wird Gott, was er sagt und lehrt trotz alles Kleinglaubens zum Heil gedeihen lassen. In diesem Sinne rufen wir der evangelisch-theologischen Fakultät zu Bonn ein Wort der Ermutigung und der freudigen Hoffnung zu.

23. Das evangelische Pfarrhaus und der katholische Klerus

Seit einigen Jahren ist von katholischer Seite und in nicht sehr geschickter Weise die Frage der Parität gestellt und Klage geführt worden über die zu geringe Berücksichtigung des katholischen Teils unserer Bevölkerung bei der Besetzung wichtiger und einflußreicher Stellungen im Staate. Seitdem hat sich die Aufmerksamkeit weiter diesem Gegenstande zugewandt. Die Untersuchung, die nicht amtlich, aber um so gründlicher durch die freien Kräfte in aller Öffentlichkeit geführt wurde, hat allerdings die Tatsache festgestellt, daß nicht etwa bloß oder auch nur vorzugsweise im Staats- und Gemeindedienste, sondern in Industrie und Handel, in jeder Art des Erwerbs- wie des literarischen Lebens, des wissenschaftlichen so gut wie des übrigen, das protestantische Element weit überwiegt und in unverhältnismäßig vielen Fällen die leitenden Stellungen einnimmt. Wir nennen statt aller andern nur die sehr schlagende Tatsache, daß in einigen namhaften und verbreitetsten deutschen Lesebüchern für die oberen Klassen unserer höheren Schulen, die von unzweifelhaft gutgläubigen Katholiken zusammengestellt sind, die von katholischen Schriftstellern entnommenen Stücke zu den von Protestanten verfaßten sich wie 1 zu 10 verhalten.

Daß daran keine Regierungspolitik schuld war, lag am Tage. Die Rückständigkeit des katholischen Drittels unserer Nation mußte notgedrungen zugegeben werden, und es ist bekannt, wie ernsthafte

katholische Männer der Wissenschaft alsbald Hand anlegten, das Versäumte nachzuholen. Wie weit diese Versuche glücken, muß abgewartet werden. Zunächst gilt es, der Erscheinung auf den Grund zu gehen, und wir müssen die Aufrührung dieser Paritätsfrage mit Genugtuung begrüßen, weil sie uns zu ernsthafter Prüfung dessen zwingt, was die Geschichte unserer Nation seit bald vier Jahrhunderten zu ihrer Erklärung bietet. Daß eine so auffallende und dabei so unzweifelhafte Tatsache wie die — drücken wir es nun lieber positiv aus — starke Kulturüberlegenheit des protestantischen Elements in Deutschland und nicht in Deutschland allein nicht Ursachen des Augenblickes, nicht einzelnen politischen Konstellationen oder gar dem Wollen oder den Launen einzelner Menschen entsprungen sein kann, daß man, um sie zu erklären, in die Tiefe gehen muß, leuchtet ein.

Ganz unmittelbar führt diese Wahrnehmung auf die grundlegende Tatsache der neueren Geschichte, die Reformation des 16. Jahrhunderts, zurück, und eine kurze Betrachtung wird uns auf die Stellung führen, welche das evangelische Pfarrhaus und welche das katholische Priestertum in dieser großen Frage unseres nationalen Lebens einnehmen.

Nicht bloß in der Welt der Technik, wie man uns heut so oft sagt, sondern auch in der geistigen Welt, im Seelenleben der Menschheit, werden zuweilen neue große weltumgestaltende Kräfte, ähnlich den physischen Kräften des Dampfes oder der Elektrizität, entdeckt oder entbunden, und die Kraft, welche durch die Tat Luthers im 16. Jahrhundert entbunden worden ist, können wir kurz als die Kraft der Überzeugung bezeichnen. Glauben, einen auf Autorität und Überlieferung gegründeten Glauben hatten die Menschen, — eine Überzeugung — einen durch eigenes Denken und Ringen und im Feuer der sich bekämpfenden Gegensätze bewährten und befestigten Glauben — hatten sie nicht. Erst seitdem Luther jenem im großen und ganzen unlebendig gewordenen Kirchenglauben die freie Kraft eines tiefempfundenen religiösen, also im tiefsten Sinn persönlichen Bedürfnisses entgegengesetzt und der

Sehnsucht vieler Millionen ersten Ausdruck gegeben hatte, wurde es zur Notwendigkeit für jeden, der nicht bloß vor der Welt, sondern vor allem vor Gott und seinem eigenen Innern bestehen wollte, sich auf Grund des in der heiligen Schrift niedergelegten Gotteswortes und seines eigenen vernunftgemäßen Denkens eine Überzeugung zu bilden, und für eine solche mit seiner Persönlichkeit und seinem Leben — Gut, Ehr', Kind und Weib — einzustehen. So erhielt in Millionen Seelen der Glaube neue Lebenskraft und erzeugte dadurch tausend andere Lebenskräfte und deshalb ist mit Recht der 31. Oktober 1517 als der Ausgangspunkt der jüngsten großen Epoche der Menschengeschichte anerkannt. Es ist nicht möglich, auf knappem Raum alle Wirkungen dieses Neuen darzulegen: daß es vor allem die Stellung des geistlichen Standes aufs tiefste beeinflussen mußte, ist klar. Dieser geistliche Stand hatte längst nicht mehr ausschließlich, aber doch noch im größten Umfang die Führung auf allen geistigen Gebieten und stand so auch in dem großen Kampfe, der sich jetzt entspann, in den vordersten Reihen.

Hier nun zeigte sich bald der tiefe Unterschied der evangelischen und der katholischen Anschauung in seiner ganzen Kraft und Wirkung. Der katholischen Anschauung war und blieb der geistliche Stand ein, jeder weltlichen Ordnung gegenüber besonderer, in allen religiösen Dingen kraft dieser seiner besonderen Begnadung souverän entscheidender Teil der Gesellschaft und diese Loslösung von Welt und Staat sprach sich am deutlichsten aus in dem Zölibat der Geistlichen, dem Gelübde und Zwang der Ehelosigkeit, die nach der ursprünglichen Idee diesem Stande einen besonderen Charakter der Heiligkeit verlieh. Die Reformation griff demgegenüber auf das alte und echtchristliche Prinzip sittlichen Lebens zurück, das die natürlich menschlichen Verhältnisse Familie, Gatten, Eltern, Kinder nicht verneinte, sondern heiligte, ihnen eine neue innere Weihe gab und Kraft aus einer höheren Lebenssphäre einflößte: so erwuchs das evangelische Pfarrhaus, das in des großen Reformators eigenem Familienleben sein Vorbild erhielt.

Was ist die Bedeutung dieses Wandels gewesen und welche Wirkungen hat er gehabt, und wie hängt er zusammen mit der völligen geistigen Rückständigkeit katholischer Bevölkerungen in solchen Staaten, in denen wie in Spanien der Katholizismus die staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen ausschließlich beherrscht?

Man darf die ungeheure Kraft des katholischen Priestertums und der ihr zugrunde liegenden Idee — man darf seinen wohltätigen Einfluß auf die Millionen nicht unterschätzen, darf das Große und Gute nicht verkennen, das dieser kraft des Opfers, das der Eintritt in diesen Stand verlangt, vollbracht hat, nicht die Kraft der Entsagung, durch welche katholische Priester z. B. als Missionare fast Übermenschliches geleistet haben, — auch nicht, namentlich nicht in unseren Tagen, die vielfach erziehende und veredelnde Einwirkung auf die Menge, die der katholische Geistliche, in der Regel derselben Gesellschaftsschicht wie diese Menge entstammend, um sich zu sammeln versteht. Äußerlich betrachtet, scheint der katholische Geistliche seiner Gemeinde mehr zu bedeuten als der evangelische der seinen. Und doch ist es eine sichere und augenfällige geschichtliche Tatsache, daß der aus der Reformation hervorgegangene geistliche Stand unserer Nation, zunächst ihrem protestantischen Teil, aber nicht ihm allein, weit mehr geworden ist, als die Priester der römisch-katholischen Kirche ihren Glaubensgenossen, geschweige der Nation im ganzen gewesen sind. Das zu erklären ist nicht schwer. Die Geistlichkeit der alten Kirche schöpfte ihr Ansehen aus ihrem priesterlichen Amt und Charakter, die protestantische vor allem aus der Persönlichkeit. Ihr Wissen, ihr Wandel, ihre Rede, ihre christliche Überzeugung, nicht oder doch nur in zweiter Linie ihr geistliches Gewand schuf und sicherte diesen ihren Einfluß auf Gemüt und Geist ihrer Gemeinden. Und indem ferner der Protestantismus jedem Gliede der Gemeinde die Bibel in die Hand drückte, gab er der Gemeinde und dem Geistlichen ein gemeinsames Maß, nach dem sie sich gegenseitig, der Geistliche die Gemeinde und die Gemeinde den Geistlichen, richteten, und daraus ergab sich ein Zusammenhang geistigerer und viel wirk-

samerer Art, als ihn z. B. die Beichte auf römischem Boden schafft, die zwar dem Priester eine große Macht verleiht, die Gemeinde aber dem Priester gegenüber ganz unselbständig macht. Und weiter: diese protestantischen Geistlichen lebten, indem sie in die Ehe traten, indem sie die Freuden wie die sehr ernsten Pflichten und Sorgen des Familienlebens teilten, das Leben ihrer Gemeinde in einem viel volleren Sinne mit, als es auf katholischem Boden bei der trennenden Schranke, die der Zölibat zwischen Klerus und Laien aufrichtete, möglich war. Hier im eigenen Hause, das dem katholischen Priester fehlt, bildete und entfaltete sich die tiefste und inkommensurabelste der menschlichen Kräfte, die Persönlichkeit, und sie wurde bei diesem Stande dadurch noch besonders getragen und gehoben, daß ihm sein Amt, der Dienst am Wort, die Predigt und was mit ihr zusammenhängt, ein stetes Forschen, ein ernstes und fortgesetztes theologisches Studium zur Pflicht machten. Man hört jetzt viel von Fortbildung der Religion: wir möchten lieber sagen, daß die christliche Religion — es gibt keine andere — stets neue Lebenskeime hervortreibt und mit dem besten, was die wechselnden Zeiten an Kräften und Künsten hervorbringen, leicht sich verbündet. Es ist ein ewiges Wachsen und Werden, in dem sich diese Lebenskraft betätigt. Wir würden uns heute wenig erbaut fühlen von der Auffassung der altrationalistischen Schule, die im Anfang dieses Jahrhunderts unter der evangelischen Geistlichkeit und Gesellschaft überwog — und doch sind es diese ohne mystischen Tiefsinn verständig-moralisierenden Prediger gewesen, welche in dem patriotischen Aufschwung des Jahres 1813 eine so bedeutende Rolle gespielt haben.

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus — —

Das ist Christentum in der Form des kategorischen Imperativs, — und so sehen wir denn auch auf protestantischem Boden mit Ruhe den heutigen Kämpfen um die Weiterentwicklung der Religion zu,

in denen auch das evangelische Pfarrhaus seine Bedeutung für unser mit dem Christentum unauflöslich verbundenes nationales Leben behaupten und in Freiheit betätigen wird.

Allein wir haben mit diesen Erwägungen, die vorzugsweise das Einzelleben betreffen, die Bedeutung des protestantischen Pfarrhauses gegenüber dem katholischen Priestertum nicht erschöpft. Das für unser nationales Leben vielleicht wichtigste Stück, und das auch für die „Rückständigkeit" den einen, freilich nicht einzigen aber wesentlichen Erklärungsgrund liefert, ist noch zurück.

Das evangelische Pfarrhaus ist ein fruchtbarer Baum: in diesen Häusern hat sich eine Tradition frommen Sinnes und Eifers in Verbindung mit streng wissenschaftlicher Begründung fortgepflanzt. Ein Sohn, Söhne sind vorhanden, die wieder diesen ernstesten Beruf oder einen andern, ähnlichen ergreifen, und auch diesen mit etwas von jenem ernsten Idealismus erfüllen, die Töchter, dem weiblichen Berufe entsprechend, hüten das heilige Herdfeuer dieses Idealismus. Man braucht von den Unzähligen nur etwa die Namen Lessings und Wielands zu nennen, oder auf den Einfluß der evangelischen Theologie in Württemberg und Hessen hinzuweisen, um den ungeheuren Einfluß anzudeuten, den diese evangelischen Pfarrhäuser eben in den Tiefen des geistigen Lebens von jetzt vielleicht zwölf Generationen ausgeübt haben. Von alledem ist auf katholischem Boden nicht die Rede. Auch hier liefern die mittleren Stände, vor allem die Bauernschaft, und hier und da ein hochadliges oder ein Fürstenhaus ihre Söhne, und im ganzen sicherlich ihre begabtesten Söhne dem geistlichen Stand. Aber das geistige Kapital, das hier im Lauf eines kurzen Menschenlebens gesammelt wird, bleibt nicht, es verflüchtigt sich, zerstreut sich wieder, wenn dieses Menschenleben, das keinen Nachwuchs hinterläßt, erloschen ist. Diese in aller Stille und in der Tiefe wirkende Kraft in den evangelischen Kirchengemeinschaften hat jetzt seit bald vier Jahrhunderten gearbeitet, die zahllosen kleinen Kräfte, die sie einschließt, haben sich gemehrt und summiert, zu den fünf anvertrauten Pfunden sind fünf andere und werden immer mehrere ge-

wonnen, und jetzt in unserer Zeit, wo man auf alles die forschenden und ins Innere dringenden Strahlen zu richten gelernt hat, tritt diese Wirkung klar zutage, und der Vorsprung ist schon viel zu groß geworden, als daß die ernste und ehrliche Forschung eines Kraus, Schell oder Ehrhardt ihn leugnen oder einholen könnte.

24. Über die Solidarität aller Lehrenden*

Sie wünschten, verehrtester Herr Kollege, von mir eine kurze Darlegung meiner Gedanken über das, was wir die Solidarität der an Volksschulen, Mittelschulen und Hochschulen Unterrichtenden nannten — auf deutsch die Gemeinschaft oder das Gemeinschaftsbewußtsein, das zwischen den Lehrern an den verschiedenartigen Unterrichts- und Erziehungsanstalten unseres Vaterlandes besteht oder bestehen sollte. Ich willfahre diesem Wunsche um so lieber, als ich in die Jahre getreten bin, wo man ans Abschiednehmen denken muß, und ich die Gelegenheit nicht versäumen möchte, mich auch von den Freunden, die ich mir durch einige meiner Schriften unter den Volksschullehrern gewonnen habe, zu verabschieden. Zunächst erlauben Sie mir eine persönliche Erinnerung vor Ihnen und denen, welchen Sie diese Epistel etwa zu lesen geben wollen, auszukramen. Vor vierzig Jahren war ich in Moers am Niederrhein, damals einem Ackerstädtchen von dreitausend Einwohnern, als Rektor des dortigen Progymnasiums tätig. Alle vier Wochen traten die evangelischen Lehrer der Kreissynode zu einer Konferenz zusammen, debattierten am Vormittag über allerlei Erziehungs- und Unterrichtsfragen, hörten auch wohl einen Vortrag des geistvollen früheren Seminardirektors Zahn über einen biblischen Gegenstand; am Nachmittag trug dann einer oder der andere der Teilnehmer etwas über ein Kapitel aus der Geschichte, Natur-

* Brief an den Herausgeber der „Dorfschule" vom 1. August 1905.

kunde u. s. w. vor. Einen solchen Vortrag zu halten wurde ich aufgefordert, und es blieb bei dem einen nicht; ich war damals mit Ausarbeitung einer Geschichte der Griechen beschäftigt, die später viel gelesen worden ist: wo ich ein geeignetes Kapitel fertig ausgearbeitet hatte, las ich es an jenen Nachmittagen vor, an denen ich so regelmäßiger Gast und mit einer größeren Anzahl von Volksschullehrern und ihrer Gedankenwelt vertraut wurde. Bei meiner Übersiedlung nach Köln gaben mir diese Freunde noch ein Abschiedsessen, für das in jenen glücklichen Zeiten das Gedeck fünfzig Pfennig kostete und das Menü einen oder wenn man will zwei Gänge, nämlich 1. Kalbsbraten mit Kartoffeln, 2. Kartoffeln mit Kalbsbraten aufwies, das mir aber einen freundlicheren und allseitig befriedigenderen Eindruck hinterließ als so manches spätere Diner oder Souper mit raffinierterer „Speisenfolge“ und entsprechender Gesellschaft.

Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich in meinem späteren Leben niemals eine dankbarere Zuhörerschaft gefunden habe, als meine damalige: mit einer Ausnahme, den anderthalbhundert Teilnehmern an dem jüngsten theologischen Ferienkurse für Elementarlehrer in Bonn, an dem ich, nachdem meine Wirksamkeit als Gymnasiallehrer ihren Abschluß gefunden hatte, auf deren Wunsch mich zweimal mit Vorträgen beteiligt habe. Hier wie einst in Moers hatte ich die lebhafte Empfindung, nicht bloß Gebender, sondern auch Empfangender zu sein — die Empfindung, daß ich von diesem Zusammensein mit Männern desselben Berufs auf demselben großen vaterländischen Ackerfeld — nur an einer anderen Arbeitsstelle als der meinigen, — eine Anregung und Bereicherung, eine Erweiterung meines Lehrerhorizontes erhielt, die ich sonst nirgends hätte finden können. Mein Eindruck aber oder mein Gewinn war noch ein anderer. Ich fand Ursache, diese meine Kollegen zu beneiden um die vergleichsweise Einfachheit ihrer Aufgaben, ihre Schulung für diese Aufgaben, ihre unmittelbare Berührung mit dem Volk und dem Leben, ihre frische Empfänglichkeit für das Neue und Andere, das w i r ihnen bieten konnten — auch

daß ihnen die Pein erspart war, die mich und meinesgleichen noch von der Universität her umtrieb, das Grübeln und kritisch-skeptische Nachdenken über ungelöste und niemals ganz befriedigend zu lösende historische, philosophische, theologische Probleme, denen auch sie allerdings nicht fremd bleiben konnten noch wollten, denen sie aber ohne den lastenden gelehrten Apparat mit den Mitteln gesunden frischen Empfindens und Beobachtens und, setze ich hinzu, Verzichtens gegenüberstanden.

Ich war also sehr betroffen, als ich, was mir einst in Moers noch nicht entgegengetreten war, vernehmen mußte, wie in Volksschullehrerkreisen der Gedanke auftauchte, daß es eigentlich zu wünschen, ja zu erstreben sei, daß der Elementarlehrer sich für seinen Beruf dasjenige erwerbe, was man mit dem vornehmen Namen akademische Bildung bezeichnet. Das hieße ja, sagte ich mir und sagte es auch einigen der Übereifrigen unter meinen Berufsgenossen an der Volksschule, das hieße fürwahr, mit Esau sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht verkaufen.

Zunächst suchte ich mir den Gedanken aus dem Utopischen ins Wirkliche zu übersetzen und fand, daß er verlangen würde: 1. die Errichtung von mindestens fünf neuen Universitäten oder die Ausdehnung der bestehenden zu abenteuerlichen Verhältnissen, 2. die Einrichtung einer neuen, pädagogischen oder sonstwie zu nennenden Fakultät, 3. die Erweiterung und innere Modifikation der Vorbereitungsanstalten, 4. Entscheidung einer Reihe wichtigster Fragen, — auf wie lange, auf welche Fächer sich die akademische Vorbildung der künftigen Volksschullehrer erstrecken, wie die Prüfungen, wie das Verhältnis zu den Mittelschulen sich gestalten würde, und vieler anderen: ganz abgesehen 5. von jenen armseligen aber in unserer wunderlichen Welt doch nicht zu umgehenden Fragen nach Rang und Titel und anderen Äußerlichkeiten. Daß auf diesem Wege die Erweckung und Stärkung jenes Gemeinschaftsgefühls unter den Lehrenden der verschiedenen Schularten, das ich für das Gesamtleben und die Zukunft unserer Nation für wünschenswert halte, nicht zu finden war, wurde mir deutlich.

Aber weiter. Wir haben, verehrter Herr Kollege, zwei nicht mehr neue, aber noch sehr brauchbare Sprichwörter in unserer Sprache: Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und Man kann auch Gold zu teuer kaufen. Von der Wahrheit des ersten, angewandt auf unser Universitätsleben, hatte ich mich schon vor fünfzig Jahren in meinen eigenen Studienjahren überzeugen können, und jetzt, wo ich, diesmal als Greis und als Lehrender, die Hochschule wieder betrete, treten mir die Schattenseiten dieser Bildungsstätte und Bildungsweise, die allerdings trotzdem den Ruhm und ein wertvollstes Besitztum unseres Volkes bilden, sehr lebhaft entgegen: das Mißverhältnis zwischen dem Fleiß der Lehrenden und dem Unfleiß einer unverhältnismäßig großen Zahl der Studierenden oder Studierensollenden; die ungeheure Verschwendung der Zeit und die Zerstreuung in hundert Gestalten; die Steuerlosigkeit auf dem Meere akademischer Freiheit, auch bei vielen der Fleißigen; die materiellen Schwierigkeiten, ja die Not bei so vielen, die sich oft noch lange Jahre nach beendigtem Studium fortsetzt; die Schwierigkeit, von den „Höhen der Wissenschaft" und von der Freiheit studentischen Lebens den Weg in die Täler, die Niederungen des Gymnasiums und der anderen Mittelschulen, vom Hörsaal in die Klasse zu finden; das lange Warten auf einen befriedigenden Wirkungskreis und wie viele sonst.

Von alledem, sagte ich mir, ist der frei, der sich das Amt eines Volksschullehrers zum Lebensziele gesetzt hat. Das Gebiet, auf dem er sich heimisch zu machen hat, ist enger begrenzt, man verliert sich nicht so leicht in ihm, wie doch das Los so vieler beim akademischen Studium ist; er kommt verhältnismäßig früh zu einem sicheren Wirkungskreis und zur Gründung eines eigenen Herdes, was beides dem Gymnasiallehrer durchschnittlich viel später gelingt, und nicht selten ganz verpaßt wird; er sieht viel früher und viel unmittelbarer die Früchte seiner Arbeit und lernt das Leben seines Volkes viel unmittelbarer kennen und ist frei von all dem Firlefanz der sogenannten höheren Gesellschaft, dem geistlosen Luxus, dem Hangen und Bangen um Orden und Titel, und er gewinnt statt

dessen leichter ein viel höheres Gut, die Achtung und Liebe derer, für die er arbeitet, und das beglückende Bewußtsein, im Dienst einer guten vaterländischen Sache zu stehen. Jeder Beruf hat seinen eigenen Adel, und die ihn üben, sollen ihre Eigenart wahren, und die Bildung, die der Volksschullehrer für seinen Beruf und durch seinen Beruf erringt, ist in dieser ihrer besonderen Art der sogenannten akademischen völlig gleichwertig und ebenbürtig.

Von dem Verhältnis des Volksschullehrers zu seinen akademisch gebildeten Berufsgenossen aber habe auch ich mir ein Ideal gebildet, das den Vorzug hat, wie das richtige Ideal soll, in erheblichem Umfang verwirklicht werden zu können. Alle Lehrenden, vom geheimsten Geheimrat der Hochschule bis zum Elementarschullehrer eines weltentlegenen Dorfes bilden eine große Gemeinschaft ein großes Friedensheer, und was sie verbindet, ist der Dienst der Wahrheit, von der geschrieben steht, daß sie recht frei mache, die befreiende Wissenschaft also — der Hochschullehrer indem er forscht und forschen lehrt, der Mittelschullehrer, indem er für diese Tätigkeit des Forschens und wissenschaftlichen Arbeitens vorbereitet, der Volksschullehrer, indem er das Allen zugängliche Wesentliche menschlicher Erkenntnis nicht zwar aus den Quellen, aber aus den von jenen Quellen gespeisten Brunnen schöpft, und in tausend Kanälen und Rinnsalen in das Volk leitet und dadurch an seinem Teil wirksamer als Hochschule und Gymnasium die geistige Einheit in unserer Nation fördert und die Keime der Zwietracht, die jetzt wieder so geflissentlich gepflegt werden, überwindet.

Und diese Lehrer von dreierlei Art, so idealisiere ich weiter was schon da und dort erfreuliche Wirklichkeit zu werden begonnen hat, verbinden sich überall und teilen sich ihre Gaben und Gnaden mit. Der Hochschullehrer und Gymnasiallehrer aus seinem wissenschaftlichen Hort in Ferienkursen, in gemeinsamen Besprechungen oder geselligen Zusammenkünften erinnert den im Tale arbeitenden an das, was auf der Höhe oder auch in der Tiefe vor sich geht; der Volksschullehrer, aus seiner Wissenschaft, der Wissenschaft des vielseitigen Lebens und der Praxis schöpfend, erinnert jene, wo

und wie ihre Wissenschaft mit diesem Leben sich berührt, sich in Leben umsetzen läßt: und beide lassen die Titel und äußeren Ehren und die ganze Welt des Scheins hinter sich, sobald sie die Schwelle des gemeinsamen Heiligtums überschritten haben.

Hier, verehrter Herr Kollege, hier auf unserem Gebiet vor allem sollte die christliche Anschauung vom allgemeinen Priestertum eine Wahrheit sein, und im Bewußtsein dieses unseres gemeinsamen Priestertums, durchdrungen vom Gefühl seiner Heiligkeit, gehoben durch den Gedanken an seine vaterländische und menschliche Bedeutung lassen Sie uns für heute Abschied nehmen.

25. Die Bedeutung Schillers für das Gymnasium*

Geehrte Herren und Freunde!

Wenn ich in diesem Jahr Ihre Aufmerksamkeit auf die Bedeutung Schillers für unsere Gymnasialbildung zu lenken unternehme, so geschieht es nicht, weil ich Ihnen viel Neues zu sagen hätte, oder um, was etwa schon über den Gegenstand gesagt ist, in etwas wie System und Ordnung zu bringen. Meine Absicht ist einfacher. Bei der allgemeinen, man darf diesmal getrost sagen, nationalen Feier, die im Gange ist und am 9. Mai dieses Jahres ihren Gipfelpunkt erreichen wird, muß es, denke ich, für uns ein Bedürfnis sein, bei der ersten Gelegenheit, die eine größere Anzahl rheinischer Fachgenossen zusammenführt, auch unsererseits dem großen Namen zu huldigen und einen Augenblick kurzer Betrachtung dem zu widmen, was Schillers Dichtung und Persönlichkeit für das Leben des Teils unserer Nation bedeuten, dem unsere Lebensarbeit geweiht ist. Ich entnehme mein Recht, darüber vor Ihnen Zeugnis abzulegen, dem Umstand, daß ich von den hier Versammelten der älteste bin, mich also am längsten mit Schiller beschäftigt habe. In der Tat reichen meine Erinnerungen in eine Zeit nahe der seinigen zurück, — Erinnerungen allerdings mittelbarer Art, Eindrücke aus Gesprächen und Erzählungen von solchen, die Schiller noch selbst gesehen und gekannt haben, und Anschauungen von noch wenig

* Rede, am 11. April 1905 auf der 42. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner zu Köln gehalten.

oder garnicht veränderten Umgebungen, in denen sein Leben sich bewegte, von Gebäuden, Landschaftsbildern, der Solitüde, Ludwigsburg, der Karlsakademie, dem herzoglichen Schloß, wie sie Schiller selbst gesehen — und ich möchte gleich hier sagen, was Sie jetzt auch aus der neuesten Biographie von Berger lernen können, daß all der elende literarische Klatsch, der sich an Schillers Leben als Regimentsmedikus in Stuttgart, seine Kameraden und seine Hauswirtin, die verwitwete Hauptmännin Vischer auf dem kleinen Graben, gehängt hat, ihm so viel oder so wenig einen sittlichen Makel anheften kann, als etwa der nicht schöne, doch sittlich sehr ungefährliche und unschädliche Zynismus so mancher genialen Studentenwirtschaft in Tübingen oder an anderen kleinen Universitäten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts; daß der Zusammenhang der Lauralieder mit der Hauptmännin nach meiner Überzeugung ein Nonsens ist, und daß der Biograph hier nichts zu verbergen und nichts zu umschreiben hat: was unsern biographischen Autoren sonst soviel Mühe macht und soviel Unwahres entlockt.

Zum erstenmal, und auch das hat in Erzählungen von Zeit- und Kampfgenossen Theodor Körners meine Jugend noch lebendig berührt, äußerte Schillers Dichtung ihre Bedeutung und Wirksamkeit an einem großen Wendepunkt unserer Geschichte, im Jahr 1813. Ich denke an jene prophetischen Worte im Prolog zum Wallenstein, mit denen er — man schrieb damals erst 1798 — mit Seherblick Napoleons Wesen und Schicksal schilderte:

> Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
> Des Lagers Abgott und der Länder Geisel,
> Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
> Der von der Zeiten Gunst emporgetragen
> Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg
> Und unaufhaltsam immer weiterstrebend,
> Der ungezähmten Ehrsucht Opfer fiel —

als hätte der Dichter dieses Steigen und diesen Fall Napoleons miterlebt; ich denke an die mächtige Rütliszene und die Rede Stauffachers im Tell, wohl die mächtigste Volksrede in deutscher

Sprache und welche die Stimmung jener Tage der Befreiung getreuer und in jedem Fall wirksamer spiegelt, als irgend eine Dichtung derer, welche diese Tage selbst miterlebt und mit durchgekämpft haben,

> Wir haben diesen Boden uns erschaffen
> Durch unsrer Hände Fleiß — —
> Unser ist durch tausendjährigen Besitz
> Der Boden, und der fremde Herrenknecht
> Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
> Und Schmach antun auf unsrer eigenen Erde?

Er, der sie nicht erlebt hat und der die tiefe Kraft des Nationalgefühls noch nicht, wie wir jetzt, in ihrer vollen Wirklichkeit hat empfinden können, er hat dieser Kraft gleichwohl den höchsten Ausdruck zu geben gewußt, und niemand wird ihm die Ehre streitig machen können, der erste, recht eigentlich der Chorführer der edlen Schar der Sänger der Freiheitskriege zu sein.

Das zweitemal, wo diese Dichtung an einem solchen Wendepunkte ihre Kraft entfaltete, den 10. November 1859, habe ich mit dem vollen Bewußtsein seiner Bedeutung für unser gesamtes deutsches Volk und Leben als Gymnasiallehrer in Wetzlar miterlebt. Es war ein sonnenheller, herrlicher, unvergeßlicher Tag: in ungezählten Huldigungen, gar oft unbeholfen, aber überall ehrlich, vom Katheder, von tausenden improvisierter Tribünen herab, in Stadt und Dorf, ohne daß irgend ein Mißklang gestört hätte, vollzog sich diese im vollsten Sinne und wie keine andere der vielen, die ich erlebt, volkstümliche, einheitliche, nationale Feier. Noch einmal reichte man sich in deutschen Landen vor dem Bilde eines edlen Dichters die Hand,

> Ja, wir sind eines Herzens, eines Bluts!

ehe man sich — die Zeit war nicht fern und mehr als ein Auge sah sie kommen. — zur letzten, schweren, blutigen, notwendigen Entscheidung die Lenden gürtete.

Die Entscheidung war gefallen, die Grundlage des neuen Deutschlands gelegt, als die Stunde der großen Prüfung für

unsere neugeeinigte Nation, die sich solange im grimmigen Kampf der Parteien zerfleischt hatte, als 1870 kam. Auch hier erklangen wieder die Worte, die im Jahr 1813 die Herzen entflammt hatten, jenes „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre", jenes „Seid einig, einig, einig" des sterbenden Attinghausen, und das „Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne" in jenem Hohenlied der Einheit und Freiheit, dem Tell. Und wenn ich vor allem an diese Höhepunkte der Wirkung Schillers auf unser Volk erinnere, so geschieht es darum, weil in ihnen der nationale Charakter dieser Dichtung sich am mächtigsten ausspricht, und weil für uns Lehrer, die wir berufen sind, unsere Jugend in diese nationale Dichtung einzuführen, vor allem die Aufgabe darin bestehen muß, ihr klar zu machen, daß diese Dichtungen nicht bloß Theaterstücke, nicht bloß Kunstwerke, sondern Taten, Ereignisse im vielverschlungenen Werdegang unseres Volkes sind.

Indes, werte Freunde, nicht von dem, was an hohen Feiertagen und in kritischen Zeiten diese Dichtung unserer Nation gewesen ist, wollte ich sprechen, sondern von dem, was sie für unsere Werktagsarbeit in der Schule bedeutet. Man könnte auch hier geschichtlich verfahren und der Rolle nachgehen, welche seit den zwanziger oder dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts Schiller in unseren Lesebüchern mit seiner Lyrik, den Balladen und Romanzen bis hinauf zu den Künstlern, weiterhin mit seinen Dramen gespielt hat, und sicher wäre das ein interessantes und fruchtbares Kapitel der Schulgeschichte. Ich ziehe es aber vor, einige Worte zu sagen von dem, was diese Dichtung uns bedeuten soll, und von den Abwegen, auf welche ihre schulmäßige Behandlung zu geraten Gefahr läuft.

Vor allem möchte ich diejenigen abweisen, die, verführt durch den Klang des Wortes deutsch, Schiller und Goethe in breiterer Flut in unsern Schulunterricht einströmen lassen möchten, mehr deutsche Stunden verlangen, um so jenes viel mißbrauchte Wort, daß das Deutsche den Mittelpunkt des Unterrichts bilden solle, zu realisieren. Ganz im Gegenteil bin ich der Ansicht, daß nichts

der Wirksamkeit literarischer Größen abträglicher sein würde, als wenn man sie zum Substrat der täglichen Schularbeit machte. Es sollen vielmehr die geweihtesten Stunden sein, wenige, zwei oder drei wöchentlich etwa, in denen unsere Schüler zum Tempel der schönen Wahrheit emporsteigen und nach und nach in ihm heimisch werden sollen. Und die erste Forderung an uns Lehrer lautet hier, alles hinwegzuräumen, was zwischen dem Knaben und dem Gedicht steht, und erst die zweite heischt, herbeizubringen, was das Gedicht dem Tertianer oder Sekundaner näher bringen, lebendig machen kann: also etwa bei dem Gedicht „Pegasus im Joch“ auf den seelischen Zusammenhang hinzuweisen zwischen dessen Gedanken und Schillers Erlebnissen in seiner Stuttgarter Zeit, als der kurzsichtig-utilitarische Despotismus daran ging, auch seinen Genius ins Joch der Alltäglichkeit zu zwingen, und wie es ihm, dem Dichter, gelang, seine Dichtung zu den „blauen Höhen“ des Ideals aufsteigen zu lassen. Der Schüler wird so auch das besondere Feine dieses Gedichts, den Übergang des Burlesken in das Erhabene sicherer empfinden, als wenn man es ihm auf kunsttheoretischem Wege deutlich machen wollte.

Was Schiller die einzige, bei keiner andern literarischen Größe, selbst bei Goethe so nicht zu erreichende Bedeutung gibt, ist, daß er auf jeder Stufe unseres Organismus den Schülern wieder vor die Seele tritt. Schon in der Sexta oder Quinta z. B. ist eine der schönsten und eigenartigsten Blüten seiner Poesie, die von ihm eigentlich erst entdeckte poetische Verwertbarkeit des Rätsels, wenigstens die Hälfte der in unserer Ausgabe vereinigten, den Schülern zugänglich und einige von diesen mögen als Besitztum für immer auswendig gelernt werden. Die Balladen und Romanzen und einige leichtere der betrachtenden Dichtung pflegt man der Quarta und Tertia vorzubehalten. Auch hier ist die alexandrinische und Scholiastenweisheit der Frickschen Schule vom Übel und nur da und dort einmal ein Blick in die Werkstatt des Dichters gestattet; und was die „Erklärung“ des Lehrers betrifft, so wird er Sinn und Geist der Dichtung am besten durch ein sehr einfaches

Mittel erschließen, wenn er die Handlung des Gedichts, die in ihm auftretenden Persönlichkeiten einfach als Wirklichkeiten behandelt. Wie? denken wir denn daran, daß Hektor oder Achill oder Nestor oder Odysseus oder Tell und Iphigenie nicht wirklich gelebt haben? Diese einfache psychologische Tatsache der unbewußten oder halbbewußten Illusion, als wären die Geschöpfe der Dichtung Wirklichkeit, muß uns auch weiterhin noch den Fingerzeig geben, und am letzten Ende wird damit auch dem künstlerischen oder ästhetischen Interesse am besten gedient sein. Auf der Stufe der Untersekunda, dem Übergang vom Knaben- zum Jünglingsalter, trifft es sich dann glücklich, daß wir ihnen, diesen Jünglingsknaben, schon ein Stück der hohen Tragödie, den Tell und die Jungfrau von Orleans, zu bieten haben.

Von Goethe haben wir aus seiner dramatischen Produktion nichts, das für diese Stufe sich eignete. Man hat, weil mit Recht darauf gedrungen wird, daß unsere beiden größten Dichter nach Möglichkeit stets nebeneinander in den Gedankenkreis der Schüler treten, Hermann und Dorothea auf den Plan gesetzt. Dies wird, und von sehr namhaften Pädagogen des deutschen Unterrichts, wie G. Wendt, sehr nachdrücklich und auch mit nicht leicht abzuweisenden Gründen bekämpft. Das Feine, Eigentümliche, Tiefschöne verstünden sie noch garnicht, wirke noch garnicht auf sie, die Gestalt der Dorothea z. B., so wird geltend gemacht. Daß aber, wo es sich um ein Gedicht handelt, das die jugendlichen Gemüter dieser Stufe mit voller Kraft treffe, ihnen einen starken Eindruck für ihr ganzes ferneres Denken, ihre Vorstellung und Empfindung für Freiheit und Vaterland gebe, also im vollen Sinn erbauend wirke, wie unsere Sprache so glücklich die bildenden Kräfte bei der Erziehung des Menschen bezeichnet, — daß da Schillers Tell recht wie ein vom Himmel gefallenes Gut uns beschieden ist, das ist wohl nie bestritten worden. Aber vergessen wir hier eines nicht. Gegenüber dem ästhetisierenden Alexandrinismus, der sich hier schon (vgl. den früheren preußischen Lehrplan) breit machen möchte, dürfte vielmehr nachdrücklich daran zu erinnern sein — was dem Begriff Kunst-

werk ganz und gar nicht widerspricht —, daß die Wirkung dieses Werkes, bei der Jugend mindestens, nicht auf der kunstvollen Exposition, nicht auf dem ersten und zweiten erregenden Moment, nicht auf dem Spieler und Gegenspieler oder der Höhenschwebe u. s. w. beruht, sondern darauf, daß es uns als ein überwältigendes Bild von Völker- und Menschengeschick entgegentritt, so lebendig, so wirklich, daß wir „solang des Liedes Zauber walten", geschweige denn unsere jugendlichen Hörer, garnicht daran denken, daß es bloß eine gedichtete Welt ist, in der wir uns bewegen, ein Schütze Tell nicht wirklich gelebt hat. Was wirkt denn aber, wenn wir die Erfahrung der Jahrhunderte heranziehen, am sichersten bei aller Dichtung, haftet am festesten im Gedächtnis der Generationen? Sind es nicht ihre Gestalten, ihre Persönlichkeiten, ihre Charaktere, die Nestor und Hektor, Achill und Siegfried? Sie bilden auch das bedeutungsvollste Element in dem Erziehungsgehalt des Stückes, von dem wir sprechen. Und auf eines besonders ist hier hinzuweisen, wenn wir von der Bedeutung der Dichtung Schillers für unsere Gymnasialjugend sprechen, — auf die Frauencharaktere. Was die römischen Autoren, schon Cäsar, einst an dem merkwürdigen Volke der Germanen in Erstaunen setzte, ist ihr Verhältnis zum Weibe; und wo fände des Tacitus Wort inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant einen wirksameren und eindringlicheren Kommentar als in den Frauengestalten dieser Dichtung? Heil dem Lehrer, der diesen altgermanischen Geist des Idealismus, des aliquid sancti im Weibe findet und in Kraft eigener Seelenreinheit in den Herzen der Schüler, wo er doch nur wenigen gemeinen oder schon korrumpierten Gesellen fehlt, freizumachen versteht: er wird sie stärken und stählen gegen die tiefe Gemeinheit mancher vielbeklatschten modernen Erzeugnisse, in denen das Verhältnis der Geschlechter nicht etwa realistisch, sondern nur schamlos behandelt ist.

Diesen nicht hoch genug zu schätzenden Vorzug teilt der Tell mit dem zweiten Stück, das auf dieser Stufe gelesen werden kann und soll, der Jungfrau von Orleans, und es tut dem auch

keinen Eintrag, wenn man im Laufe des Jahres eine Zeitlang von der hohen Tragödie herabsteigend etwa Lessings Minna von Barnhelm und anderes liest. Denn das versteht sich von selbst, daß Schiller seine volle Wirksamkeit nur entfalten kann, wo anderen bedeutsamen Erscheinungen unserer Nationalliteratur neben ihm reichlicher Raum gegönnt ist. Auch das ist wohlgetan, daß man ihn — und zwar auf der Stufe der Obersekunda — eine Zeitlang in den Hintergrund treten läßt. Denn man kann eine Kraft auch dadurch pflegen, daß man sie eine Zeitlang ruhen, die empfangenen Eindrücke eine Zeitlang in der Stille wirken läßt, was wir dem Stürmen und Drängen in unserer pädagogischen Literatur gegenüber nicht ungesagt sein lassen wollen. Hat nicht Schiller selbst uns darin ein pädagogisch sehr gut zu verwertendes Beispiel gegeben? 1787 ist der Don Karlos erschienen und erst im Oktober 1798 ist Wallensteins Lager aufgeführt worden: in die Zwischenzeit fallen die ernsten philosophischen und geschichtlichen Studien. Sie entsprangen dem Bedürfnis eines tief angelegten und zugleich willensstarken Geistes, teils in der Vergangenheit — und zwar der wirklichen, nicht einer dichterisch verklärten — über Menschen- und Völkerleben sich zu orientieren, teils in die Tiefen philosophischer Betrachtung einzutauchen, die Gesetze des Schönen und des Guten, den Grund unseres Vergnügens an tragischen Gegenständen, das Wesen naiver und sentimentalischer Dichtung, der ästhetischen Erziehung u. a. zu erforschen. Es haben sich nun Stimmen erhoben und solche, die man mindestens hören muß, welche Schillers Bedeutung für unsere gymnasiale Bildung damit ergänzen zu sollen meinten, daß man die Schüler unmittelbar an diesen tiefgründigen Arbeiten des Dichters beteilige: es sei die eine und die andere der philosophischen Schriften auf der obersten Stufe in den Schulunterricht aufzunehmen. Ich kann mir bei der knapp zugemessenen Zeit, bei der ungemeinen Schwierigkeit der lehrhaften Behandlung philosophischer Gegenstände mit Anfängern, von denen eine nicht geringe Zahl dafür an sich noch wenig geeignet ist — während bei den wenigen, in welchen sich wirklich schon das Bedürfnis nach

solcher Lektüre regt, der Lehrer entbehrlich ist — von einer solchen Lesung in der Klasse nichts Erhebliches versprechen. Man lese nur etwa die zehn ersten Seiten über naive und sentimentalische Dichtung: das ist zum Studieren, nicht zum Lesen; studieren aber kann man nicht in der Unterrichtsstunde: man lehrt und lernt dort studieren, aber man studiert nicht, und ich würde also, um den ersten Grund zur philosophischen Auffassung menschlichen Lebens bei unseren Schülern zu legen, mich mit der Glocke und dem Spaziergang und dem, was ein geschickter Lehrer von den übrigen betrachtenden Gedichten und Epigrammen auswählend daran schließen mag, begnügen. Wir haben ja allerdings in Deutschland das besondere Glück, welches wir, soviel ich sehe, mit keiner anderen der großen Kulturnationen teilen, daß wir in den philosophischen Gedichten Schillers den poetischen Niederschlag jener Periode der Vertiefung besitzen, und für unsere Hochschulen wäre gar sehr zu wünschen, daß das Beispiel eines unserer ideenreichsten Hochschullehrer Albert Lange Nachahmung fände, der in Marburg ein Kolleg über Schillers philosophische Gedichte gelesen hat: das kleine von O. A. Ellissen aus Langes Nachlaß herausgegebene Bändchen sollte allerdings keinem Lehrer des Deutschen an den oberen Gymnasialklassen fremd bleiben. Unsere Aufgabe kann nur sein, die denkende und philosophische Betrachtung menschlichen Lebens, des einzelnen und privaten, wie es in der Glocke, des Kulturlebens und seiner Entwicklung im großen, wie es im Spaziergang uns vorgeführt wird, anzuregen. Dafür aber, daß diese junge Pflanze, der ja noch von vielen anderen Seiten her nährende Kräfte zukommen, nicht wieder zu verkümmern braucht, dafür ist durch das höchste, was Schiller und, wenn für irgendwen, für die Jugend unserer höheren Schulen geschaffen hat, überreichlich gesorgt, — durch seine Dramen.

Daß auf ihnen und zwar auf denen seiner dritten und höchsten Lebensstufe Schillers Bedeutung für unsere Schulen, die im höchsten Sinn erziehende Kraft seiner Dichtung, vornehmlich beruht, bedarf weiterer Darlegung nicht. Welche ungeheure Fülle der Ideen, der Charaktere, der mancherlei Formen und Gestalten, in denen das

Ringen um der Menschheit große Gegenstände sich vollzieht, — welche fruchtbaren Ausblicke auf alle Mannigfaltigkeit des Menschenlebens; und wie erweist sich in ihnen jene Kraft der Reinigung der Leidenschaften, von der Aristoteles' berühmte Definition der Tragödie spricht, indem sie ihr Spiel und ihren Kampf der Sphäre der Wirklichkeit und der Selbstsucht, die in dieser wirklichen Welt ungebändigt waltet, entrücken und im Spiegel der Dichtung zeigen! Werfen wir nur einen raschen Blick auf das gewöhnliche Repertoire unserer dramatischen Schullektüre, nicht um in kurzer Stunde zu erschöpfen, was unerschöpflich ist, sondern nur um den Reichtum befruchtender Ideen anzudeuten, mit denen unsere Jugend hier sich für das Leben ausrüsten kann — die Wallensteintragödie, die mit dem höchst originellen Satyrspiel des Lagers beginnend den Konflikt einer geborenen Herrschernatur mit dem ewig Gestrigen einer herkömmlichen Staats- und Rechtsordnung bis in seine letzten Tiefen in der Brust des großen Schuldigen verfolgt, — Maria Stuart, wo auf dem Hintergrund einer furchtbaren Zeit des Weltkampfs zwischen dem katholischen und protestantischen Prinzip das Bild einer Frau vor uns tritt, die in schwerem Leiden geläutert frühere schwere Schuld büßt und in einem großen Kriege als ein Opfer dieses Kampfes der Weltmächte fällt — die großartige Objektivität des Künstlers, mit dem er, der Freidenker, die Poesie der römischen Kirche in der Mortimer- und der Nachtmahlszene in einer Weise erfaßt und dargestellt hat, die von keinem katholischen Dichter unserer oder anderer Nationen auch nur von ferne erreicht worden ist, — die Braut von Messina, das Seiten- oder Gegenstück zu Goethes Iphigenie, so daß diese unsere am Altertum genährte Jugend inne wird, wie die großen Geister längst entschwundener Vergangenheit ihr unsterbliches Leben fortsetzen in den Werken der beiden größten Dichter unserer Nation, ein Gewinn an sich schon unermeßlich groß und den sie sich bei keinem anderen Dichter, auch bei Shakespeare nicht holen könnte; sie sehen hier den genialen Versuch einer Erneuerung des griechischen Chors, ein Wagestück des Genius, von dem nur unsere unheilbare

Manie kritischen Schulmeistertums urteilen oder nachschwatzen kann, daß es „verfehlt“ sei, — und endlich jener unvergleichliche Torso des Demetrius, von dem wir mit Freuden bemerken dürfen, daß er seit etwa vierzig Jahren auch in den deutschen Unterricht unserer Gymnasien eingezogen ist. Es ist seine letzte Hinterlassenschaft, Schiller hat dieses so groß angelegte Werk nicht mehr vollenden können. Von unschätzbarem Werte sind aber schon die wenigen ausgeführten Szenen und ist vor allem die Idee, die dessen Seele bildet, das denkbar tragischeste, was sich in der Menschenwelt ereignen kann, — daß ein heldenhafter Mensch, der in vollem Glauben an seine fürstliche Geburt und Aufgabe, an sein Königsrecht und seine Königspflicht kühn ein großes Unternehmen beginnt, an welchem Glück und Friede großer Reiche hängt, dann auf der Höhe des Erfolges erfährt, daß er nicht der geborene Fürst ist, als der er das Recht zu so gewaltigen Unternehmen gehabt hätte, und der nun — denn ein Umkehren gibt es nicht — in Schuld und Unglauben vollenden muß, was er rein und gläubig begonnen hatte.

Wir müssen abbrechen. Zu reich ist der Gegenstand, und es genügt auch, wo es sich nur um eine Augenblickspflicht der Dankbarkeit handelt, an dieses kostbarste aller Geschenke, die wir Schiller verdanken, nur zu erinnern. Auf zweierlei aber möchte ich doch Ihre Aufmerksamkeit noch richten, wenn es auch nur mittelbar mit unserm Thema zusammenzuhängen scheint.

Man hat sich bei uns viel mit dem Faustproblem beschäftigt, das Goethe uns mit dem Titel „Faust, erster Teil“ hinterlassen und im zweiten Teil nicht gelöst — poetisch nicht gelöst hat, meine ich: wie Faust, wie der Mensch, den Zwiespalt der zwei Seelen in seiner Brust löse, wie die Versöhnung, die Einheit, der Friede in der Menschenseele zu finden sei, der ihre ins Unendliche gehenden Wünsche und Strebungen ewig unerfüllt bleiben. Im Prinzip, theoretisch ist ja die Lösung so schwer nicht: der Mensch, der sich zum All erweitern will und weil er es nicht kann, sich unglücklich fühlt, muß an ein Ganzes, Gesellschaft, Staat, Kirche, Nation sich anschließen. Wohlan, Schiller führt uns in seinen

Dramen den Menschen vor, wie ihn die großen Gegensätze in Staat und Gesellschaft, im Ringen um Herrschaft, im Kampf der Kirchen und Nationen bestimmen, den Menschen im Gemeinschaftsleben, den geschichtlichen Menschen sozusagen, und so ist seine Dichtung in gewissem Sinn wirklich die poetische Lösung des Faustproblems, der gesuchte zweite Teil des Faust — oder sagen wir lieber einfach: seine Dichtung und dichterische Persönlichkeit ergänzt uns in dieser Richtung die Goethes, und beide zusammen, nur beide zusammen bezeichnen jene höchste Höhe des geistigen Lebens unserer Nation, auf die wir nach Kräften unsere Jugend zu heben berufen sind. Das erspart uns auch die Antwort auf jene unsäglich törichte und unfruchtbare Frage, wer von beiden der größere gewesen sei; wir wollen sie abweisen mit schlichter Wahrheit: wer Schiller nicht ehrt, ist Goethes nicht wert.

Und noch ein anderes. Jener notwendige Kampf gegen das napoleonische Imperium, der unsere Nation aus ihrem literarischen Träumen unsanft aufgerüttelt und sie in seinen Folgen mehr und mehr dem politischen und wirtschaftlichen Handeln zugedrängt hat, hat ihren Propheten in Schiller gehabt und jene Bewegung politischen Handelns hat eine sehr wesentliche Förderung durch den energischen Schwung und männlichen Geist gefunden, den seine Dramen — das Wort kommt vom Handeln her — atmen. Durch diesen Kampf wurde zugleich die Nationalitätsidee wachgerufen, die mit wechselnder Stärke den ferneren Gang des Jahrhunderts bestimmte. Da ist es doch von besonderer Bedeutung, daß in Schillers Dramen fast sämtliche europäische Hauptnationen vertreten sind, der Geist dieser verschiedenen Völker in seiner Poesie erfaßt ist, der französische in der Jungfrau von Orleans, der englische in Maria Stuart, der spanische im Don Karlos, der italienische im Fiesko und der Braut von Messina, der deutsche in den Räubern, Kabale und Liebe, im Tell und Wallenstein, und selbst dem Slaventum hat dieser große Dramatiker im Demetrius seine Poesie abgelauscht und abgewonnen. Es war eine schwere Verkehrtheit, wenn einst (1849) Gervinus Miene machte, unsere beiden großen Dichter

hinter Shakespeare zurück- und dessen Königsdramen ihnen wie eine Art Vorbild dichterischer Verwertung vaterländischer Stoffe gegenüberzustellen. Vielmehr — und darin liegt ein weiterer Teil von Schillers großer Bedeutung für unsere vaterländische Jugend — er ist der nationale Dichter in eminentem Sinne geworden, weil er einen weiten Horizont eröffnet und unsere Blicke nicht auf dem heimatlichen Boden allein haften läßt. Es mag sein, daß zuzeiten darin, in der allzugroßen Weite unseres geistigen Horizontes, unsere Schwäche lag; heute aber und mit durch Schillers Verdienst ist es unsere Stärke geworden. Indem wir den Geist anderer Völker verstehen lernen, vertiefen wir den eigenen und machen unseren Patriotismus stark, indem wir ihn von Einseitigkeit befreien und wahr machen.

Noch aber haben wir das tiefste der Wirksamkeit, die Schiller auf unsere Jugend üben kann, und was das beste ist in dem kostbaren Leben, das im Jahr 1759 in dem bescheidenen Marbacher Bürgerhause aufging, nicht genannt. Es ist dies, daß wir hier ein Menschenleben vor uns haben voll dramatischer Bewegung und von tragischer Größe und zugleich von einer sittlichen Reinheit, Hoheit und Schlichtheit, in dem alles offen liegt und es in Wahrheit nichts zu verbergen und zu verschleiern gibt. Bescheidenster Anfang, innere Auflehnung gegen geistlosen Zwang, mächtiges Flügelregen des Genius; eine kühne Tat, die Flucht aus Stuttgart, beginnt den heroischen Kampf dieses Manneslebens, dem sich auf der einen Seite alle Hemmnisse und Hindernisse, lastende Schulden, Unsicherheit des nächsten Tages und Not, getäuschte Hoffnungen, Krankheit entgegentürmen, und dem doch auf dem Wege wieder alles Schönste, was das menschliche Leben bieten kann, echte Freundschaft edler Seelen, Dichterruhm und Schaffensglück, häusliches Glück des Gatten und Vaters, stetiger Fortschritt in Erkenntnis und Selbstvollendung erblüht. Auf seiner Höhe, der höchsten, die Menschen erreichen können, in der Fülle des Schaffens und Wirkens, inmitten großer Entwürfe, deren jeder vollendet die Welt um ein neues Unvergängliche bereichert haben würde, wird er vor der Zeit,

ὑπὲρ μόρον, von der Krankheit gefällt, der er schon zuvor mehr als eine Ernte des Genius hat abringen müssen.

Und so ist klar, daß, wem Schillers Dichtung zum wirklichen Lebensgut werden soll, der sich auch mit seinem Leben vertraut machen muß und daß seine Bedeutung für unsere höheren Schulen nicht in dem beschlossen sein kann, was Lehrer und Unterricht während des neunjährigen Ganges in den deutschen Stunden haben bringen können. Wenn es Wesen und Aufgabe der Gymnasialerziehung überhaupt ist, über sich selbst hinauszuweisen, das Studium, die Selbsterziehung im höheren Sinn anzuregen, vorzubereiten, zu einer inneren Notwendigkeit zu machen, so gilt dies ganz besonders von dem Teil ihrer Arbeit an den jungen Seelen, die sich an diese Dichtung anschließt. Und hier allerdings wünsche ich eines und ein ideales und sehr praktisches zugleich: daß das Gymnasium durch den Mund und die Persönlichkeit des Lehrers, der die vereinte Kraft dieser Dichtung und dieses Lebens an sich selbst erfahren hat, jedem seiner Abiturienten den Rat und womöglich auch den Trieb mitgebe, daß sie, auf der Universität oder wo sonst angelangt, sich in den Universitätsferien, oder wo sonst — denn wo ein Wille ist, da ist auch Zeit — sich die Zeit nehmen sollen, langsam von Kapitel zu Kapitel die Lebensgeschichte Schillers in einer der zahlreichen guten und leicht zugänglichen Biographien, die wir haben, und deren letzte von Wychgram und von Berger ich mit besonderem Lobe hervorheben möchte, durchzunehmen und bei jedem dieser Kapitel die betreffenden Werke zu lesen oder wieder zu lesen.

Und nun, werte Freunde, sollte ich billig davon sprechen, was dieser Mann und diese Dichtung uns selbst, den Lehrern, bedeutet. Nichts anderes, als was sie unserer Nation überhaupt bedeutet. Und davon werden wir am ja 9. Mai genug und wahrscheinlich mehr als genug hören: es wird hier sogar für uns, die wir die Pflicht haben, unserer Jugend überall gediegene Wahrheit und nicht Rhetorik und Wortschwall zu bieten, geboten sein, uns nicht von dem Strom überschäumender Feststimmung fortreißen zu

lassen, sondern die Begeisterung des Feiertags in redliche Arbeit der Werktage umzusetzen. Auch wir aber gehören zur Gefolgschaft des großen Führers, und in gewissem Sinne bilden wir ihre vorderste Reihe. Denn uns — uns vornehmlich, wenn auch keineswegs uns allein — sind diese Besitztümer für alle Zeit zur Übermittlung an die kommende Generation vertraut, und jenes stolze Wort in Goethes Epilog: „Denn er war unser“, dürfen auch wir uns aneignen. Vergegenwärtigen wir uns das ansprechende Bild aus dem Jahr 1793, wo Schiller in Ludwigsburg für seinen alten Lehrer Jahn einmal eine oder einige Lehrstunden übernahm — denken Sie, verehrte Herren Kollegen: auch Schiller hat das Schicksal gehabt, einmal eine Vertretungsstunde zu geben —, und denken wir an den Professor und seine Vorlesungen in Jena. Aber ich meine es anders. Man kann doch für ihn und die anderen Höchsten unseres Volkes keine bessere Charakterisierung finden, als daß man sie, die Luther, Goethe, Bismarck, als seine großen Lehrer bezeichnet. Und Schiller ist es in besonderem Sinn gewesen — der große Lehrer des Idealismus, der nicht nach dem guten, sondern nach dem Besten, nicht nach dem Genügenden, sondern nach dem Vollkommenen strebte und so sein Volk und dessen Jugend zu tun lehrte und antrieb, damit, wie Goethe im Epilog schön und schlicht sagt,

> Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
> Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Das, meine Freunde, ist Idee und Ideal auch unseres Berufs, und die Kraft, diesem Ideal nachzustreben und nicht müde zu werden, soll die Betrachtung dieses Mannes in uns stärken, der alle Bitternis des Menschenlebens, wie nur einer, erfahren hat und durch all dieses Bittere hindurch seinen Idealen treu geblieben ist.

---

26. Wie hat sich das humanistische Gymnasium gegenüber der Behauptung zu verhalten, dass der höhere Schulunterricht in Deutschland zu wenig national gestaltet sei?*

Als mir die eben verlesene Frage als ein auf unserer nächsten Generalversammlung zu besprechender Gegenstand vorgeschlagen wurde, erinnerte ich mich, daß diese selbe Frage in ziemlich ähnlicher Fassung schon im Jahre 1873 der unter Falk in Berlin tagenden Konferenz vorgelegen hatte: „Man hat den öffentlichen Schulen neuerdings den Vorwurf gemacht, daß sie sich die Pflege des Bewußtseins deutscher Nationalität zu wenig angelegen sein lassen. Was kann zu demjenigen, was bereits in dieser Richtung geschieht, durch besondere Anordnungen neu hinzugefügt werden?" und daß ich selbst mit dem Referat betraut worden war. Die Frage war damals nicht ohne ernstes praktisches Interesse, denn das Ereignis, das den neuen deutschen Staat geschaffen hatte, war erst vor wenigen Jahren geschehen, die zentrifugalen Kräfte in unserem Volke noch keineswegs endgültig überwunden. Seitdem, in fünfunddreißig Jahren, ist jenes Nationalbewußtsein die alles beherrschende Empfindung geworden, und das Wort national ist durch Gebrauch und Mißbrauch eines großen Teils seiner zündenden Kraft verlustig gegangen. Es gehört jetzt zu den stumpfen Waffen, mit denen, wo die ernsthaften Gründe fehlen,

* Versammlung des Gymnasialvereins zu Hamburg 1905.

der radikale Reformdilettantismus unser höheres Schulwesen und das humanistische Gymnasium insbesondere anfällt.

Der Schaden oder die Verwirrung, die dieser Radikalismus anrichtet — ich denke an den jüngsten zweiten allgemeinen Tag für Erziehung in Weimar — ist gleichwohl groß genug, um eine ernsthafte Erwägung in unserem Kreise zu rechtfertigen.

Eins ist klar: das große Ereignis des vorigen Jahrhunderts, die Erneuerung des Deutschen Reichs, die Aufrichtung des deutschen Nationalstaats bedeutet einen so entschiedenen Wendepunkt und neuen Ausgangspunkt für die Entwicklung unserer Nation, daß davon die Erziehung der Jugend ihrer leitenden Klassen — das, was man kurz die höhere Schule nennt — nicht unberührt bleiben kann. Auch ist es nicht schwer, das hier eingetretene Neue zu erkennen und zu bezeichnen.

Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte des höheren Schulwesens in Deutschland zeigt uns im Wechsel der Zeiten verschiedene Erziehungs- und Bildungsideale: den kirchlich korrekten mit dem nötigen Latein ausgestatteten Christen des Mittelalters, den guten Lateiner und guten Menschen der Renaissance (das et latiniores et meliores des Erasmus von Rotterdam), die eloquentia in sehr tiefer Auffassung des Begriffs bei Melanchthon, den Rückschritt im klerikalen Sinn durch die lutherische Orthodoxie und in anderer Weise durch die Jesuiten, — zeigt, wie dann durch Männer wie Comenius dem Unterricht freiere und höhere Ziele gesteckt wurden, und ehe dies durchdringen konnte, durch den Einfluß Ludwig XIV. ein sehr äußerliches und sehr aristokratisches, als Durchgangspunkt aber notwendiges Bildungsideal, die conduite und der galanthomme, erstrebt und allmählich die Alleinherrschaft des Lateins und der neuen Scholastik zurückgedrängt wurde, — zeigt endlich, wie im 18. Jahrhundert mit Rousseau der Schrei nach Rückkehr zur Natur erhoben und auch in Deutschland aufgenommen wurde, wie zugleich in dieser zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Erziehung der Jugend in ihrer unermeßlichen Wichtigkeit gleichzeitig mit dem

Aufkommen des realistischen Elements von allen hervorragenden Geistern erkannt und dann im Hellenentum das Ideal der Menschheit erblickt und erstrebt, die intensive Beschäftigung mit dem Altertum als Fundament und Prinzip höherer Jugendbildung festgehalten oder in neuer Weise festgestellt wurde. Es ist klar, daß gegenüber alledem, der elegans pietas und pia eloquentia, dem galanthomme, dem καλὸς κἀγαθὸς ἀνὴρ der Neu-Humanisten, unser Bildungsideal sich dadurch modifiziert hat, daß wir jetzt das Erziehungswerk an unsern höheren Schulen in unmittelbare Beziehung zum nationalen Staate setzen. Alle jene früheren Bildungsideale sind darin im Hegelschen Sinn aufgehoben, d. h. eingeschlossen: wir erziehen für den Dienst der Menschheit durch den Dienst am nationalen Staat, und es ist recht und billig, daß dieses letztere Moment zunächst mit großem Nachdruck und selbst mit einer gewissen Einseitigkeit betont wird, wie etwa einmal mit hochfliegendem Idealismus als Prinzip und Leitmotiv des Geschichtsunterrichts in Quarta die Pflege des Bewußtseins staatlicher Verantwortlichkeit aufgestellt worden ist.

In diesen Zusammenhang gehört unsere Frage und der unsern höheren Schulen gemachte Vorwurf, daß die Gestaltung des Unterrichts zu wenig national sei.

Was aber soll man sich unter nationaler Gestaltung des Unterrichts vorstellen?

Zunächst möchte ich an jenes Wort des berühmten englischen Pädagogen Thomas Arnold erinnern, das wir sehr gut von dem religiösen Gebiet, für das es zunächst gesagt war, auf das uns beschäftigende didaktisch-pädagogische übertragen können. Es trat Arnold die Phrase entgegen, welche von der höheren Schule christliche Knaben (christian boys) verlangte: solche zu liefern, entgegnete er, könne er sich mit seiner Erziehungskunst nicht verbürgen, sein Sinn sei darauf gestellt, aus Knaben christliche Männer zu bilden, und so meine ich — und das ist das erste, was wir vom humanistischen Gymnasium aus auf jenen Vorwurf erwidern wollen — die Aufgabe der höheren Schule ist nicht die, national-

gesinnte Sextaner, Quintaner, Tertianer zu bilden, sondern solche zehn-, zwölf-, vierzehnjährige Knaben zu nationalgesinnten Männern heranzubilden, d. h. zu solchen, welche ihre dereinstige Aufgabe im Dienste Gottes und ihrer Mitmenschen mit den besonderen Gaben ihrer, der deutschen Nation anzutreten und in unverbrüchlicher Treue als Glieder dieser Nation durchzuführen gewillt, entschlossen und gerüstet sind. Und weiter: wie man von einer christlichen Schule in vollem Sinn da wird sprechen können, wo deren Lehrer gute Christen sind, so wird eine nationale Schule da sein und der Unterricht „national gestaltet“ werden, wo die Lehrer von jenem nationalen und patriotischen Geist erfüllt und geleitet sind. Daran hat es unsern höheren Schulen und dem humanistischen Gymnasium weder in besonderem Maße gefehlt, noch besitzen sie ein besonderes Zaubermittel, lauter solche nationalgesinnte Patrioten für ihren Dienst zu gewinnen. Deshalb scheidet für unsere Betrachtung dies sozusagen persönliche Moment aus, weil hier auch die feurigsten Worte nichts schaffen können. Wohl weiß ich, daß einmal bei ernsthafter Gelegenheit dem höheren Lehrerstand der Vorwurf gemacht worden ist, nicht eifrig oder nicht geschickt genug in der Bekämpfung der antinationalen sozialistischen Irrlehre gewesen zu sein: man könnte aber diesen Vorwurf ebensogut jedem andern Stand und sehr vielen einzelnen jedes Standes machen; ihn gegen die Lehrer unserer höheren Schulen besonders zu richten, möchte schwerlich gerechtfertigt sein.

So wie diese Anklage gegenwärtig — verallgemeinert in Zeitungsartikeln und allerlei sonstigen Reformdiatriben — auftritt, richtet sich der Vorwurf des Nicht-genug-Nationalen gegen das humanistische Gymnasium im besonderen und speziell gegen sein Griechisch und Latein. Die andern höheren Schulen, Realgymnasium und Oberrealschule, werden wenig und höchstens von jenen radikalen Geistern angegriffen, welche uns aufreden wollen, daß „das deutsche Volk“, in dessen Namen sie anmaßlich sprechen zu dürfen glauben, mit seinem höheren Schulwesen unzufrieden sei. Bei der Frage des Ersatzes für Latein und Griechisch kommt es

schließlich mehr oder weniger immer auf die Wissenschaften hinaus, für deren Pflege den realistischen Anstalten mehr Zeit zu Gebote steht, Deutsch, Mathematik und Naturwissenschaften, Französisch und Englisch, Geographie. Es würde also anzunehmen sein, daß hier der Unterricht nationaler gestaltet sei, und das humanistische Gymnasium, wenn es überhaupt bestehen bleiben soll, würde demnach sich diesen Anstalten möglichst anzugleichen haben.

Es ist deshalb, wenn wir uns nicht nach der Weise unserer Gegner in bloßen Allgemeinheiten ergehen wollen, notwendig, die einzelnen Unterrichtsfächer nach ihrem nationalen Gehalt — wie weit sie die Goldkörner nationaler Gesinnung mit sich führen — durchzumustern. Dabei, denke ich, können wir Mathematik und Naturwissenschaft beiseite lassen, denn wie der Unterricht hier mehr oder weniger „national gestaltet" werden könnte, ist mir unerfindlich. Auch den Religionsunterricht müssen wir beiseite lassen: man würde unsere Weisen, die sich übrigens gern um diese Frage drücken, vergeblich fragen, wie man diesen, der vielleicht seiner Natur, jedenfalls den geschichtlichen Lebensbedingungen unserer Nation nach konfessionell geschieden ist und der dabei doch seiner Natur nach seine Lebenskraft aus dem, was allen Menschen gemeinsam ist, zieht, national gestalten könne. Es gibt deswegen konsequente Geister, die vermutlich „im nationalen Interesse" den Religionsunterricht überhaupt aus unserm Lehrplan gestrichen haben wollen. Damit aber würden unsere höheren Schulen ihren Charakter als nationale Erziehungsanstalten erst recht verlieren, denn zum Wesen unserer Nation, wie ihre Geschichte es auf allen ihren tausend Blättern zeigt, gehört wesentlich ihre religiöse Bestimmtheit, und die erklärt antinationale sozialdemokratische Gesellschaft verneint bekanntlich in erster Linie die Religion; ihr, der prinzipiell Antinationalen, allein wäre mit jener radikalen Maßregel gedient. Darüber ist weiter kein Wort zu verlieren.

Als ein Gebiet, das mehr oder weniger der Frage, wie der Unterricht nationaler zu gestalten sei, oder dem Vorwurf, daß dies zu wenig geschehe, zugänglich ist, sind demnach die alten und die

neueren fremden Sprachen, sowie Deutsch, Geschichte und Geographie zu nennen.

Wie nun der Unterricht in Französisch und Englisch nationaler gestaltet werden könnte, möchte schwer zu ergründen sein: höchstens könnten unsere Fanatiker der nationalen Gestaltung ja fürchten, daß durch den übertriebenen Wert, den man jetzt auch auf dem humanistischen Gymnasium auf das Französischparlieren legt, das Französische etwas auf das reine nationale Weiß unserer Schüler abfärbe, sowie man einst an Lateinschulen früherer Jahrhunderte die lateinische Konversation förderte und den Gebrauch des Deutschen auch im Gespräch der Schüler untereinander mit Geld- und andern Strafen ahndete. Am humanistischen Gymnasium dient dieser Unterricht jener Allgemeinbildung, welche Kenntnis und Handhabung des Französischen für den Teil der deutschen Jugend, der einst die verantwortungsvollsten Stellen in Staat und Gesellschaft verwalten soll, unbedingt notwendig, die des Englischen sehr wünschenswert macht. Die Fähigkeit des deutschen Mannes, dem nationalen Staat zu dienen, wird selbstverständlich auch aus diesen Quellen ihre Nahrung ziehen und damit er das kann, lernt er unter anderm auch Französisch und womöglich Englisch auf dem Gymnasium, mit unserm Thema aber hat dies nichts weiter zu tun.

Das Latein und Griechisch aber! das liegt ja zweitausend und mehr Jahre hinter uns, und in der Zeit, die man darauf verwendet, — so argumentiert der Reformphilister und seine Vorder- und Hintermänner — wie viel nationalen Geist, wie viel Deutschtum, wie viel Kenntnisse deutschen Lebens, deutscher Kunst, deutscher Literatur und Volkswirtschaft könnte man da unserer Jugend eingießen! Er mißbraucht — denn auch die Mittel des Byzantinismus sind ihm recht, wo es gegen das Gymnasium geht — ein gelegentliches und aus dem Zusammenhang gerissenes kaiserliches Wort: junge Deutsche, nicht junge Griechen oder Römer gelte es zu bilden. Gemach: junge Griechen oder Römer hat, seitdem es eine deutsche Nation gibt, kein vernünftiger Mensch weder erziehen

wollen noch erzogen, sondern man hat an der intensiven Beschäftigung mit römischer und griechischer Sprache und Literatur junge Deutsche zu wissenschaftlicher Denkarbeit erziehen wollen, und diesen Dienst tut die lateinische und griechische Sprache auch heute noch und tut ihn besser als früher, weil die Erziehungs- und Unterrichtskunst, die Methoden, die Kenntnis der alten Sprachen und des Altertums überhaupt, und weil vor allem unsere Nation selbst fortgeschritten ist. Wir haben eben gefunden, daß die Erziehung für den Staat, Ausrüstung für das staatliche Leben das Besondere und relativ Neue der heutigen Jugendbildung in unsern höheren Schulen sei. Das verlangt ernste Arbeit an sprödem Stoff, Arbeit auf geschichtlichem, ort- und zeitfremdem, nicht bloß auf heimischem Boden, Arbeit schaffender, nicht bloß aufnehmender Art, und es trifft sich glücklich, daß diese Arbeit sich an den Sprachen derjenigen Völker vollziehen kann, bei denen dieser Staatssinn, die Tätigkeit für die eigene Stadt, das eigene Land, den eigenen Staat am meisten entwickelt war, und die überdies auf das Geistesleben unserer eigenen Nation unter allen Völkern mittelbar und unmittelbar den größten Einfluß gehabt haben. Wissenschaftliches Ergründen des Fremden heißt das Eigene verstehen und beurteilen lernen. Ich habe einmal lesen müssen, daß die Lektüre von Cäsars bellum Gallicum aus „nationalen Gründen" zu widerraten sei. Sie kam in der Hitze des Parteistreits von einem sehr klugen Mann, gewiß: sonst wäre sie nicht so unsäglich dumm gewesen. Wir denken vielmehr, daß ein Buch, das unter anderm in einer auch dem Tertianer sehr verständlichen und für ihn wirkungsvollen Weise zwei hochbedeutende und in eminentem Sinn geschichtliche Männer, den Germanen und den Römer, Ariovist und Julius Cäsar, uns vorführt, „aus nationalen Gründen" zur Lektüre gar sehr zu empfehlen ist.

Gegen jede Schmälerung dieses Unterrichts kann das humanistische Gymnasium, können diejenigen, welche das humanistische Gymnasium mit seiner auf Latein und Griechisch begründeten Eigenart als eine nationale Schule in vollem Sinn betrachten, sich

nur durchaus ablehnend verhalten. Und sie lehnen prinzipiell also auch das sogenannte Reformgymnasium ab, weil es das Französische, eine Sprache des lebendigen Markts, zur Anfangssprache der zur Wissenschaft im strengen Sinn erziehenden Anstalt macht und sie, wir, verlangen in Preußen die achte Lateinstunde für Untersekunda zurück, eben im Interesse der Erziehung zu strenger wissenschaftlicher Arbeit, also recht eigentlich, wenn man das Wort durchaus hören will, im Interesse nationaler Gestaltung des Unterrichts.

Wer nun aber von nationaler Gestaltung des Unterrichts mit tadelndem Blick auf das Gymnasium spricht und notabene sich dabei wirklich etwas denkt, der beruft sich dabei hauptsächlich auf den deutschen Unterricht und den Umstand, daß, wie der Mitsprechende es ausdrückt, hier dem Deutschen von den 30 Wochenstunden nur 4, 3, 2 u. s. w., dem Lateinischen 8, 7, dem Griechischen 6, 6 u. s. w. gewidmet seien. Der Herr ist im Irrtum. Dem „Deutschen" sind von den 30 Stunden nicht mehr noch weniger als alle 30 gewidmet, denn „deutsch" ist aller Unterricht, und jene besonderen 4 oder 3 oder 2 deutschen Stunden sind nur einigen besonders wichtigen und notwendigen Gebieten des Deutschen, der Rechtschreibung, dem Aufsatz, der Einführung in die Nationalliteratur gewidmet und vorbehalten. Diesem letzteren Unterricht mehr Zeit zu geben, also unsere Schüler Poetik etwa, Metrik, Grammatik, Stilistik u. s. w. an der deutschen, ihrer Muttersprache zu lehren, diesem Unterricht täglich 2, 3 Stunden nebst der begleitenden Hausarbeit zu widmen, würde das gerade Gegenteil dessen bewirken, was hier geleistet werden soll und in dem zu erwartenden bescheidenen Umfang auch geleistet wird. Es würde der Freude an unserer Sprache und dem, was sie in zwei Jahrtausenden an Schätzen aufgehäuft hat, und an ihrer Verwendung in eigener Rede und Schrift hinderlich und schädlich sein: eben im „nationalen Interesse" müssen wir hier sogar unreifen Vorschlägen und Methoden in unserm eigenen Lager entgegentreten, welche eine alexandrinische Kommentierung unserer Klassiker, Aus-

dehnung der Lektüre und Kommentierung womöglich bis auf sensationelle Literaturphänomene der Gegenwart und anderes verlangen. Um diesen Unterricht im Deutschen „national" zu gestalten, müßten wir mehr noch als in allem sonstigen den Lehrer national gestalten. Das aber muß dieser selbst besorgen.

Bleibt uns für unsere Betrachtung noch der Geschichts- und der Geographieunterricht. Wenden wir die Formel unserer Frage auf den letzteren an, so hat dieser geographische Unterricht am humanistischen Gymnasium eine „nationale Gestaltung" wie mir scheint dadurch zu erhalten, daß er, nachdem in den unteren und mittleren Gymnasialklassen die nötigen Kenntnisse und Voraussetzungen gewonnen sind, sich zunächst für Untersekunda sehr bestimmt und klar die praktische Aufgabe stellt, den künftigen deutschen Reichsbürger mit den Verhältnissen, Machtmitteln, wirtschaftlichen Bedingungen u. s. w. seines Vaterlandes in steter Vergleichung mit denen der übrigen europäischen Mächte bekannt zu machen, die schon gewonnenen Kenntnisse in diesem Rahmen und unter den sich daraus ergebenden Gesichtspunkten zu erfrischen und zu vertiefen. Und ich scheue auch vom Standpunkt unserer Frage aus den Vorwurf ganz und gar nicht, daß dies einen utilitarischen Gesichtspunkt an die erste Stelle rücken heiße. Gewiß, wir sind am Gymnasium nicht solche reine Idealisten oder Ideologen, zu welchen die Gegner, denen wir vielmehr den Vorwurf der Ideologie zu machen berechtigt sind, uns stempeln wollen. Utilitarisch und wissenschaftlich sind ganz und gar nicht notwendige Gegensätze, und auch wir lehren fürs Leben und zwar nicht bloß jene fünfundzwanzig Prozent oder wie viele es sind, die mit vollendeter Untersekunda ins praktische Leben hinübertreten. Daß dies Moment des vitae discimus überhaupt seit den großen Krisen des vorigen Jahrhunderts im Gymnasialunterricht auch auf den der alten Sprachen kräftiger wirkt als früher, halten wir allerdings für ein wesentliches, ein besonders feines und zugleich auf die Dauer wirksamstes Stück der seitdem erfolgten und weiterhin zu erhoffenden „nationalen Gestaltung" des Unterrichts: etwas davon wird sich auch schon im Geographie-

unterricht in den unteren und mittleren Klassen geltend machen, z. B. bei der Behandlung unseres überseeischen Besitzes. Eine eigene Geographiestunde in Obersekunda und Prima neben der Geschichtsstunde, wie geographischerseits oder „erdkundlicherseits" (wenn ich mir dieses wahrhaft polnische Adjektivum mit seinen sieben Konsonanten auf drei Vokale aneignen soll) verlangt wird, würde ich für keinen Fortschritt halten, schon deswegen nicht, weil sie den doch ebenso wichtigen Geschichtsunterricht, ihn auf zwei Wochenstunden reduzierend, in eine ganz verzweifelte Lage bringen würde. Ich weiß aber ein Mittel, bei dem sich die Geographen beruhigen und die Historiker gewinnen könnten: die Geographie muß an der Geschichte vollziehen, was die Franzosen jüngst Marokko gegenüber eine pénétration pacifique, eine friedliche Durchdringung nannten. Das geographische Element muß mehr, als tatsächlich geschieht, in Darstellung und Behandlung geschichtlicher Vorgänge als angewandte Geographie in den Geschichtsunterricht namentlich der Oberstufe eindringen, und davon würde denn auch auf anderen Gebieten profitiert, gesät und geerntet werden können.

Was endlich die Geschichte betrifft, so hat hier, will mich dünken, das Gymnasium eine eigentümliche Mission. Hier hat der Chauvinismus sich eine Domäne gegründet und das, was man „die Presse" nennt, ein sicheres Mittel gefunden, sich, wo sie sich mit pädagogischen Dingen befaßt, mit einem jener verallgemeinernden Substantive, welche der Krebsschaden unseres politischen Denkens sind, mit scheinpatriotischem Gerede einem gedankenlosen Publikum zu empfehlen: nur recht viel deutsche Geschichte, heimisches Verdienst recht grell herausgestrichen, den Patriotismus pflegen! „Unsere Jugend" — lese ich soeben in einer rheinischen Zeitung — „lernt viel zu wenig von der vaterländischen Geschichte und den Taten des deutschen Volkes, hat der Bezirkskommandeur Oberst Freiherr Rüdt von Collenberg in Hannover bei der dortigen Sedanfeier gesagt." „Mit Recht, mit vollem Recht, meinen wir," setzt die Redaktion hinzu. Es ist, als sollte jener englische Spruch right or wrong, my country, der bei großen Lebensfragen einer Nation

eine Richtschnur für den einzelnen bildet, bilden darf, ja unter Umständen bilden muß, auch in das wissenschaftliche, das Unterrichtsgebiet eindringen, und unser preußischer Lehrplan hat jener Strömung auch einigermaßen gehuldigt oder geopfert, indem er dem Unterricht in neuerer deutscher Geschichte auf Kosten der alten ein ganzes Jahr zulegt, und indem er die Geschichtsprüfung im Abiturientenexamen auf das Pensum der deutschen Geschichte beschränkt. Wir müssen das hinnehmen und aus der Verstärkung der deutschen Geschichte durch das Pensum der Untersekunda das unleugbar Gute und Richtige herauszufinden und auszunutzen streben: eine ausgiebigere Kenntnis der vaterländischen Geschichte ist eines Opfers wert, ist zweifellos etwas Gutes, und ein geschickter und charaktervoller Lehrer kann etwas sehr Gutes daraus machen. Aber ein Fortschritt in nationaler Gestaltung des Unterrichts liegt darin nicht etwa schon an und für sich, sondern dieser Fortschritt kann nur in der Behandlung des Geschichtsunterrichts im ganzen liegen. Und das humanistische Gymnasium hat hier etwas voraus, weil die Quellenkenntnis griechischen und römischen Lebens und der ganze historische Charakter der von ihm vermittelten Bildung jene Behandlung erleichtert, die wir im Gegensatz zu der tendenziösen, phantastischen, moralisierenden Behandlung früherer Tage die realistische, mit jenem glücklichen Ausdruck des Polybius die *ἐξ αὐτῶν τῶν πραγμάτων ἕξις*, eine Haltung und Behandlung im Geiste der Staatsgeschäfte nennen können. Der große Lehrer für diese Behandlung, dem auch wir Geschichtslehrer am Gymnasium dafür zu danken haben, ist Bismarck gewesen, und um so mehr ziemt es sich, an dieser Stelle an das zu erinnern, was er am 8. April 1895 in Friedrichsruh den preußischen Lehrern gesagt hat, daß man, alle Parteien, an den deutschen höheren Schulen anders als an den französischen (oder englischen) bestrebt sei, in Beziehung auf die eigene Geschichte die Wahrheit zu sagen. Sehr richtig! und damit können wir unsere Betrachtung schließen. Wenn man uns fragt, wie sich unser Unterricht national, nationaler, am nationalsten, deutsch, deutscher, am deutschesten gestalten lasse,

so antworten wir einfach — indem man sich auf allen Stufen, in allen Fächern bemüht, ihn immer wahrer zu machen. Das tiefe Wort der Schrift „Die Wahrheit wird euch frei machen" gilt auch für die Völker und gilt namentlich für unsern Beruf: durch Wahrheit die Jugend unserer Nation zur Freiheit erziehen, heißt für uns Lehrer der höheren Schulen den Unterricht national gestalten.

Sie sehen wohl, verehrte Herren, daß wir hier nicht an einem Abschlusse, sondern an einem Anfang stehen. Die Frage, was das humanistische Gymnasium jenem Vorwurf gegenüber tun kann, könnte wirksam, methodisch, wissenschaftlich nur beantwortet werden, wenn uns ein ganz positiver, ins Detail ausgearbeiteter Lehr- und Organisationsplan nach dem gewünschten Gesichtspunkt weiterer oder anderer nationaler Gestaltung des Unterrichts von Sexta bis Prima mit Motiven vorläge. In dem, was ich von radikaler Reform- und Anklageliteratur zu Gesicht bekommen, habe ich einen solchen nicht gefunden, sondern nur vage Anklagen und Verallgemeinerungen auf der einen, vage Versprechungen und pomphafte Reklame auf der andern Seite. Dafür gibt es bekanntlich kein Widerlegen, und für das, was mit nationaler Gestaltung des Unterrichts und notabene des gesamten Erziehungswerks unserer höheren Schulen vernünftigerweise gemeint sein kann, gibt es kein anderes Mittel als die stetige Erfrischung und Läuterung unserer eigenen vaterländischen Gesinnung — nicht die papierene Reform, sondern die wirkliche, tägliche, unablässige Reformarbeit an uns selbst und an unserem Unterricht — mit anderen Worten, die solide Arbeit, welche langsam aber am besten die agitatorische Phrase überwindet.

21/307.

6.50





This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.